This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

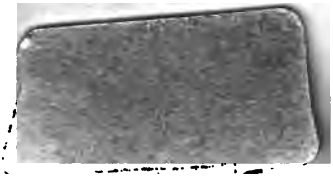
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete

der

Unterhaltung und des Wissens.

Einheimischen und fremden Quellen entnommen.

Den

Gebildeten des schönen Geschlechts

gewidmet.

Herausgegeben

vom

Hofrath Aloys Schreiber.

Der ersten Reihe siebentes Bändchen.

Heidelberg, 1827.

In der Akademischen Kunst- und Verlagshandlung

von J. Engelmann.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

SEP 04 1986

PN5214
W63
v.7.8

Ju-Kiao-Li,

oder

die beyden Muhmen.

Ein Chineſiſcher Roman.

(Beſchluß.)

Siebzehntes Kapitel.

Die Verfolgungen eines mächtigen Mannes nöthigen einen Beamten, ſeine Stelle zu verlaſſen.

Wie ſind verhaßt der Böſen Leidenſchaften!
Unſelig und verderblich iſt ſogar
Ihr Dienſt: Der, ſo Beſuch im Haus erhält,
Vertraut dem Hund die Wache ſeines Thors;
Wohl hütet ſich der Ränkeſchmied, daß [illegible]
Nicht die Inſekten ſcheucht, die ihn umſchwärmen.
Sogar die Stirn' am Bild des Mächtigſten
Der Götter iſt nicht ſicher vor Befleckung,
Und zwiſchen die erhab'nen Augenbraunen
Setzt, die Geberd' entſtellend, ſich das Eis.
Wetteifernd treiben ihre ſchändlichen
Verfolgungen die Schelme; doch vielleicht
Sind ſie am Ende ſelbſt nicht einig mehr.

So verbrachte Pe ſeine Zeit an dem Geſtade des öſtlichen ee's, immer beſchäftigt mit der Wahl ſeiner Eidame, d mit Gängen, auf denen er ſie finden wollte und die r überflüſſig waren. Diejenigen, welche er für Leute n Talent und Annehmlichkeit gehalten, waren prahle-

riſche und lügenhafte Schüler. Keiner ſchien ihm ſeiner Aufmerkſamkeit werth. Nach einem mehr als monatlichen Aufenthalt ging er, der fruchtloſen Nachforſchung äuſſerſt müde, bey Tſiantang über den Fluß, und begab ſich nach Chanyin,*) um die Grotte des berühmten Kaiſers Yu zu beſuchen.

Unterdeſſen ſchickte Sſe Yeoupe, ſeitdem er eine Stelle bekleidete, täglich Jemand ab, um ſich nach Pe zu erkundigen; aber niemals konnte er eine Spur von ihm entdecken. Er war zu Hauſe in die äuſſerſte Unruhe und Traurigkeit verſenkt. Eines Tags nöthigte ihn ein etwas wichtiges Geſchäft, Seine Herrlichkeit den Statthalter Yang zu beſuchen. Letzterer ſchloß, nachdem er die Papiere, welche ihm jener gebracht, abgefertigt, ſeine Pforte,

*) Chanyin iſt eine kleine Stadt in Tchekiang, und zwar in einer der maleriſchſten Gegenden dieſer Provinz, welche für das Paradies von China gehalten wird. Dieſe Stadt iſt nicht auf der Karte von D'Anville bezeichnet; auch bemerke ich hiebey, daß ſie nicht ſo genau und ausführlich iſt, daß man allen hier angezeigten Wanderungen darauf folgen könnte. Ich hatte einige Luſt, dem Mangel durch Verfertigung einer Specialkarte für die Geographie der beyden Muhmen abzuhelfen; allein obſchon ich das Anſehn derjenigen Herausgeber für mich hatte, welche Karten für die Reiſen des Gil Blas und des Don Quixote, und einen Atlas für den Sanct Ronans-Brunnen und die Verlobte von Lammermoor entwarfen, ſo fürchtete ich doch, es wäre zu große Anmaßung, wenn ich dieſe trefflichen Vorbilder nachahmen wollte. Darum wollte ich mit Nachahmung derſelben warten, bis dieſer neue Bund der Geographen mit den Romandichtern durch häufigere Acte beſtätigt und es etwas minder lächerlich ſey, ſo viele Wiſſenſchaft bey ſo eiteln Anläſſen zur Schau zu ſtellen.

und behielt ihn zum Thee. „Sie ſind außerordentlich jung, weiſer Staatsbeamter,“ ſagte er zu ihm. — „Entſchuldigen Sie!“ *) antwortete Sſe Yeoupe; „ich bin Ein und zwanzig Jahre alt.“ — „Als ich noch bey Hofe war,“ fuhr der Statthalter fort, „befand ich mich Abends und Morgens in Geſellſchaft Ihres edlen Herrn Vaters, der einer meiner vertrauteſten Freunde iſt. Jedoch hatte ich niemals das Glück, Sie dort anzutreffen.“ — „Mein Vater und ich,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „ſind vermöge der Geburt nur Oheim und Neffe. Erſt im letzten Jahre hat er mich an Sohnesſtatt angenommen. Darum hatte ich nicht die Ehre, Eure Excellenz während Ihres Aufenthalts am Hofe zu ſehen.“ — „Ah, ich verſtehe!“ ſagte der Statthalter. „Wirklich fällt mir ein, daß er keinen Sohn hatte. Aber Ihrem Dialekte nach ſcheinen Sie nicht aus Honan zu ſeyn. In welcher Provinz wurden Sie zuerſt eingeſchrieben?“ — „Ich bin aus Kinling,“ war die Antwort. — „Seitdem Sie Ihr Amt antraten,“ ſagte der Statthalter, „ſehe ich, daß Sie noch unverheirathet ſind. Wie kommt das?“ — „Der Zufall und einige beſondere Umſtände,“ erwiederte jener, „trieben mich an verſchiedenen Orten herum. Dies iſt die Urſache jener Verzögerung.“ — „Aber jetzt,“ war die Antwort, „dürfen Sie nicht länger ſäumen. Geſtern (fügte Yang hinzu) vernahm ich, daß der edle Herr Tchin zum Statthalter des Erbprinzen ernannt ward. Ich wünſchte ihn mit einem Gedicht zu bekomplimentiren. Kommen Sie doch morgen

*) Wörtlich: ich darf es nicht wagen, welches im Chineſiſchen nicht ſo wunderlich klingt, als bey uns der Fall ſeyn würde.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

SEP 04 1986

PN5214
W6D3
v. 7-8

Ju-Kiao-Li,

oder

die beyden Muhmen.

Ein Chineſiſcher Roman.

(Beſchluß.)

Siebzehntes Kapitel.

Verfolgungen eines mächtigen Mannes nöthigen einen Beamten, ſeine Stelle zu verlaſſen.

Wie ſind verhaßt der Böſen Leidenſchaften!
Unſelig und verderblich iſt ſogar
Ihr Dienſt: Der, ſo Beſuch im Haus erhält,
Vertraut dem Hund die Wache ſeines Thors;
Wohl hütet ſich der Ränkeſchmied, daß
Nicht die Inſekten ſcheucht, die ihn umſchwärmen.
Sogar die Stirn' am Bild des Mächtigſten
Der Götter iſt nicht ſicher vor Befleckung,
Und zwiſchen die erhab'nen Augenbraunen
Setzt, die Geberd' entſtellend, ſich das Eis.
Wetteifernd treiben ihre ſchändlichen
Verfolgungen die Schelme; doch vielleicht
Sind ſie am Ende ſelbſt nicht einig mehr.

o verbrachte Pe ſeine Zeit an dem Geſtade des öſtlichen
e's, immer beſchäftigt mit der Wahl ſeiner Eidame,
mit Gängen, auf denen er ſie finden wollte und die
überflüſſig waren. Diejenigen, welche er für Leute
Talent und Annehmlichkeit gehalten, waren prahle-

rische und lügenhafte Schüler. Keiner schien ihm seiner Aufmerksamkeit werth. Nach einem mehr als monatlichen Aufenthalt ging er, der fruchtlosen Nachforschung äusserst müde, bey Tsiantang über den Fluß, und begab sich nach Chanyin,*) um die Grotte des berühmten Kaisers Yu zu besuchen.

Unterdessen schickte Sse Yeoupe, seitdem er eine Stelle bekleidete, täglich Jemand ab, um sich nach Pe zu erkundigen; aber niemals konnte er eine Spur von ihm entdecken. Er war zu Hause in die äusserste Unruhe und Traurigkeit versenkt. Eines Tags nöthigte ihn ein etwas wichtiges Geschäft, Seine Herrlichkeit den Statthalter Yang zu besuchen. Letzterer schloß, nachdem er die Papiere, welche ihm jener gebracht, abgefertigt, seine Pforte,

*) Chanyin ist eine kleine Stadt in Tchekiang, und zwar in einer der malerischsten Gegenden dieser Provinz, welche für das Paradies von China gehalten wird. Diese Stadt ist nicht auf der Karte von D'Anville bezeichnet; auch bemerke ich hiebey, daß sie nicht so genau und ausführlich ist, daß man allen hier angezeigten Wanderungen darauf folgen könnte. Ich hatte einige Lust, dem Mangel durch Verfertigung einer Specialkarte für die Geographie der beyden Muhmen abzuhelfen; allein obschon ich das Ansehn derjenigen Herausgeber für mich hatte, welche Karten für die Reisen des Gil Blas und des Don Quixote, und einen Atlas für den Sanct Ronans-Brunnen und die Verlobte von Lammermoor entwarfen, so fürchtete ich doch, es wäre zu große Anmaßung, wenn ich diese trefflichen Vorbilder nachahmen wollte. Darum wollte ich mit Nachahmung derselben warten, bis dieser neue Bund der Geographen mit den Romandichtern durch häufigere Acte bestätigt und es etwas minder lächerlich sey, so viele Wissenschaft bey so eiteln Anlässen zur Schau zu stellen.

und behielt ihn zum Thee. „Sie ſind außerordentlich jung, weiſer Staatsbeamter,“ ſagte er zu ihm. — „Entſchuldigen Sie!“ *) antwortete Sſe Yeoupe; „ich bin Ein und zwanzig Jahre alt.“ — „Als ich noch bey Hofe war,“ fuhr der Statthalter fort, „befand ich mich Abends und Morgens in Geſellſchaft Ihres edlen Herrn Vaters, der einer meiner vertrauteſten Freunde iſt. Jedoch hatte ich niemals das Glück, Sie dort anzutreffen.“ — „Mein Vater und ich,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „ſind vermöge der Geburt nur Oheim und Neffe. Erſt im letzten Jahre hat er mich an Sohnesſtatt angenommen. Darum hatte ich nicht die Ehre, Eure Excellenz während Ihres Aufenthalts am Hofe zu ſehen.“ — „Ah, ich verſtehe!“ ſagte der Statthalter. „Wirklich fällt mir ein, daß er keinen Sohn hatte. Aber Ihrem Dialekte nach ſcheinen Sie nicht aus Honan zu ſeyn. In welcher Provinz wurden Sie zuerſt eingeſchrieben?“ — „Ich bin aus Kinling,“ war die Antwort. — „Seitdem Sie Ihr Amt antraten,“ ſagte der Statthalter, „ſehe ich, daß Sie noch unverheirathet ſind. Wie kommt das?“ — „Der Zufall und einige beſondere Umſtände,“ erwiederte jener, „trieben mich an verſchiedenen Orten herum. Dies iſt die Urſache jener Verzögerung.“ — „Aber jetzt,“ war die Antwort, „dürfen Sie nicht länger ſäumen. Geſtern (fügte Yang hinzu) vernahm ich, daß der edle Herr Tchin zum Statthalter des Erbprinzen ernannt ward. Ich wünſchte ihn mit einem Gedicht zu bekomplimentiren. Kommen Sie doch morgen

*) Wörtlich: ich darf es nicht wagen, welches im Chineſiſchen nicht ſo wunderlich klingt, als bey uns der Fall ſeyn würde.

wieder und leihen Sie mir Ihren Beystand!“ — „Ich habe nur ein sehr mittelmäßiges Talent,“ erwiederte Sse Yeoupe. „Doch muß ich alle Mühe anwenden, Ihre Befehle zu vollziehen.“ — Darauf nahm er noch zwey Tassen Thee an, und empfahl sich.

Der Statthalter Yang war, wie man schon denken mochte, kein anderer als Yang Thingtchao. Er hatte eine Tochter, die sich gerade in dem Alter befand, wo die jungen Frauenzimmer anfangen, ihre Haare mit einer Spange zu befestigen.*) Da er in Sse Yeoupe einen Mann sah, der schon in der Blüthe seiner Jahre zum Doctorat gelangt war, und der eine schöne Figur und ein angenehmes Wesen besaß, hatte er sich entschlossen, ihn bey'm Thee zu behalten und sich einen Augenblick mit ihm in's Gespräch einzulassen. Mit ausnehmender Freude erfuhr er, daß der junge Mann noch nicht verheirathet war.

Als ihm den folgenden Tag der Departements-Präfekt einen Besuch abstattete, ließ er sogleich diesen Staatsbeamten in einen der inneren Säle treten, und theilte ihm hier seinen Vorsatz mit, Sse Yeoupe zum Schwiegersohn zu machen. Darauf bat er den Präfekt, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Dieser wagte nicht, einen solchen Auftrag zu verweigern. Als er in seine Wohnung zurückkam, ließ er Sse Yeoupe sogleich zum Besuch einladen. „Ich wünsche Ihnen Glück, mein tugendhafter Freund!“ rief er ihm beym Empfang entgegen. — „Weshalb?“ fragte Sse Yeoupe. — „Ich machte heute,“ war die Antwort, „dem Statthalter einen Besuch. Seine

*) In ihrem fünfzehnten Jahre.

Herrlichkeit behielt mich zum Thee. Er ſagte mir, daß er eine Tochter habe, die eben ſo tugendhaft als ſchön ſey, und daß er, eingenommen von dem Erfolg, den Sie in noch ſo frühen Jahren erhalten, und auf die Nachricht, daß Sie noch unverheirathet wären, mir die Sorge anvertraue, einen Familienbund zwiſchen Ihnen und ihm zu vermitteln. Er wünſcht, daß ein unauflösliches und beglückendes Band Sie an ihn feßle. Dies iſt gewiß eine außerordentlich günſtige Sache. Worüber ſollte man ſich freuen, wenn man gegen ſo etwas gleichgültig wäre? Deshalb alſo habe ich meinen Glückwunſch an Sie gerichtet.“ — „Ich bin für das Wohlwollen Seiner Herrlichkeit, ſo wie für Ihre Güte, Herr Präfekt, von ganzem Herzen dankbar,“ antwortete Sſe Yeoupe. „Allerdings dürfte ich einen ſolchen Antrag nicht verweigern. Aber mein Vater ſchrieb ſchon an unſern Landsmann Pe, Mitglied des Miniſteriums [illegible]ffentlichen Schriften, um deſſen Tochter für mich zu erbitten.“

„Iſt die Verbindung, um welche Ihr edler Herr Vater für Sie anſuchte, ſchon geſchloſſen?“ fragte der Präfekt. „Wenn noch nichts entſchieden ward, ſo erlaubt die Art, womit Seine Herrlichkeit darauf beſteht, Ihnen dieſen Beweis von Gewogenheit zu geben, und die Anerbietung, ſo er Ihnen vor Augen ſtellt, kaum eine abſchlägliche Antwort.“ — „Ich ſtehe, was dieſen Bund anlangt, ſchon längſt in Verhältniſſen mit dem edlen Herrn Pe,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Auch iſt der Brief meines Vaters bereits abgegangen, und zudem hatte der Hiſtoriograph Gou Touïan hiebey das Amt eines Unterhändlers übernommen. Es iſt alſo nicht möglich, daß man die

Sache ändern und sich demnach auf eine andere einlassen kann. Ich hoffe, Herr Präfekt, Sie haben die Güte, mich bey dem Herrn Statthalter zu entschuldigen, da ich gezwungen bin, diesen Beweis seines Wohlwollens zu verweigern." — „Das ist nicht schwer," sagte der Präfekt. „Nur etwas wäre zu berücksichtigen. Der Statthalter ist ein Mann, mit dem man nicht gern in Unfrieden seyn mag. Als Beamte sind Sie und ich ihm untergeordnet. Eine solche Antwort auf seinen Heirathsantrag könnte schlimme Folgen haben." — „Wenn man Beamter ist, hat man immer einige Kämpfe zu bestehen," antwortete Sse Yeoupe; „aber in Betreff jener Heirath finde ich es allzuschwer, Ihrem Auftrage zu entsprechen." — „Wie dem auch sey," versetzte der Präfekt, „so müssen Sie die Sache durchaus noch überlegen, und nicht durch zu große Hartnäckigkeit einen Fehler begehen." — „Der Grund dieses Gegenstandes ist sehr klar," erwiederte Sse Yeoupe. „Jede Heirath ist den Regeln, welche die heiligen Gebräuche für die geselligen Verhältnisse festgesetzt, unterworfen. Da ich schon einen Antrag that, wie kann ich an einen andern denken? Ich bitte Sie nur, Herr Präfekt, ihm auf die genaueste Art meine Antwort zu überbringen." —

Als der Präfekt sah, daß Sse Yeoupe allen seinen Bitten widerstand, und daß nichts zu hoffen war, entschloß er sich, dem Statthalter alles das, was jener ihm gesagt, Wort für Wort darzulegen. Sobald Yang hörte, daß das Frauenzimmer, nach welchem Sse Yeoupe strebte, die Tochter von Pe sey, verursachte ihm diese Nachricht mancherley Gedanken. „Die Tochter des Pe Thaïhouan," sprach er bey sich, „steht in großem Rufe

von Seiten ihres Talents und ihrer Schönheit. Jedermann wird in ſie verliebt. Ueberdies hat er Sou Touïan zum Unterhändler, und ſein Vater Sſe Fanghoeï iſt auch mit jenen auf ſehr gutem Fuß. Man kann neun gegen zehn annehmen, daß die Heyrath gelingt. Warum ſollte er nicht meinen Abſichten entfernt werden? Doch wäre ich nicht in Verlegenheit, wenn er denſelben Gehör gäbe. Obſchon ich durch mein Amt weit über ihm ſtehe, iſt er doch ein junger Mann in der Blüthe des Alters, und hat ſich in den Prüfungen bewährt. Wird er jedoch, wofern der alte Pe ihn nicht abweiſet, ſich jemals aus eigner Bewegung an mich wenden? Allein wer weiß, wie Pe jetzo geſtimmt iſt?“ —

So war er fortwährend in Nachdenken vertieft, ohne daß ſich ihm ein Hülfsmittel darbot. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke: „Als mich,“ ſagte er, „der alte Pe vor einiger Zeit aufnahm, hatte er einen Gaſt im Hauſe, einen gewiſſen Tchangfanjou, der mir mehrere Tage Geſellſchaft leiſtete. Ich verlor ihn, ſeitdem wir uns verlaſſen, aus dem Geſicht. Allein letzthin ließ er mir ein Billet zuſtellen, mit der Bitte, ihm einen Beſuch zu erlauben. Ich dachte, er wolle durch mich aus ſeinem Verhältniß mit dem alten Pe irgend einen Vortheil ziehen. Da ich mich aber um dergleichen Freundſchaften nicht bekümmere, ſo wollte ich ihn nicht bey mir empfangen. Doch jetzo kommt es mir ſehr gelegen, daß ich ihn zu Tiſch einladen kann. Ich werde die Angelegenheit, ſo ihn hergeführt, abthun, und befrage mich ſodann über die gegenwärtige Stimmung des alten Pe. Kann man irgend eine Feder ſpringen laſſen, ſo bleibt uns noch Hülfe.“

Auf diesem Plan beharrend, ließ der Statthalter einen seiner Officianten kommen, und befahl ihm, ein Billet unter seinem Namen an den Herrn Tchangfanjou aus Tanyang zu schreiben, mit der Einladung, daß er in seinem innern Gemach mit ihm speisen möge. Diesem Befehl zufolge machte der Officiant das Billet fertig, und schickte Jemand zur Einladung ab.

Man erinnert sich, daß Tchangfanjou, als er Pe's Wohnung verließ, wo er eine so lächerliche Rolle gespielt hatte, zum Vorwande nahm, daß er sich wegen Annäherung der Provincial-Prüfung nach Hause begeben müsse. Er war kein Mann, der leicht erröthete, und im Gedanken an die Bekanntschaft, so er mit dem Statthalter Yang gemacht, suchte er nunmehr seine Zuflucht in Hangtcheou. Er sandte dem Statthalter eine Menge Besuchskarten; da er aber sah, daß man seine Höflichkeit nicht erwiederte, fand er wohl, daß er jenem gleichgültig sey, und gab am Ende den Versuch, ihn zu sehen, auf. Darum war es ihm höchst unerwartet, als ihm ein Bote das Billet mit der Einladung brachte. Voller Freude wechselte er in großer Eile Tracht und Mütze, und schon stand er wartend an der Pforte des Pallastes. Um Mittag öffneten sich die Thüren, man rief den Namen des Eingeladenen, und Tchangfanjou ward in das Innere geführt.

Nach den ersten Begrüßungen nahmen der Statthalter und sein Gast ihre Plätze ein, und der erstere begann: „Als ich Ihre Karte empfing, wollte ich Sie zu Tische bitten. Nehmen Sie es doch ja für keine Beleidigung, wenn die Regierungsgeschäfte mich bis jetzt daran hinderten.“ —

„Ich habe ſchon unendliche Beweiſe Ihrer Gnade erhalten,“ erwiederte Tchangfanjou, „und ſchätze mich deshalb für den Glücklichſten der Welt. Jetzo erzeigen Sie mir die hohe Ehre der Einladung. Was kann ich thun, um mich derſelben würdig zu machen?“ —

Bald nachher trug man auf, und als die erſten Taſſen geleert waren, ſagte der Statthalter: „Sie haben ſich bey Pe Thaïhiouan niedergelaſſen; wie fanden Sie Zeit, hieher zu kommen?“ — „Ich beurlaubte mich,“ antwortete Tchangfanjou, „bey dem edlen Herrn Pe wegen des letzten Herbſt-Examens, wo ich als Candidat ſeyn mußte. Dies erlaubte mir, hieher zu kommen und mich dem Brennpunkte der Vernunft und der Tugend zu nähern.“ — „Ah! Sie haben Pe Thaïhiouan verlaſſen?“ ſagte der Statthalter. „Ich weiß nicht, ob er ſeitdem ſeine Tochter verheirathet hat; iſt Ihnen etwas darüber bekannt?“ — „Um Eure Herrlichkeit nicht zu täuſchen,“ erwiederte Tchangfanjou, „muß ich bekennen, daß, obſchon ich bey dem edlen Herrn Pe unter dem Namen eines Gaſtes wohnte, er mir doch in der That Hoffnung machte, ſein Schwiegerſohn zu werden. Ich hätte nimmer gedacht, daß er in der Folge ſein Ohr den Verläumdungen einiger nichtswürdigen Menſchen leihen würde, welches mich zum Abſchied bewog. Uebrigens höre ich, daß ſeine Tochter noch nicht verheirathet ſey.“ — „Der alte Pe,“ ſagte Yang, „iſt ein Mann von außerordentlichem Eigenſinn und voll Vertrauen auf ſich ſelbſt. In der erſten Zeit, als ich bey Hofe war, ließ ich ihm zwey- oder dreymal Anträge für meinen Sohn thun; aber er wollte nicht einmal darauf hören.“ — „Wenn er ſich auf

dieſe Art einen Schwiegerſohn zu wählen denkt," rief Tchangfanjou, „dann fürchte ich, die Heirath ſeiner Tochter kommt in ſeinem jetzigen Leben*) nicht zu Stande!" — „Wahrlich! Wahrlich! Sie haben Recht," verſetzte der Statthalter mit lautem Lachen. „Aber ich vernahm kürzlich, der Richter Sſe habe durch Gou Touïan, als Vermittler, um ſie anhalten laſſen. Sie wiſſen das vielleicht?" — „Ich wußte es noch nicht," war die Antwort. „Aber erlauben Sie mir die Frage: Wer iſt dieſer Richter Sſe?" — „Ein Doctor von der neuen Promotion, Namens Sſe Yeoupe," antwortete jener. — „Dieſer Sſe Yeoupe iſt aus der Provinz Honan," ſagte Tchangfanjou. — „Sein väterlicher Oheim iſt aus Honan," erwiederte Yang, „und darum ward er unter die Candidaten dieſer Provinz eingeſchrieben. Er ſelbſt iſt aus Kinling." — „Dann wäre es Herr Sſe, mit dem Beynamen Kiunfian!" rief Tchangfanjou ſehr überraſcht. „Ich dachte mir eine andere Perſon dieſes Namens." — „Stehen Sie in Verbindung mit ihm?" fragte der Statthalter. — „Herr Sſe und ich ſind vertraute Freunde," war die Antwort. „Er hat über einen Monat in meinem Garten gewohnt." — „Das freut mich ſehr," ſagte der Statthalter. „Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen." — „Darf ich fragen, was es betrifft?" erwiederte Tchangfanjou. — „Ich habe eine Tochter," fuhr Yang fort, „und warf meine Augen auf jenen, um ihn zu meinem Schwiegerſohn zu machen; aber ſeine Abſicht

*) Anſpielung auf die Seelenwanderung, wie ſchon früher geſchah.

ging auf die Tochter des edlen Herrn Pe und hartnäckig verweigerte er meinen Antrag. Weil Sie und er nun genaue Bekannte ſind, ſo müſſen Sie ſich wohl die Mühe geben, mit ihm zu ſprechen. Der edle Herr Pe iſt ein wunderlicher und halsſtarriger Mann. Die Heirath, welche jener im Sinne hat, iſt vielen Schwierigkeiten unterworfen. Das Beſte für ihn iſt, wenn er die Verbindung, ſo ich ihm vorſchlug, eingeht. Fällt die Sache nach meinem Wunſch aus, ſo weiß ich für einen ſolchen Dienſt erkenntlich zu ſeyn.“ — Tchangfanjou antwortete mit einer Verbeugung: „Ich folge Ihrem Befehl.“ Nachdem er noch einige Taſſen getrunken, ſtand er auf und empfahl ſich dem Statthalter.

Als Tchangfanjou nach Hauſe zurückging, kamen ihm allerley Gedanken über das, was er ſo eben vernommen hatte. „Welche Qual,“ ſprach er bey ſich ſelbſt, „habe ich nicht ausgeſtanden! Wie viel Geld habe ich nicht im Anfange verſchwendet, um dieſe Verbindung mit dem Hauſe Pe zu erlangen! Und doch war Zeit und Mühe verloren! Denn er wählt einen Doctor von der neuen Promotion und macht ihn zu ſeinem Eidam. Sollte ich deshalb nicht aufgebracht ſeyn? Ich weiß nun nichts Beſſers zu thun, als alles das in Unordnung zu bringen. Noch ſind ſie nicht vereinigt, und iſt es möglich ſie zu entzweyen, ſo bin ich meiner Schuld entledigt und rufe den Schutz des Statthalters an. Aber der verwünſchte Oſe iſt in der Liebe ein wahrer Dämon. Schon lange glüht er für Fräulein Pe; er iſt wie ein von Hunger oder von Durſt verzehrter Mann. Wenn ich ihn blos mit Worten ermahne oder ihm Gründe entgegen ſtelle, ſo wird er nie darauf hören. Wahrſchein-

lich iſt er von dem, was ſeit einiger Zeit in Pe's Hauſe vorging, noch nicht vollkommen unterrichtet. Ich muß ihm alſo ein Mährchen aufbinden, und werde ihm ſagen, daß Fräulein Pe geſtorben ſey. Hierdurch ſchneide ich ſeinen Projekten den Weg ab, und der Statthalter Yang wird nicht den Verdruß haben, daß die von ihm beabſichtigte Heirath mißlingt.“ —

Tchangfanjou hielt ſich nun an dieſe Liſt. Er machte ſogleich am folgenden Morgen einige Geſchenke bereit, ſchrieb ſeinen Namen auf eine Viſitenkarte, und ging dann, um Sſe Yeoupe pflichtmäßig ſeine Aufwartung zu machen. Der Gerichtsbote meldete ihn, und führte ihn dann herein. Gerade damals forſchte Sſe Yeoupe an allen Orten nach Pe. Er erblickte alſo Tchangfanjou's Billet mit großer Freude. „Dieſer Mann,“ ſagte er, „hat ſicher Nachrichten von Pe.“ — Dann eilte er raſch in den Saal, um jenen zu empfangen. Beyde näherten ſich einander mit heiterer und zufriedener Miene, und nahmen nach den erſten Begrüßungen fröhlich ihre Plätze ein. Tchangfanjou begann zuerſt: „Sie ſind ſehr ſchnell abgereiſ't, edler Herr; aber es verging kein Tag, wo ich nicht an Sie dachte. Da ich nun heute das Glück habe, Ihnen wieder zu begegnen, bin ich höchſt erfreut, Sie zu ſehen, obgleich zwiſchen uns ein ſo großer Unterſchied iſt, als zwiſchen den Wolken und dem Schlamm der Erde.“ — „Immer werde ich der freundlichen Geſinnungen, die Sie mir bewieſen, eingedenk ſeyn,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Seitdem ich mehr durch das Glück, als durch mein Verdienſt, befördert wurde, hätte ich Ihnen gern Nachricht von mir gegeben. Aber leider! hat es

mir die Entfernung der Orte nicht erlaubt. Als ich letzthin durch Kingling kam, war die mir bewilligte Zeit ſchon faſt erloſchen; ich konnte Ihnen alſo keinen Beſuch abſtatten. Bisher ward mir kein Augenblick Ruhe vergönnt. Da Sie nun heute die Gefälligkeit haben, mich zu beſuchen, ſo bin ich von dieſer Güte ſehr gerührt. Aber, mein Herr, erlauben Sie mir eine Frage. Der edle Herr Pe hatte in ſeinem Hauſe ein Quartier für Sie eingerichtet. Sie verließen einander weder am Abend noch am Morgen. Wie konnten Sie ſich alſo von ihm entfernen?“ — „Mein Vorſatz,“ erwiederte Tchangfanjou, „war, wie Ihnen bekannt, das Verlangen, ſeine Tochter zu heirathen. Aber ſeitdem dieſe geſtorben iſt, wozu ſollte ich mich noch länger bey ihm aufhalten? Ich nahm alſo meinen Abſchied.“ —

Dieſe Worte verſetzten Sſe Yeoupe in die größte Beſtürzung. „Wer iſt geſtorben?“ rief er. — „Seine Tochter, Fräulein Pe,“ war die Antwort. „Sie iſt todt; wußten Sie es noch nicht?“ — Sſe Yeoupe ſtand eine Weile wie vernichtet; es war ihm unmöglich zu ſprechen; endlich rief er: „Wie hätte ich es erfahren ſollen?“ Dann fragte er weiter: „Wann ſtarb ſie? Welche Krankheit hat ſie geraubt?“ — „Sie ſtarb im Laufe des Winters,“ ſagte Tchangfanjou. „Mit den meiſten Jungfrauen von ſo großem Talent geht es nicht gut. Fräulein Pe hatte alles Vertrauen in das ihrige. Sie brachte ihre Zeit nur mit Dichten zu. Kaum ſah ſie den Mond im Herbſt oder die Blumen im Frühling, ſo überließ ſie ſich auch unglücklichen Gemüthsbewegungen. Zudem hatte ſie einen eigenſinnigen Vater, der gar nicht zu behandeln war. Bald da, bald dort mit der Wahl eines Eidams beſchäftigt, kam

er nicht dahin, dem langweiligen ehelosen Stand seiner Tochter ein Ziel zu setzen. Am Ende wurde sie krank, und ihr Zustand ging in eine Schwäche über, von der sie nicht mehr erstand. Alle Aerzte sagten, es wäre eine Art Schwindsucht; aber so viel ich davon verstehe, hat ihr Gemüth sie um's Leben gebracht." —

Bey dieser Erzählung, die so viel Wahrscheinliches hatte, konnte Sse Yeoupe, den ein so grausamer Schlag unversehens traf, seine Thränen nicht zurückhalten. „Zu spät kam ich wieder!" rief er aus. „Ich wollte Ruf erlangen, und er sollte mir das Glück verdienen, Gatte jener reizenden Jungfrau zu seyn. Jetzt habe ich einen festen Stand, aber sie, um derentwillen ich nach ihm strebte, ist verschwunden. Ein eitler Traum von Ruhm hat mich verführt, und auch ihr habe ich den Untergang bereitet. Wohl sagt ein alter Dichter:

Ich habe Yejin nicht getödtet, doch
Bin ich an seinem Tode Schuld: O Blindheit,
Die gegen den so edlen Freund gefehlt!

So traf das Schicksal mich m[illegible]räulein Pe! Ach! Sollte mein Herz nicht tief verwundet seyn?" — „Sie stehen in einem hohen öffentlichen Amt," sagte Tchangfanjou, „und ziehen also die Augen der Gelehrten und des Volkes auf sich. Darum sollten Sie, edler Herr, den Gebräuchen zufolge, die Bewegungen ihrer Seele mäßigen." — „Ein Schriftsteller unter der Dynastie der Tsin," erwiederte Sse Yeoupe, „sagt, daß das, was unsere Seele bewegt, und wir selbst nur eins sind. Sie reden von Gebräuchen; wurden sie für uns eingeführt? Welch ein Mann bin ich, lieber Freund, daß Sie eine solche

Idee von mir haben?“ — „Sie ſind jung, mein Herr, und zu einem bedeutenden Grade gelangt. Wollen Sie die ganze Welt anklagen, daß ſie Ihnen keine ſchöne Gattin darbiete, und wollen Sie an die gefeſſelt bleiben, ſo nicht mehr iſt?“ — „Sie iſt die Einzige,“ rief Sſe Yeoupe, „die ich, ſeitdem mein Leben dauert, geliebt habe! Jetzt, da ihre Laute zerbrochen iſt, wird mir wenigſtens ihr Bild in die Einſamkeit folgen. Welche Untreue wäre es, wenn ich eine andere Schöne zur Gattin ſuchen wollte!“ — „Allerdings verſetzt eine ſolche Nachricht im Augenblick, wo man ſie erhält, in die höchſte Betrübniß,“ erwiederte Tchangfanjou. „Ich bin weit entfernt, edler Herr, die übrige zu tadeln. Es wäre die Sprache eines Elenden, wenn ich Ihnen jetzt, wo Sie in Schmerz verſunken ſind, der einer Geſtorbenen huldigt, von dem Marſiliſchen Kraut und von dem hochzeitlichen Alisma*) reden wollte. Sie müſſen ſich an dieſen Gedanken nach und nach gewöhnen.“

„Sie hegen Liebe zu mir, beſter Herr,“ entgegnete Sſe Yeoupe; „Ihre Worte haben allen Reiz der Freundſchaft. Aber mein Herz iſt kein Fels, und ich fürchte, es wird nie wieder geneſen.“ — „Ihr Gefühl iſt aus den Schranken,“ ſagte Tchangfanjou, „und ſchon zu lange falle ich Ihnen durch meine Reden beſchwerlich. Darum empfehle ich mich Ihnen jetzt. Ein andermal komme ich wieder, um Ihnen meinen Troſt anzubieten.“ — „Mein Herz leidet ſehr,“ antwortete Sſe Yeoupe. „Ich wage

*) S. die Anmerkungen zum 15. Kapitel. — Das wahrſcheinlich hier gemeinte Marſiliſche Seſelkraut gleicht der Ferulſtaude. Es hat weiße Blumen und eine wohlriechende Wurzel. A. d. Ueberſ.

nicht, Sie länger aufzuhalten. Doch sehe ich Sie wieder, und empfange Ihre wohlwollende Lehre.“ — Hiemit geleitete Sse Yeoupe den Tchangfanjou zurück, und sie trennten sich. Den folgenden Tag machte er ihm seinen Besuch, und Tchangfanjou erneuerte seine Vorstellungen. „Edler Herr,“ sagte er, „welche Idee Sie sich auch von dem Talent des Fräuleins Pe geschaffen, Sie standen doch mit derselben in keiner ehelichen Verbindung. Wenn ihr Tod Sie abhält, eine andere zu heirathen, so hieße dies aus dem Fräulein Pe eine zweyte Soupou machen. Ich hörte neulich, der Statthalter habe eine Tochter, die vorzüglich schön und geistreich wäre. Er hat sogar schon den Präfekten beauftragt, sie Ihnen, edler Herr, zur Gattin anzubieten; aber Sie schlugen dieselbe aus wegen Ihrer früheren Verhältnisse mit Fräulein Pe. Allein jetzo wissen Sie, daß letztere nicht mehr ist, und Sie haben keinen Grund, länger auf Ihrer Weigerung zu beharren. Seine Herrlichkeit erfuhr, daß Sie mich mit Ihrer Freundschaft beehren, und hat mir den Auftrag ertheilt, wieder mit Ihnen über jenen Gegenstand zu sprechen. Sie müssen, edler Herr, einen solchen Entschluß nicht festhalten.“ — „Eine ausnehmende Abspannung, ja ein vollkommener Stumpfsinn, hat sich meines ganzen Wesens bemeistert,“ antwortete Sse Yeoupe, „und zwar in dem Grade, daß es mir unmöglich ist, etwas von einer Heirath zu hören. Tausend Hindernisse stellen sich entgegen, so daß ich dem Befehl Seiner Herrlichkeit nicht gehorchen kann. Ich hoffe, lieber Herr, daß Sie sich die Mühe geben, ihm meine abschlägliche Antwort zu überbringen.“ —

Tchangfanjou hielt auf hunderterley Art mit Bit-

ten an, und Sſe Yeoupe beharrte nicht minder auf ſeiner Weigerung. Als endlich erſterer alle Mittel erſchöpft, ſah er ſich genöthigt, dem Statthalter dieſe Antwort zu überbringen, und ihm Wort für Wort die Unterhaltung, welche er mit Sſe Yeoupe hatte, darzulegen. „Die Sache hängt von Ihnen ab,“ ſagte Yang lächelnd. „Ich lade Sie ein, mich morgen zu beſuchen; dann finde ich wohl ſelbſt ein Mittel.“ —

Troſtlos ſind Bien' und Schmetterling, nicht mehr
Den holden Duft der Blumen zu genießen;
Es möchten Schwalb' und Aemmerling ſo gern
Um jeden Preis den Lauf des Frühlings hemmen.
Doch nur der König von dem Orient
Gebeut den Blumen aufzugeh'n: nicht Wind,
Noch Regen, hält zurück die junge Blüthe. —

Sſe Yeoupe's Weigerung, die Verbindung mit dem Statthalter einzugehen, erfüllte des Letztern Herz mit groſſem Aerger. Bald ſammelte oder erregte er mit allem Fleiß mancherley ſchwierige und verwickelte Rechtshändel, die er Sſe Yeoupe zur Entſcheidung vorlegte. Dieſer ſandte ihm ſolche zurück, nachdem er ſie vollkommen in's Klare gebracht hatte. Doch damit war der Statthalter noch nicht zufrieden. Er ſtand ihm bey jedem Anlaß im Wege, zwang ihn, auf ſeine Urtheile zurückzukommen, oder verwarf ſeine Entſcheidungen; ja er zog Fälle, die ſchon abgeſchloſſen waren, wieder hervor. Manchmal verlangte er, Sſe Yeoupe ſollte Geld erſtatten, das er nicht empfangen hatte, oder er ſollte Räuber verhaften, von denen ſich keine Spur fand. So bedrängte er jenen durch tägliche Verfolgungen, und wenn die Geſchäfte, womit er ihn überhäuft, beendigt waren, tadelte er ihn noch, ohne ihm jemals das mindeſte Wohlwollen zu bezeigen.

„Alles das,“ dachte Sse Yeoupe, „kommt offenbar von meiner Abneigung gegen die Heirath, so er mir vorschlug. Er will mich auf's Aeusserste bringen, und ich bin nicht im Stande ihm Trotz zu bieten. Fräulein Pe ist nicht mehr. Von Lo Mengli und seiner Schwester konnte ich noch keine Spur entdecken. Ich bin allein, habe weder Vater, noch Mutter, noch Gattin, noch ein anderes Weib in meinem Hause. Auf Reichthümer halte ich nichts, und sollte, ohne irgend eine Entschädigung, das Leben eines Lastthiers führen, und das aus bloßer Liebe zu dieser Schärpe von schwarzer Gase, und um des eiteln Vergnügens Willen, daß ich auf den Listen der Beamten stehe? Zudem habe ich einen gefährlichen Gegner über mir. Da ich erst seit kurzer Zeit im Dienste bin, so fand er noch keinen ächten Grund mich anzufallen. Setze ich aber meine Amtsverrichtungen fort, so beut sich ihm gewiß noch irgend ein kleiner Vorwand dar, um mir Händel zu erregen, und wenn ich mich dann seiner entledigen will, so muß ich alle meine Hülfsmittel erschöpfen. Das Beste, was ich thun kann, ist, sogleich meine Entlassung zu geben. Alle, die um uns sind, erkennen dann wohl, daß dieser unerträgliche Mensch die Ursache meines Abschieds ist, und was die Geschäfte anlangt, so wird, wenn ich einmal zu meiner Bestimmung zurückkehren will, mir solches nicht schwer seyn.“ —

Sogleich auf diesen Entschluß fertigte er nach und nach alle Geschäftssachen ab, die seinem Gerichte zugesandt waren. Er antwortete auf alle an ihn gerichtete Bittschriften, und endigte mit einem Schreiben, das er durch einen seiner Gerichtsboten dem Präfekt übergeben ließ, und worin

er denſelben bat, den drey Directoren, ſo wie dem Intendanten und den übrigen Beamten der Provinz, ſeinen Abſchied bekannt zu machen. Er hatte keine Familie, und führte ſeine Haushaltung für ſich allein. Darum nahm er nur Siaohi und die Diener, welche ihn begleitet hatten, mit, und verſah ſich mit dem nöthigen Gepäcke. Sodann reiſ'te er am frühen Morgen ab, ſagte aber vorher noch ſeinen Officianten, der Provincialrichter habe ihn mit einem ſein Amt angehenden Geſchäfte beauftragt, und verbot ihnen, ihm zu folgen. Er nahm ſeinen Weg durch das Thor von Tſiantang, in der Abſicht, auf einer Barke nach Kinling zurück zu kehren. Als er aber außerhalb der Stadt und nun an dem Ufer des See's angelangt war, kamen ihm neue Gedanken: „Ich reiſe ohne beſtimmten Zweck," ſprach er bey ſich ſelbſt. „Wenn der Präfekt und die zwey Unterpräfekte meine Abreiſe erfahren, ſenden ſie mir gewiß Leute nach. Auf dieſer Straße erreichen ſie mich unfehlbar. Wie unangenehm wäre es, wenn ich wieder zurückkehren müßte! Das Beſte wird ſeyn, wenn ich bey Tſiantang über den Strom ſetze, und mich dann in die Gegend von Chanyin begebe, wo die Grotte des Kaiſers Yu iſt. Dort verweile ich einige Tage, und ſieht man, daß es unmöglich ſey, mich einzuholen, ſo läßt man die Sache fallen, und es iſt mir dann ein Leichtes, meinen Weg ohne Hinderniß weiter zu nehmen." —

Dieſem neuen Plan zufolge, nahm er eine kleine Barke auf dem See, und ließ ſich bis zur Mündung des Stromes fahren. Als er dort angekommen war, ſetzte er ſeinen Weg ganz ſtill zu Fuße fort. Noch hatte er nicht über eine

Meile*) zurückgelegt, da erschien ihm ein großes Kloster, vor dem sich eine Pflanzung von Fichten und Thuyas befand, die einen angenehmen Schatten um dasselbe verbreiteten. Sse Yeoupe wählte, um sich zu setzen, einen trocknen und saubern Stein. Als er eine Weile hier geruht, ging einer jener Wahrsager, welche die ihrer Kunst dienlichen Gebete sprechen, vorüber. Sse Yeoupe warf seine Augen auf diese Figur, und erblickte:

Den Hut, viereckig, von des Hauptes Schweiß
Durchnäßt, ein wassergrünes Kleid, mit Löchern,
Durch welche man die beyden Schultern sah,
Verschiedne schwarze Flecken im Gesicht,
Und eine Halsgeschwulst auf jeder Seite.
Des Mannes Büchse klang in seiner Hand,
Und ohne Spange hing an seinen Lenden
Das Schreibtäflein; fürwahr! Einladendes
Bot nicht sein Ansehn, das Talente barg,
Womit man Geister niederschlagen will. —

Sse Yeoupe achtete wenig auf diesen Wahrsager, dessen Aeusseres so abstoßend war und der in einer so zerlumpten Tracht einherging. Schon war er vorbey, als jener eine kleine Schreibtafel an seiner Seite bemerkte, worauf man die Worte las: Eremit der Erkenntlichkeit; göttliches Werkzeug für die Gebete. Bey diesem Anblick kam ihm plötzlich ein Gedanke: „Ich erinnere mich," sprach er bey sich selbst, „daß ich voriges Jahr nach meinem Weggehen von Hause auf einen Mann stieß, der meine Peitsche lieh, um vermittelst derselben seine Frau wieder zu finden. Er sagte mir, daß er diese Angabe dem Eremiten der Erkenntlichkeit verdanke. Sollte der Wahrsager etwa Letzterer seyn? Als ich im Flek-

*) Das Zehntel einer Stunde.

ken Keouyoung war, beſchloß ich, dieſen Eremiten aufzuſuchen. Die Gelegenheit entwiſche mir nicht!“ —

Sogleich gab er einem Diener Befehl, jenen Mann zu bitten, daß er zu ihm komme. Auf dieſe Einladung kehrte der Eremit zurück, näherte ſich Sſe Yeoupe, grüßte ihn mit der Hand, und ſetzte ſich auf einen Stein. Dann fragte er ihn, ob er ein Gebet wolle ſprechen laſſen. — „Ja,“ antwortete Sſe Yeoupe, „dies iſt meine Abſicht. Aber ich bitte, ſagen Sie mir doch, Meiſter, haben Sie Ihren beſtändigen Wohnſitz an dieſem Ort, oder ſind Sie erſt kürzlich hieher gekommen?“ — „Ich ſpreche meine Gebete an allen Orten,“ verſetzte der Eremit. „Wie ſollte ich einen feſten Wohnſitz haben? Voriges Jahr, im Laufe des Herbſtes, kam ich hieher.“ — „Und wo waren Sie im letzten Frühlinge?“ fragte Sſe Yeoupe weiter. — „Im Frühlinge,“ ſagte jener, „war ich in dem Flecken Keouyoung, wo ich ſechs Monate lang wohnte.“ — Sſe Yeoupe erkannte hieraus, daß er der nämliche Mann ſey, den er im Auge hatte, und fuhr, ſehr vergnügt über dieſe Begegnung, fort: „Meiſter, während Sie im Flecken Keouyoung waren, ſuchte ein Mann ſein Weib, und bat Sie, ihm zu dem Ende ein Gebet zu ſprechen. Sie verſicherten ihn, daß, wenn er vierzig Meilen weiter ginge, er einen Reiter anträfe, und bäte er dieſen um ſeine Peitſche, ſo werde er ſein Weib wiederfinden. Erinnern Sie ſich dieſer Begebenheit?“ — „Wie kann ich mich ſo vieler Gebete erinnern, die ich alle Tage ſpreche?“ erwiederte der Eremit. Darauf ſann er ein wenig nach, und ſagte: „Ja, ja, ja! Ich habe ein verwirrtes Gedächtniß. Jetzt fällt mir ein, daß die dreyfache Li-

nie jenes Tages Vereinigung war. Vereinigung heißt Begegnung; ferner heißt sie Heirath. Aber jede Begegnung ist eine Art von Heirath. Darum sagte ich ihm, er sollte nachforschen. Aber ich weiß nicht, ob er wirklich sein Weib wieder gefunden hat. Wie ward Ihnen dieses bekannt, mein Herr?" — „Derjenige, welchen dieser Mann antraf, war ich selbst," antwortete Sfe Yeoupe. „Um meine Peitsche zu erhalten, stieg er auf eine hohe Weide, riß einen Zweig ab, und gab ihn mir dagegen. Sogleich erblickte er sein Weib, das Männer geraubt und in ein benachbartes verfallenes Kloster geschleppt hatten. Auf diese Art fand er sie wieder. Ihre Gebete haben etwas Göttliches, und Ihren Namen führen Sie mit Recht." — „Alles das," versetzte der Eremit, „kommt von vier heiligen Personen, von Fouhi, Wenwang, Tcheoukoung und Confucius,*) welche die wun-

*) Fouhi ist der Stifter der Chinesischen Monarchie. Wenwang und Tcheoukoung sind zwey Fürsten unter der Dynastie von Tcheou, welche zwey Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebten. Confucius hat die Maximen, so diese heiligen Personen hinterlassen, geordnet, und solche in ein fast unverständliches Buch gebracht, das man Yiking nennt. Die Grundlage dieses Buchs besteht aus Trigrammen oder Figuren von drey Linien, deren verschiedene Verbindungen alle, sowohl physische als intellectuelle, Handlungen der Natur ausdrücken. Um das Zukünftige zu entdecken, sind keine übernatürlichen Fähigkeiten nöthig; es ist genug, wenn man den Sinn dieser Figuren und der Punkte, wo sich eine in Bezug auf die andere darstellt, kennt. Man zeichnet sie durch Stäbchen, die aus einem Futteral, wie Würfel aus einem Becher, auf Gerathewohl geschüttet werden. Diese Art von Rhabdomantie (Wahrsagung durch den Stab) erfordert weder vorzügliche Talente, noch die Mitwirkung der Geister. Sie ist, nach der Meinung

dervolle Kunſt der Verbindungen in's Licht geſtellt haben. Welches Verdienſt habe ich dabey? Ich weiß nur etwas; nämlich: darüber zu ſprechen und nach den Regeln zu entſcheiden.“ — „Aber gerade da liegt die Schwierigkeit,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Jetzt, Meiſter, (fuhr er fort) möchte ich Sie bitten, ein Gebet für mich zu thun.“ — Der Eremit überreichte ihm ſeine Weiſſagungs-Büchſe, und ſprach: „Suchen Sie die Grundlagen der Wahrheit!“

Sſe Yeoupe nahm die Büchſe, wandte ſie gegen den Himmel, dann gegen die Erde, und gab ſie, nachdem er bey Seite ein Gebet verrichtet, dem Eremiten zurück. Dieſer nahm ſie in die Hand, bewegte ſie mehrmals auf verſchiedene Weiſe hin und her, und ſchüttete, einige unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen murmelnd, die Stäbchen aus. Es fanden ſich drey Linien auswendig, drey inwendig, und viele andere Figuren *). Der Eremit vollendete zu gleicher Zeit ſeine Gebetsformel; alsdann rief er: „Das iſt recht ſonderbar! Wir ſprachen eben von dem Trigramma der Vereinigung, und gerade das hat ſich gebildet. Ich weiß nicht, mein Herr, worauf es ſich bey Ihnen bezieht.“ — „Es iſt um eine Heirath zu thun,“ antwortete Sſe Yeoupe. — „Wohlan!“ verſetzte jener; „Sie erinnern ſich deſſen, was ich Ihnen ſo eben ſagte: Vereinigung heißt Begegnung und auch Hei-

derjenigen, welche daran glauben, eine rein-natürliche Operation, deren Reſultate man nur entziffern lernen muß.

*) Um die nachfolgende aſtrologiſche Erklärung recht zu verſtehen, ſetze man an die Stelle des Trigramma das Wort Karte. So darf man nur ein Wort ändern, um aus einer Chineſiſchen Thorheit ein Europäiſche zu machen.

rath. Letztere, wovon die Rede ist, hat schon eine Wurzel getrieben. Dies ist das allerglücklichste Verhängniß. Sie sehen dieselbe vor ihren Augen; Sie dürfen nur sprechen und wollen, ohne daß eine Bemühung nöthig ist. Die zwey inneren und äusseren Figuren bezeichnen einen ganz besonders günstigen Umstand. Sie werden zwey Damen auf einmal heirathen." — Sse Yeoupe lachte und sprach: „Es kann geschehen, daß man zwey Frauen nach einander nimmt; aber wie auf einmal?" — „Die zwey Figuren," sagte der Eremit, „stehen einander gegenüber, und sehen sich an. Auf diese Art haben sie sich gebildet. Wenn eine der beyden Frauen der andern vorangehen sollte, so wäre dies kein sehr seltener Fall." — „Nun denn," war die Antwort, „so müssen es zwey Schwestern seyn, die in dem nämlichen Hause verheirathet werden." — „Die eine der Figuren," erwiederte der Eremit, „gehört dem Himmel, die andere bezieht sich auf den Wind. Wenn es daher auch zwey Schwestern betrifft, so ist, da sich die eine der Figuren im Norden, die andere im Süden, befindet, nicht die Rede von zwey leiblichen Schwestern.*)"

„Meister," sagte Sse Yeoupe, „ich will Sie nicht hintergehen. Schon seit zwey Jahren beschäftigt mich die Sorge einer Heirath. Ich warf meine Augen auf zwey Töchter von verschiedenen Häusern. Dies ist denn wohl der Nord und der Süd, wovon Sie sprechen. Aber eine dieser zwey Jungfrauen ist leider nicht mehr; auch weiß ich nicht, wohin der Zufall die zweyte geführt hat. Gibt

*) Die Namen Brüder und Schwestern werden in China auch auf Vettern, Basen, und andere Verwandtschaftsgrade angewandt.

es noch andere, die ſich mit mir verbinden wollten, ſo wird keine in Zukunft meinen Wünſchen entſprechen. Sie ſehen daraus, daß mir für dieſes Leben keine Hoffnung auf die hochzeitliche Kammer übrig bleibt. Es iſt Ihnen ſehr leicht, mir eine ſolche Rede zu halten; aber ich fürchte, Meiſter, daß Sie ſich auf meine Koſten luſtig machen.“

„Mein Amt iſt, wahrſageriſche Gebete zu ſprechen,“ antwortete jener. „Wie ſollte ich an eiteln Spaß denken? Ich erlaube mir nicht, Ihnen etwas zu ſagen, das nicht in der Verrichtung der Sache enthalten iſt. Aber wollen Sie, daß ich dasjenige, ſo darin liegt, verſchwinden laſſe?“ — Sſe Yeoupe verſetzte lachend: „Ich bin allein an dieſem Ort, und ſehe keine Spur, die ich verfolgen kann. Wohin meine Schritte wenden? Weil Sie verſichern, daß Ihnen die Sache vor Augen liegt, ſo zeigen Sie mir die Gegend an.“ —

Der Eremit ſtreckte die Hand aus, und beſchrieb einen Zirkel. „Da iſt noch etwas recht Sonderbares!“ ſagte er, „Die beyden Damen ſind in dem Lande Kinling. Aber um ſie jetzt zu finden, iſt es nöthig, daß Sie über den Strom von Tſiantang gehen, und ſich dann nach Chanyin verfügen, und zwar in die Gegend, wo die Grotte des Kaiſers Yu iſt. Hier forſchen Sie weiter nach, und unfehlbar treffen Sie jene in Zeit von einem halben Monat an.“ — „Das iſt noch unmöglicher!“ rief Sſe Yeoupe. „Ich könnte wohl, meiner ehemaligen Abſicht zufolge, nach dieſen Frauenzimmern forſchen, wenn ihr Verdienſt und ihre Schönheit wirklich bemerkenswerth ſind. Aber wie kann die Sache zu Stand kommen, wenn der eine Theil, den ſie betrifft, ſich an dieſem und der andere

an jenem Ort befindet?“ — „Die Vorbedeutung der drey Linien ist außerordentlich günstig,“ antwortete der Eremit. „Die zwey Damen sind von vollendeter Schönheit, ganz so, wie Sie dieselben nur wünschen mögen. Darum, mein Herr, versäumen Sie nicht diese Gelegenheit! Lassen Sie einen solchen Bund fahren, dann wird er nie mehr zu finden seyn.“ — „Was Sie auch sagen,“ erwiederte Sse Yeoupe, „wenn ich auf meiner Reise über den Fluß gehe, so kenne ich ja keinen Menschen in jenem Land. Wo soll ich also nachforschen?“ — „Vereinigung heißt Begegnung,“ sagte der Eremit. „Es ist unnöthig, daß Sie nachforschen. Die Begegnung erfolgt von sich selbst.“ — „Welchen Rang hat die Familie?“ fragte Sse Yeoupe. — „Dies,“ versetzte jener, „bietet noch eine andere Sonderbarkeit dar. Sie hat nur einen gewöhnlichen Rang. Aber kommt die Zeit, den Bund zu schließen, dann wird dieses Haus sehr edel und ausgezeichnet seyn.“ — „Ihre heutige Weissagung,“ erwiederte Sse Yeoupe, „enthält Dinge, die einander eben so entgegen stehen, wie die Lanze und der Schild. Hat sich nicht etwa ein Irrthum hineingeschlichen?“ — „Ich habe es Ihnen schon gesagt,“ war die Antwort, „daß ich kein Genius bin, sondern mich allein nach den Regeln der Vernunft an das Wahrsagen halte. *) Die Vortrefflichkeit ihrer Lehre werden Sie selbst erkennen, wenn die Wirkungen ihr entsprechen. Auch ich weiß in diesem Augenblick nicht mehr.“ — „Es fällt mir ein,“ sprach Sse Yeoupe, „daß Sie in ihrer Weissa-

*) Die hier gemeinte Vernunft ist die Theorie, welche sich die alten Chinesen von den Handlungen der Natur in ihrer Uebereinstimmung mit den Absichten des Himmels schufen.

gung für den Mann, der ſein Weib ſuchte, ſogar die Farbe meiner Tracht bezeichneten. Können Sie mir auch, ehe ich von hier weggehe, das Aeuſſere desjenigen angeben, dem ich begegnen ſoll?“ — Der Eremit beſchrieb von neuem einen Zirkel mit ſeiner Hand, und ſagte: „Wenn Ihnen am dritten Tage des Zeitenumlaufs nach Ihrer Abreiſe von hier, um Mittag, ein Greis begegnet, der ein edles Anſehn und eine ausgezeichnete Phyſiognomie hat, und der ein Kleid von weißer Leinwand trägt, ſo iſt dies die befragliche Perſon. Die Vortheile jener Verbindung ſind ſo groß, daß Sie das ganze Reich durchziehen können, ohne eine ähnliche zu finden. Verſäumen Sie dieſe ja nicht, mein Herr! Sie würden es bereuen, aber zu ſpät!“ — „Sagen Sie mir noch etwas anders über Ihre Verrichtung,“ bat Sſe Yeoupe. — „Jede meiner wahrſageriſchen Verrichtungen geſchieht einzeln,“ erwiederte der Eremit. „Sie können keinem doppelten Zweck dienen. Wollen Sie mich daher über etwas anders befragen, ſo muß das Loos noch einmal geworfen ſeyn.“ — „Gut!“ ſagte Sſe Yeoupe; „nehmen wir etwas Neues vor!“ Und ſogleich ſprach er ein anderes Gebet. Der Eremit ſtellte die Figuren, und wiederholte ſeine wahrſageriſche Formel. Das Trigramma, welches er herausbrachte, war das fünf und fünfzigſte. „Dieſe Figur,“ ſagte er, „bezieht ſich auf literariſchen Glanz. Was iſt der Gegenſtand Ihrer Frage?“ — „Ich wünſchte,“ war die Antwort, „zu wiſſen, ob ich in den Rang, den man mir verliehen, wieder eingeſetzt werde.“ — „Dieſer Rang,“ erwiederte der Eremit, „iſt nicht verloren. Wozu alſo die Wiedereinſetzung?“ — „Allerdings iſt er verloren,“ entgegnete Sſe Yeoupe. —

„Er ist es nicht; er ist es nicht, sage ich Ihnen!“ rief jener. — „So bitte ich Sie,“ war die Antwort, „zu sehen, welcher Rang es sey.“ — „Ein guter Erfolg bey der großen Prüfung,“ sagte der Eremit. „Es verlohnt sich der Mühe, davon zu reden. Aber die Figur, welche den literarischen Glanz bezeichnet, ist gewöhnlich auf den Grad eines Academikers vom großen Collegium anwendbar.“ —

Sie Yeoupe brach in Lachen aus: „Meister!“ rief er, „Ihre Vermuthung ist ohne Widerspruch falsch. Ich hatte ein obrigkeitliches Amt; ich verließ es; darum ist mein Rang verloren. Gäbe man mir ihn wieder, so würde ich dadurch nicht Academiker, und werde ich zum Academiker ernannt, so erhalte ich nicht den verlorenen Rang.“ — Der Eremit machte einen neuen Zirkel. „Das ist,“ sagte er, „offenbar der Rang eines Doctors der Academie. Ich habe mich nicht betrogen, und glaube eher, daß jenes obrigkeitliche Amt die Folge von irgend einem Irrthume war.“ —

Sie Yeoupe antwortete mit der Miene eines Mannes, der nicht weiß, ob er dem, was man ihm sagt, trauen soll: „Wohlan! Ich habe Ihnen viele Mühe verursacht!“ Dann befahl er einem seiner Diener, dem Eremiten für seine wahrsagerischen Verrichtungen eine halbe Unze Silber zu geben. *) Der Eremit nahm sie und verschwand sogleich.

Die Welt ist eine schon voraus geordnete
Maschine, deren Triebrad nicht das lebende
Geschlecht erkennt: doch kommt die Zeit zu jeglicher
Begebenheit, thut Glück es oder Unglück dar. —

*) 3 Franken, 75 Centimes.

Sſe Yeoupe behielt von dieſer wahrſageriſchen Operation eine mit Zweifel und Vertrauen gemiſchte Erinnerung, und da das Reſultat derſelben mit ſeinem erſten Vorſatz, über den Strom zu gehen, übereinſtimmte, nahm er eine kleine Barke, und ließ ſich auf die andere Seite des Fluſſes von Tſiantang überſetzen, damit er eine Wanderung in die Gegend von Chanyin vornehmen könne. Unter den Erſcheinungen dieſer neuen Reiſe wird man jenen Spiegel erblicken, deſſen Reinheit nichts trüben kann, ſo wie den geglätteten Jaspis und den heiligen Berg, welche den Zugang zu dem hochzeitlichen Lager eröffnen.

Wo das Geſchick nicht hilft, da wird umſonſt
Die Reiſ' auf tauſend Meilen unternommen;
Durch ſeinen Beyſtand aber findet ſich
Auf Fingerslänge ſchon, was man geſucht.
Das Schickſal iſt ein widerſpenſtiges
Und launenhaftes Kind, es nimmt oft tauſend
Umwege, ſeine Zwecke zu erreichen. —

Man wird im folgenden Kapitel ſehen, ob Sſe Yeoupe wirklich denjenigen antraf, welchen er ſuchte.

Achtzehntes Kapitel.

Begegnung eines Eidams auf einer Reiſe inmitten der Gewäſſer und der Berge.

Am Ende wird doch alles hell, und Menſchen
Von gleicher Sinnesart erkennen ſich;
Doch wer vermag im Schoos der Traurigkeit
Vom hochzeitlichen Spiegel noch zu reden?
Ward Euch der Harf' und Laute Harmonie
Geraubt, wozu noch unterſcheidet Ihr
Den Duft der Pomeranz' und der Vanille?
Dem Kenner iſt nicht häßlich der Geruch
Vom eingeſalz'nen Fiſch: wer hätte wohl
Den Scharfſinn, jenen Augenblick zu wiſſen,
Da man die Glocke hört? Ein edles Roß
Fand Peyo in der That; ſein ſcharfes Auge
Gewahrt' es unter'm großen Haufen bald. —

Seitdem Sfe Peoupe dem Eremiten begegnet war, flößten ihm die wahrſageriſchen Verrichtungen, die derſelbe vollbracht, und die ſo beſtimmten Erklärungen, welche er von ihm erhalten, wirklich einiges Vertrauen ein, und er nahm ohne längeren Verzug ſeinen Weg nach der Weſtſeite hin. Aber aus Furcht, man möchte ſeine Schritte entdecken, verbarg er ſeinen wahren Namen, und nannte ſich Lieou (Weide), zum Gedächtniß der Verſe, die Fräulein Pe auf die Frühlingsweiden verfertigt hatte. Somit gab er ſich den Leuten, die er auf der Reiſe antraf, nur unter dem Namen des Baccalaureus Lieou zu erkennen.

In wenigen Tagen kam er nach Chanyin. Hier stellte sich ihm eine Gegend von wahrhaft wilder und erhabener Schönheit dar. Aus einer Menge von Thälern ergossen sich Bäche, deren Lauf miteinander zu wetteifern schien. Herrliche Aussichten wechselten endlos und ungehemmt. Sse Yeoupe war ganz entzückt über dieses Schauspiel, und um es recht nach Wohlgefallen zu genießen, nahm er seine Wohnung in einem alten Kloster, welches man den Tempel des Kaisers Yu nannte. Von hier aus machte er seine ländlichen Spaziergänge, die er jeden Morgen und jeden Abend wiederholte.

Nun hatte der Staatsrath Pe auf seiner Rückkehr von der Wanderung, die er nach Yu's Grotte gemacht, in diesem Kloster auch ein Quartier bezogen. Alle Beyde gingen eines Tages nach dem Frühstück aus, um die Reize der Landschaft zu genießen, und begegneten zufällig einander. Sse Yeoupe wandte sich um, und erblickte einen Greis, dessen Haupt mit einer leinenen Mütze bedeckt war, und der einen Mantel von weißer Leinwand trug, wie ihn die Mönche haben. Sein Ansehn verkündete einen Mann von besonderer Auszeichnung, der über den gewöhnlichen Menschen stand. Sse Yeoupe, dem sogleich die Weissagung des Eremiten der Erkenntlichkeit einfiel, war bey diesem Anblick so betroffen, daß er stehen blieb, ohne einen Schritt weiter thun zu können. Seiner Seits bemerkte Pe an Sse Yeoupe ein, mit dem Wesen der Jugend verbundenes, vortheilhaftes Ansehn, und alle Kennzeichen eines höheren Verdienstes. Dieser junge Mann war ihm eine sehr angenehme Erscheinung. Als er wahrnahm, daß Sse Yeoupe sich aufhielt, um ihn zu

betrachten, blieb er an der Stelle, wo er sich befand. Alle beyde hielten die Augen auf einander gerichtet, und sahen sich, nach wechselseitigem Gruß, fortwährend an, ohne daß es ihnen möglich war, sich zu entfernen. Endlich mußte Pe lachen: „Lieber Herr," sprach er, „Sie vergnügen sich, hier allein zu lustwandeln. Dies ist die Erholung großer Geister, die gern inmitten der Berge und Gewässer umherirren." — Sse Yeoupe antwortete ebenfalls lächelnd: „Ich strebe nicht nach der Eigenschaft eines großen Geistes, und beschränke mich darauf, Ihren Fußstapfen, edler Herr, zu folgen." — Pe sah neben der Straße mehrere sehr hohe Fichten, die eine angenehme Beschattung gewährten. „Wir sind Landleute," sagte er, Bewohner der Gebirge und Seeenufer. Warum setzen wir uns nicht unter diese Fichten und plaudern eine Weile?" — „Ich wünsche nichts mehr, als das," erwiederte Sse Yeoupe. „Nur fürchte ich, Ihrem gefälligen Antrag übel zu entsprechen." —

Beyde gingen dann unter die Fichten, und wählten zwey große Steine zum Sitz. Hierauf nahm Sse Yeoupe das Wort, und sprach: „Erlauben mir Eure Hochedeln, um Ihren Namen, um den Ihres Landes, und um den Beweggrund, der Sie hierher führt, zu bitten?" — „Mein Name," antwortete Pe, „ist Hoangfou, und meine Heimath Kinling. Ich kam hierher, um mich an den Schönheiten der Gebirge zu erfreuen und die Grotte von Yu zu bewundern. Und wie, lieber Herr, ist Ihr Name? Welche Angelegenheit führt Sie an diesen Ort? Ihrer Mundart nach sollten Sie mein Landsmann seyn." — „Mein Familienname ist Lieou," sagte Sse Yeoupe. „Auch mich hat

die Luſt an den Bergen und Gewäſſern dieſes Landes hieher gebracht. Wirklich bin ich aus Kinling. Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihre Bekanntſchaft in meiner Geburtsſtadt zu machen. Ein gutes Glück vergönnt mir, Sie in einem unverhofften Augenblick hier zu ſehen.“ — „Ich bin,“ war die Antwort, „ein für die Welt unnützer Greis; darum mag mir die Erheiterung, welche ich inmitten der Gebirge ſuche, recht wohl erlaubt ſeyn. Aber Sie, Herr Lieou, ſcheinen geeignet, das goldene Roß zu beſteigen oder in dem Saale von Jaspis ihren Sitz zu nehmen.*) Wie mochten Sie denn auch eine ſolche Vergnügungsreiſe machen?“ — „Ich habe geleſen,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „daß der größte unſerer Geſchichtſchreiber**) das ganze Reich durchwandert ſey, und darin die berühmteſten Berge und edelſten Flüſſe beſucht habe; daß er auf dieſe Art einen groſſen Schatz von Bildern und Erinnerungen geſammelt, und daß es ihm hierdurch gelang, alle die Wunderwerke des Alterthums und unſerer Tage, wovon er eine ſo glänzende und lebendige Darſtellung gibt, ſich anzueignen. Man kann jetzo von Ihnen das Nämliche ſagen, edler Herr. Was mich anlangt, der ich wenig in meinen Studien vorgerückt bin, ſo habe ich wohl einen geringen Theil der Neigung, wovon Sie ſprechen; aber ich bin nicht — und erröthe deshalb — der Mann, für den Sie mich halten.“ — „Die hohen Plane geziemen nur dem hervorragenden Talent,“ verſetzte Pe.

*) Man hat ſchon öfter geſehen, daß unter dieſen zwey figürlichen Ausdrücken das höchſte Collegium oder die groſſe Academie verſtanden iſt.

**) Der groſſe Geſchichtſchreiber iſt eine Benennung des berühmten Sſemathſian, der bey einigen Miſſionären der Chineſiſche Herodot heißt.

„Ein durch das Alter geſchwächter Greis, wie ich, darf dergleichen nicht haben. Jedoch ein junger Mann, wie Sie, hat Pflichten zu erfüllen. Sollten Sie allein, mein Herr, frey davon ſeyn?“ — „Ich hatte,“ war die Antwort, „das Unglück, meinen Vater und meine Mutter zu verlieren. Ich bin Waiſe und habe noch kein Ehebündniß geſchloſſen. Darum iſt es mir erlaubt, meinen Phantaſeen nachzuhängen. Aber dennoch empfange ich mit Ehrfurcht Ihren gütigen Rath, und bin für Ihre Freymüthigkeit ſehr dankbar.“ — „Ah! ſo ſind die Umſtände!“ ſagte Pe. — „Erlauben Sie mir, edler Herr,“ unterbrach ihn Sſe Yeoupe, „die Frage, wo zu Kinling ihre Wohnung liegt. Ich halte es für Schuldigkeit, bey meiner Rückkunft nach Ihnen zu fragen.“ — „Ich wohne,“ war die Antwort, „auf dem Lande, in einem Dorfe, das 60 bis 70 Meilen von der Stadt entfernt iſt und das man Kinchi nennt.“ — „So?“ erwiederte Sſe Yeoupe, „Sie wohnen in dem Dorfe Kinchi. Kennen Sie Pe Thaïhiouan, Mitglied des Miniſteriums der öffentlichen Schriften?“ — Pe mußte heimlich lachen. „Schon wieder dieſe Frage!“ dachte er. „Sollte dieſer Mann ein zweyter Tchaotſianli ſeyn?“ — „Pe Thaïhiouan,“ fuhr er fort, „iſt mit mir verwandt; warum ſollte ich ihn nicht kennen? Aber, Herr Lieou, da Sie nach demſelben fragen, ſo ſtehen Sie ohne Zweifel mit ihm in Verbindung.“ — „Das nicht,“ ſagte jener, „aber ich ehre ſeinen trefflichen Character, und darum habe ich nach ihm gefragt.“ — „Mein Verwandter Pe hat viel Stolzes und Unbiegſames in ſeinem Character,“ war die Antwort. „Wie konnte er Ihnen Zuneigung einflößen?“ — „Ein gemeiner Menſch iſt nie

mals unbiegſam," erwiederte Sſe Yeoupe, „und der Stolz würde denjenigen, der kein Talent hat, übel kleiden. Bey einem Gelehrten aber iſt jede dieſer Eigenſchaften an ihrer Stelle. Darum kann meine Zuneigung für jenen nicht anders als der Sache gemäß ſeyn. Dennoch hat dieſer edle Herr, meines Erachtens, einen Fehler." — „Welchen Fehler?" fragte Pe. — „Sein Urtheil ſteht nicht ſehr feſt, und er iſt zuweilen der Spielball von Ränkemachern," ſagte Sſe Yeoupe. — „Ja, das dachte ich auch ſchon," erwiederte Pe. „Aber, Herr Lieou, da Sie in keiner Verbindung mit ihm ſtehen, wie kennen Sie ihn denn ſo gut?" — „Der edle Herr Pe," war die Antwort, „hatte eine Tochter, der an Verdienſt und Schönheit noch keine andere gleich kam. Sie müſſen es wiſſen, edler Herr, weil Sie ſein Verwandter ſind." — „Ja, ich weiß etwas davon," verſetzte Pe. — „Nun," fuhr jener fort, „da er eine ſolche Tochter hatte, ſo mußte ihn allerdings die Wahl eines Eidams beſchäftigen. Jedoch die Nachforſchungen, welche er nach allen Seiten hin anſtellte, waren allein auf reiche, aber verdienſtloſe, junge Leute gerichtet; er ſchenkte Männern von Talent, die er vor Augen hatte, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit. Darum, meine ich, hat er kein feſtes Urtheil." — „Haben Sie meinen Verwandten beſucht, Herr Lieou?" fragte Pe. — „Ich ging nach ſeiner Wohnung, konnte ihn aber nicht ſehen," antwortete Sſe Yeoupe. — „Nun denn, Herr Lieou," ſagte Pe, „fällen Sie kein zu ſtrenges Urtheil über meinen Verwandten. Der Zufall war ihm ungünſtig, weil er nicht mit Ihnen zuſammentreffen konnte. Hätte er Sie gekannt, Herr Lieou, dann würde er in Ihnen alle Annehmlichkeiten des

Tſeutou gefunden haben.“ — „Ich verdiene gar nicht dieſes Lob,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Aber gewiß war derjenige, welchen er in ſein Haus zog, kein vollendeter Mann.“ — Dieſe Worte brachten Pe zum Nachſinnen. „Die Dinge dieſer Welt nehmen einen ſonderbaren Lauf!“ dachte er; „ich begehe, wie Jedermann bekannt, einen Irrthum mit jenem Tchangfanjou, und als ich die Augen auf einen gewiſſen Sſe Yeoupe werfe, weiß Niemand, wer er iſt. Hier kann man wohl ſagen, daß eine gute Nachricht nicht vor die Thüre kommt, und daß eine ſchlechte ſich auf tauſend Meilen verbreitet.“ — Dann wandte er ſich an Sſe Yeoupe, und fuhr fort: „Im Collegium von Kinling befand ſich ein Eleve, Namens Sſe Yeoupe. Kennen Sie ihn, Herr Lieou?“ — Dieſer ward etwas betroffen, und ſprach bey ſich ſelbſt: „Warum fragt er mich das? — „Sſe Yeoupe und ich,“ erwiederte er dann, „ſind Mitſchüler, und er iſt einer meiner beſten Freunde. Aus welchem Grund aber fragen Eure Hochedlen nach ihm?“ — „Erlauben Sie mir noch eine Bitte, Herr Lieou,“ ſagte Pe. „Wie groß mag wohl das Talent dieſes Sſe Yeoupe ſeyn?“ — „Er iſt nicht geſchickter, als ich,“ antwortete jener lächelnd. — „Wenn er die Vergleichung mit Ihnen aushält, ſo kann man ihn ſchon beurtheilen,“ verſetzte Pe. „Mein Verwandter ſagte mir, er habe dieſen jungen Sſe gewählt, um ihm ſeine Tochter zu geben, und die andern wären verſchwunden, wie betäubte Fliegen oder wie Schmetterlinge, die ein Wirbelwind davon führt. Sagen Sie noch, Herr Lieou, daß er kein ſehr feſtes Urtheil habe?“ — Dieſe Worte erregten in Sſe Yeoupe's Herzen ein Gemiſch von Ueberraſchung

und Freude, die aber bald eine unausſprechliche Reue niederſchlug. „Ach!“ rief er, „ſo beging ich denn eine Unbeſonnenheit, die nicht zu entſchuldigen iſt!“ —

Nach dieſer Unterredung ſprachen beyde noch über die Annehmlichkeiten des Landes, worin ſie waren. Sie ſaſſen beyſammen bis zum Anbruche der Nacht. Jetzo ſtanden ſie auf, und wandelten mit einander bis an das Kloſter zurück, wo ſie ſich trennten.

Der Blick aus einem ſchönen Augenpaar
Ermüdet nicht, und zwiſchen edlen Herzen
Verlängert ſich von ſelber das Geſpräch.
Was ſieht man hinter jenen Weiden ziehn,
Und über dem Gebirg? Der Vögel Schaaren,
So jetzt die Dämm'rung aus den Wolken ruft. —

Als Sſe Yeoupe wieder zu Hauſe war, überließ er ſich ganz ſeinen Betrachtungen. „Der edle Herr Pe,“ ſagte er, „hatte mir alſo einen Platz in ſeinem Schooße gewährt! Hätte ich mich ſchlechthin ihm vorgeſtellt und um den Ehebund angehalten, dann wäre keine abſchlägliche Antwort erfolgt. Nur der Gedanke, um die Vermittlung des Gou Touïan zu bitten, ferner das Verlangen, mir Achtung zu erwerben, ein Verlangen, das mich Monate und Jahre zurückhielt — alles das war Schuld, daß ich zu ſpät wiederkam, und unterdeſſen haben Schmerz und Kummer das Fräulein Pe zu den neun Quellen geführt.*) Stürbeſt du nach ſolchem Mißgeſchick vor Gram, o Sſe Yeoupe, dann würde auch der Tod dein Verbrechen nicht gut machen! Aber ich dachte nicht gleich an jenen eiteln Ruhm. Lo Mengli legt mir durch ſeine wiederholten Ermahnungen die Pflicht auf, ihn zu ſuchen. — Dieſe

*) Wir würden ſagen: an die Ufer des Styx.

Ermahnungen," fuhr er fort, „hatten einen guten Grund. Er versicherte mich, daß, wenn ich einmal die öffentliche Achtung erlangt habe, mir alles andere leicht sey. Konnte man aber voraussehen, daß Fräulein Pe mir so bald entrissen und er selber spurlos verschwinden würde? O gewiß! mein Ehebund steht nicht in den Büchern des Schicksals. Daher kommen so viele Leiden und Widerwärtigkeiten! Aber vor einigen Tagen verkündete mir der Eremit eine Begegnung an diesem Ort, und in der That fand ich jenen Greis. Er zeigte mir den Tag des Kalenders an, und wirklich ist es seitdem der dritte im Zeitenlauf. Je mehr ich darüber nachdenke, je unbegreiflicher scheint mir die Sache. Soll denn etwa das Schicksal meiner Heirath von jenem Greis abhängen?" —

Sse Yeoupe brachte die ganze Nacht in einer großen Verwirrung von Ideen und Betrachtungen zu. Am folgenden Morgen schrieb er sogleich eine Visitenkarte in ehrerbietiger Form, und erschien in Pe's Wohnung. Dieser behielt ihn bey sich. Sie sprachen, mit der Tasse in den Händen, über das Alterthum und über die Literatur. So verging der Tag, und nur der Abend trennte sie. Pe machte am folgenden Tage Sse Yeoupe einen Gegenbesuch, der ihn denn auch zu einem kleinen Mahle behielt. Seithem waren sie unaufhörlich beysammen, und dichteten entweder gemeinschaftlich, oder erfreuten sich an dem Anblick der Blumen und am Schauspiel der Gewässer. Ihre Gemüthsart entsprach sich, und Ihre Herzen waren im Einklange. Sie verließen einander den ganzen Tag nicht mehr. „Man rühmt die Talente des Sse Yeoupe," dachte Pe; „aber noch habe ich ihn nicht gesehen. Mit Kieou bringe ich

ſchon mehrere Tage zu. Ich konnte von Grund aus ſeinen Character ſtudiren. Er hat ein ſehr hervorragendes Talent, ſehr ausgebreitete Kenntniſſe. Dabey iſt ſein Aeuſſeres angenehm, und ſeine Phyſiognomie verkündet einen tüchtigen Mann. In den zwey Hauptſtädten und in allen Provinzen, ſo ich durchreiſ't, habe ich viele junge Leute gemuſtert, aber keinen einzigen gefunden, der ſo viele gute Eigenſchaften vereint, wie dieſer. Verſäume ich eine ſolche Gelegenheit, dann iſt er nicht der einzige, der über mein wenig feſtes Urtheil ſpotten kann. Es liegt hier nur etwas zum Grunde. Wenn ich blos eine Verbindung mit Houngiu ſchließe, ſo kann meine Nichte Mengli fragen, wo ſie einen eben ſo würdigen Gemahl finden ſoll, und ſie können mich beſchuldigen, daß meine Zuneigung auf den Verwandtſchaftsgrad berechnet ſey. Iſt aber jetzt die Rede von Lo Mengli, und ſtelle ich erſt nachher meine Forſchungen für Houngiu an, ſo hieße das eine Aufopferung meiner perſönlichen Gefühle. Ich ſehe in den beyden Muhmen ein gleiches Talent, eine gleiche Schönheit. Ihre Charactere ſtimmen vollkommen miteinander überein. Das Beſte iſt, ich vermähle ſie beyde mit dem jungen Lieou, und damit iſt die ganze Angelegenheit beendigt. Welches glückliche Ereigniß! Der junge Mann beſitzt, wie ich ſehe, Talente, die ihn dereinſt in die Academiſchen Gärten führen. Zudem iſt es nicht gerade der Ruf, was mich einnimmt; kein anderer, als er, kann mir für dieſe Verbindung gefallen.“ —

Er wandte ſich alſo an Sſe Yeouye, und ſagte zu ihm: „Ich habe eine Angelegenheit, über welche mit Ihnen zu ſprechen ich allerdings Jemand beauftragen ſollte.

zeugt von einem treuen und warm liebenden Herzen. Aber Sie sind jung, Herr Lieon, und sollten an die Folgen dieses Entschlusses denken, ob nämlich keine Schranke dem Sturm Ihrer Leidenschaft hemmen kann. Wird Ihnen die verlorene Perle wieder zu Theil, dann haben Sie Verbindlichkeiten, die Sie mit Recht erfüllen müssen. Sollten Sie aber, wenn diese niemals wieder kommt, sich deshalb dem ehelosen Stande weihen?" — „Ihre Lehren," antwortete Sse Yeoupe, „sind so weise, daß ich mich denselben mit Ehrfurcht fügen muß. Da ich aber ohne Verdienst und Talente bin, so darf ich wohl fürchten, daß die auf mich gefallene Wahl wenig Ehre über die Schwelle Ihres Hauses bringen wird." — „Für ein armes Haus wie das meinige," sagte Pe, „ist es ein wahres Glück, sich mit einem Weisen Ihrer Art zu verbinden." — „Ich muß also den Beweis von Gewogenheit, dessen Sie mich werth halten, empfangen," war die Antwort. „Aber wie trifft man die nöthigen Anstalten?" — „Das einmal gegebene Wort bindet für das ganze Leben," sagte Pe; „und was die Acte und üblichen Schritte anlangt, so wird, wann der Vermählungstag kommt, nichts unterlassen seyn." —

Beyde empfanden gleiche Zufriedenheit über den geschlossenen Bund. Sie hielten sich noch drey oder vier Tage auf, um die Landluft zu genießen. Hierauf äusserte Pe den Wunsch, zuerst weg zu gehen. „Ich bin lange von Hause entfernt," sagte er; „ich muß also morgen zurückkehren. Und wann denken Sie zu kommen, Herr Lieou?" — „Ich habe hier kein Geschäft," erwiederte Sse Yeoupe. „Nach Ihrer Abreise, edler Herr, trete ich meinen Weg an. Ich werde nur etwa vierzehn Tage lang von Ihnen

getrennt ſeyn, und frage dann nach Ihnen in dem Dorfe, das Sie bewohnen." — „Auf den gemeldeten Zeitpunkt wird das Haus gekehrt und in Ordnung ſeyn, um Sie zu empfangen," antwortete Pe. — Damit war ihre Unterhaltung geendigt, und am folgenden Tag nahm Pe Abſchied, und reiſ'te fort.

Sſe Yeoupe überließ ſich jetzt allein ſeinen Betrachtungen. „Wahrhaftig!" dachte er, „es liegt etwas Uebernatürliches in den Weiſſagungen jenes Eremiten. Bey allem, ſo er mir verkündet, war kein Wort, das ſich nicht bewahrheitet hätte. Nur kann ich mir nicht erklären, was er in Hinſicht meiner Beförderung gemeint, indem er verſicherte, der Grad eines Academikers wäre mir nicht entzogen."

Er brachte noch einige Tage mit Wanderungen in der Gegend zu. Hierauf dachte er, es wäre doch Zeit abzureiſen, und im guten Glauben, daß er nicht erkannt ſey, beauftragte er einen Diener, ihm eine Barke zu miethen, und ſchlug den Weg wieder ein, den er hieher genommen, indem er über den Strom von Tſiantang ging.

Nun muß man wiſſen, daß der Statthalter Yang, indem er Sſe Yeoupe öfteren Verdruß erregt, dabey keine andere Abſicht hatte, als ihn zu nöthigen, daß er ſeinen Heirathsvorſchlag eingehe. Allein Sſe Yeoupe hatte ſelbſt den Entſchluß gefaßt, abzudanken und ſich zu entfernen. Als der Präfekt und die Unter-Präfekte jenem dieſe Nachricht entdeckten, war er deshalb ein wenig entrüſtet, und gab dieſen Beamten Befehl, zur Verfolgung des Flüchtlings Leute nach allen Straßen hin auszuſenden. Wo aber hätte man ſeine Spuren entdeckt? Der Präfekt, und die Unterpräfekte machten wieder ihren Bericht über den miß-

lungenen Erfolg. Dieſes unangenehme Ereigniß führte den Statthalter auf eine Betrachtung: „Sſe Yeoupe,“ dachte er, „iſt ein Untergeordneter; allein er war ſehr kurze Zeit im Dienſt, und hat in ſeiner Amtsführung keine Fehler begangen. Obgleich es nicht offenbar iſt, daß ich ihn zum Abſchied nöthigte, ſo bin ich im Grunde doch Schuld daran. Der Intendant und der Provincialrichter wiſſen das ſehr gut. Erfährt es nun Sſe Fanghoeï, der bey Hofe iſt, ſo wird er mir feindlich geſinnt. Die Sache hat wirklich etwas recht Verdrießliches.“ —

Er war gerade mit dieſen Ideen beſchäftigt, als man ihm die Zeitung brachte. Er eröffnete ſie, und ſein erſter Blick fiel auf eine Erklärung des Miniſteriums der perſönlichen Angelegenheiten, worin daſſelbe einen Fehler, den es begangen, erkannte. Dieſe Erklärung war von einem kaiſerlichen Dekrete begleitet, das im Weſentlichen Folgendes enthielt: „Sſe Yeoupe, welcher den erſten Platz bey der zweyten Prüfung der Doctoren empfing, hätte für eine der Hofſtellen bezeichnet werden ſollen. Wie kam es, daß man ihn als Richter in die Provinz Tchekiang ſchickte? Ein ſolches Benehmen verdiente exemplariſch beſtraft zu ſeyn. Da aber das Miniſterium ſelbſt ſeinen Fehler erkannt, ſo hat es ſich dadurch einige Nachſicht erworben. Sſe Yeoupe ſoll in das Amt, welches er zu erhalten verdient, eingeſetzt, und ein anderer an ſeine Stelle zum Richter in der Provinz Tchekiang ernannt werden. Ehrfurcht!“ —

Man hat ſchon früher geſehen, daß Sſe Yeoupe für eine der Hofſtellen bezeichnet war, daß aber einige Große, mißvergnügt über ſeinen Rang, das Mini-

ſterium der perſönlichen Angelegenheiten genöthigt hatten, ihm ein Richteramt in Tchekiang zu verleihen. In der Folge aber widerſetzten ſich die Mitglieder des hohen Collegiums dieſer Uebertretung der beſtehenden Verordnungen. „Zwey Perſonen,“ ſagten ſie, „wurden für die Academie erwählt; es iſt kein Grund da, einem davon eine Beamtenſtelle zu geben.“ Sie wollten ſogar ein öffentliches Geſuch einreichen, worin das Miniſterium der perſönlichen Angelegenheiten wegen Verletzung der Geſetze und wegen Pflichtvergeſſenheit angeklagt und ein Urtheil gegen daſſelbe verlangt würde. Letzteres, dadurch in Furcht gebracht, fand kein anderes Mittel, als ſelbſt ſeinen Fehler zu bekennen, und übergab eine Erklärung, welche das erwähnte Dekret zur Folge hatte.

Sſe Yeoupe's Wiedereinſetzung in den Doctorgrad der großen Academie war dem Statthalter Yang gar nicht angenehm. Er fürchtete, Sſe Yeoupe möchte im Herzen einen Haß gegen ihn bewahren, und, wenn er einmal bey Hofe ſey, in Bezug auf jenen Gegenſtand nicht ſehr vortheilhaft von ihm ſprechen. Der einzige Weg, auf den er ſich beſann, war, daß er fortwährend Leute ausſchickte und ſich alle Mühe gab, jenen wieder zu finden.

Nun hatte der Präfekt eines Tags Geſellſchaft auf dem weſtlichen See eingeladen. Da ſeine Gäſte noch nicht angelangt waren, ſo befand ſich dieſer Beamte allein in ſeiner Barke, und vertrieb ſich damit die Zeit, daß er aus dem Fenſter ſchaute. Dies war gerade der Tag, wo Sſe Yeoupe, der über den Fluß gegangen, auf dem See ankam. Er nahm auf einem kleinen Fahrzeuge ſeine Richtung von Süden gegen Norden. Als er an der großen Barke des

Präfekten vorbeyfuhr, ward er bald von den Leuten deſſelben erkannt. Sie zeigten auf ihn, und riefen: „Da iſt der edle Herr Sſe!“ — Der Präfekt erhob ſein Haupt, und erkannte auf den erſten Blick, daß es wirklich Sſe Yeoupe ſey. Er befahl, man ſolle ohne Zeitverluſt die Landung des edlen Herrn Sſe aufhalten, und ging ſchnell an das äuſſerſte Ende ſeines Schiffes, um ihn zu empfangen. Die Wachen erreichten bald Sſe Yeoupe's kleines Fahrzeug, und führten es an den Vordertheil der Barke. Sſe Yeoupe, der ſich von dem Präfekten entdeckt ſah, fand kein Mittel, dieſem Beamten zu entgehen, und war alſo genöthigt, deſſen Schiff zu beſteigen. Letzterer empfing ihn auf ſehr gefällige Weiſe. „Edler Herr Sſe,“ war ſeine Anrede, „warum zogen Sie denn ohne Abſchied von uns hinweg? An wie viele Orte habe ich nicht geſandt, um Sie aufzuſuchen!“ — „Meine träge und unthätige Natur,“ antwortete Sſe Yeoupe, „taugte wenig für Geſchäfte. Darum gab ich ſo plötzlich meine Entlaſſung. Ich wollte die Fehler vermeiden, die ich ohne Zweifel in Ausübung der Gerechtigkeitspflege begangen hätte. War ein ſolches Verfahren nicht recht und der Vernunft gemäß? Aber konnten Sie, Herr Präfekt, ſich wirklich die Mühe geben, an mich zu denken?“ —

Der Präfekt lud Sſe Yeoupe nun ein, in ſeine Barke zu treten. Er begrüßte ihn, ließ ſogleich einen Armſtuhl an die obere Stelle tragen, und bat ſeinen Gaſt, ſich niederzulaſſen. Sſe Yeoupe verweigerte es, und erſuchte um den Platz gegen Morgen oder gegen Abend. Allein der Präfekt verſetzte: „Mein Herr, Sie müſſen allerdings den Ehrenplatz einnehmen. Jenes wäre zu große Demuth von

Ihrer Seite.“ — „Aus welchem Grund ändern Sie die Art mit mir zu ſprechen?“ fragte Sſe Yeoupe. „Warum ſollte ich nicht an meiner Stelle bleiben, und warum wollten Sie die Ihrige verlaſſen?“ — „Ein Doctor der großen Academie hat Vorrechte, welche nicht die eines Beamten meiner Art ſind,“ antwortete der Präfekt. „Ich erlaube mir nicht mehr ſolche wie ehemals anzuwenden.“ — Höchſt erſtaunt über dieſe Worte rief Sſe Yeoupe: „Ich habe meine Stelle niedergelegt, und bin alſo ein Mann ohne Amt. Was ſagen Sie mir da von der großen Academie?“ — „Es ſcheint, edler Herr,“ war die Antwort, „daß Sie noch nicht die Zeitung geleſen haben. Das Miniſterium der perſönlichen Angelegenheiten beging einen Irrthum, indem es Eure Excellenz für ein richterliches Amt wählte. Ihre Academie widerſetzte ſich dieſem Verſtoß gegen die beſtehenden Verordnungen; ſie wollte öffentlich dawider auftreten, und als das Miniſterium ſich im Drange ſah, entſchloß es ſich zu einer Erklärung, wodurch es ſeinen Fehler bekannte. Schon war ein Dekret erlaſſen, welches die Sache in den gehörigen Stand ſetzt. Ehrfurcht und Freude, edler Herr! Geruhen Sie, meinen Glückwunſch anzunehmen!“ —

Durch dieſe Nachricht war Sſe-Yeoupe's Gemüth eben ſo ſehr überraſcht, als erheitert: „Welche übernatürliche Kraft,“ dachte er, „liegt in den Weiſſagungen des Eremiten!“ —

Beyde ließen ſich nieder, und ſetzten, nachdem ſie den Thee genommen, ihre Unterhaltung noch eine Weile fort. Sſe Yeoupe wollte nun aufſtehen und ſich entfernen, aber der Präfekt gab es nicht zu. „Seit der Abreiſe Eurer Excellenz,“ ſagte er, „iſt der Statthalter ſehr gequält. Er

war höchst unzufrieden mit mir, daß ich Sie nicht zurückhielt. Noch gestern sagte er zu den Unterpräfekten und zu mir, wir sollten an alle Orte nach Ihnen senden. Da ich Sie nun heute antraf, so nehme ich es nicht auf mich, Sie so leichthin gehen zu lassen.“ — Und sogleich gebot er die Abfahrt, und führte Sse Yeoupe selbst in das Kloster von Tchaoking, wo er ihn bat, sich im Saale der Betrachtungen zu verweilen. Er bestellte vier Garden zu dessen Begleitung, und begab sich dann wieder auf die Barke, um seine Gäste zu bewirthen.

Mittlerweile hatten andere schon den Behörden die Nachricht überbracht. Es kamen nun zuerst die zwey Unterpräfekte, nebst den Angestellten der Präfektur, um Sse Yeoupe einen Besuch abzustatten. Den folgenden Tag machten ihm die Intendanten und übrigen Magistratspersonen ihre Aufwartung, und nicht lange darauf erschien auch der Statthalter Yang. Schon während des gegenseitigen Grußes brachte er mehrere Entschuldigungen vor. Zugleich ließ er eine Collation auf dem See veranstalten, und bewies sich über die Maßen gefällig und aufmerksam. Sse Yeoupe benahm sich gegen ihn als sein ehemaliger Untergeordneter, und zeigte weder Stolz noch Empfindlichkeit.

Es gibt der Stellen viele, groß und klein;
Doch bey'm Beamten seht auf die Verrichtung!
So ist es mit der Roll' im Wasserschöpfen:
Sie geht bald hoch, bald tief, eh' man's versehn. —

Während dieser Zeit hielt sich Tchangfanjou, anstatt nach Hause zurückzukehren, fortwährend an den Ufern des See's auf. Als er Sse Yeoupe's hohe Beförderung vernahm, konnte er nicht umhin, an das zu denken, was

er angeſtellt hatte. „Wie?“ ſprach er bey ſich ſelbſt; „ein Statthalter, der ihn vor einiger Zeit ſo übel behandelte, empfängt ihn nun auf ſolche Art? Man kann mit aller Wahrheit ſagen, daß das Benehmen der Menſchen ſich mit der Lage der Dinge ändert. Und du, guter Tchang, wärſt du allein ſo thöricht, dir ihn zum Feinde zu machen? Er hat mir in allen Beziehungen, die ich mit ihm unterhalten, nicht das mindeſte Leid zugefügt. Es gab zwiſchen uns nur jenen kleinen Streit wegen Fräulein Pe. Aber warum ſoll ich nicht jetzt, da dort für mich keine Hoffnung mehr blüht, ſeine Augen von neuem erhellen und mir dadurch einen Freund verſchaffen? Gebe ich ihm Fräulein Pe wieder, ſo wird er entzückt ſeyn, und ich befinde mich dann nicht übel in der Verbindung mit einem Doctor der groſſen Academie.“ —

Als dieſer Vorſatz beſchloſſen war, machte er Sſe Yeoupe einen Beſuch. Nach den üblichen Grüßen nahm Tchangfanjou das Wort, und ſprach: „Wiſſen Sie, edler Herr, den Grund, warum ich Ihnen heute einen Beſuch abſtatte?“ — „Ich kenne ihn nicht,“ erwiederte Sſe Yeoupe. — „Um mich zu entſchuldigen und Ihnen Glück zu wünſchen,“ war die Antwort. — „Welche Entſchuldigung fände zwiſchen Freunden ſtatt, die einander kein Unrecht gethan?“ ſagte Sſe Yeoupe. „Und die Stellen — ſeyen es welche bey Hof oder in einer Provinz — ſind immer Stellen. Warum ſollte man mir Glück wünſchen?“ — „Nicht deshalb wünſche ich Ihnen Glück,“ antwortete Tchangfanjou, „ſondern wegen etwas, das Ihnen die gröſte Freude verurſachen wird.“ — „So hoffe ich,“ ſagte jener, „daß Sie mich darüber belehren.“ — „Die Nach-

richt," fuhr Tchangfanjou fort, „welche ich Ihnen letzthin über den Tod des Fräuleins Pe gab, war falsch, und der Fehler, den ich beging und weshalb ich mich zu entschuldigen komme, ist, daß ich sie Ihnen erzählt habe. Erfüllt Sie nicht mit Entzücken, was ich Ihnen da melde? Nur dieses betrifft mein Glückwunsch." — „Wie?" rief Sse Yeoupe voller Wonne. — „In Wahrheit, sie ist noch nicht todt," sprach Tchangfanjou lachend. „Was ich Ihnen sagte, war nur ein Scherz." — „Und welcher Grund zu einem solchen Scherz?" rief Sse Yeoupe noch ganz überrascht und eben so erfreut. — „Es gab allerdings einen Grund," versetzte Tchangfanjou. „Der Statthalter Yang wünschte einen Familienbund mit Ihnen, und da er wußte, daß Sie von Fräulein Pe entbrannt waren, gab er mir den erniedrigenden Auftrag, Ihnen dieses Mährchen zu erzählen, damit hierdurch Ihren Hoffnungen ein Ziel gesetzt werde." —

Das Letztere bekräftigte die Wahrheit des Ganzen. Sse Yeoupe stand auf dem Gipfel der Freude. Er brach in Lachen aus, und rief: „Wohlan, mein Herr! Wenn dem so ist, dann haben Sie sich in der That einen Fehler vorzuwerfen, und ich habe allen Grund, vergnügt zu seyn!" — „Erlauben Sie, edler Herr," sagte Tchangfanjou, „daß ich Ihr Unterhändler werde. Der Dienst, welchen ich Ihnen zu leisten denke, soll meine Schuld, so weit es möglich ist, tilgen." — „Mein Vater und Gou Touïan," antwortete Sse Yeoupe, „haben schon Briefe wegen dieser Sache geschrieben. Ein Schritt von Ihrer Seite, mein lieber Herr, kann nicht anders als sehr vortheilhaft seyn. Darf ich Ihnen diese Mühe verursachen?" — „Ein Mann

von Talent und eine vollendete Schönheit ſind ſeltene Weſen in der Welt," ſagte jener. „Schon der hat Ruhm, der ſie vereinen kann. Wie mögen Sie alſo von Mühe ſprechen?" — „Erlauben Sie alſo, daß ich einen ſo großen Beweis Ihrer Gefälligkeit erwarten darf, ſo werde ich morgen ſogleich bey Ihnen ſeyn, und Sie um das Weitere bitten," erwiederte Sſe Yeoupe. — „Das einmal entlaſſene Wort können vier Pferde nicht aufhalten," ſagte Tchangfanjou. „Sie werden zugeben, daß es beſſer iſt, wenn ich morgen ſogleich abreiſe. Sie ſind, edler Herr, ein Bewohner des Jaspisſaals. Ihr hochberühmter Vater und Gou Touïan haben beyde ſchon Briefe abgeſandt. Das erſte Wort beendigt die Sache. Folgen Sie mir alſo nur nach, und Sie genießen das Glück, die duftreichen Kerzen in die Hochzeitkammer zu ſtellen." — „Wenn Sie das vollenden, was Ihre Güte mir verheißt," antwortete Sſe Yeoupe, „dann wird mein Dank nicht gering ſeyn, und es iſt meine Pflicht, mich für einen ſolchen Dienſt erkenntlich zu beweiſen." —

So endete das Geſpräch. Tchangfanjou nahm Abſchied und entfernte ſich. Sſe Yeoupe war wieder allein und ſeinen Gedanken überlaſſen. „Wiewohl Fräulein Pe noch lebt," dachte er, „ſo iſt doch unſere Heirath noch manchem Zufall unterworfen. Erſt neulich ſchloß ich eine Verbindung mit Hoangfou; wie kann ich von dieſer wieder abſtehen? Er iſt ein Mann voller Güte und von dem edelſten Character. Er hat auf die wohlwollendſte Art gegen mich gehandelt. Kann ich dafür undankbar ſeyn? Hätte er mir nur eine Gattin anzubieten, ſo könnten beyde Gegenſtände gleichen Schritt halten. Aber Hoangfou

ſprach von zwey Jungfrauen. Welche Vorſchläge ſoll ich ihm thun? Die Weiſſagungen des Eremiten waren Schuld, daß ich ſein Erbieten annahm. Denn alles in den Reden deſſelben hat ſich bewahrheitet. Wäre es anders mit dem Schickſal meiner Heirath? Dachte er, als er mir dieſelbe einzugehen rieth, meine Verbindung mit Fräulein Pe könne niemals ſtatt haben? — Der edle Hoangfou," (dachte er weiter,) „iſt ein ſehr gerader und freymüthiger Mann. Während unſers Geſprächs ſagte er, wir müßten uns im Augenblick des Handelns nach den Umſtänden richten. Das beſte, was ich thun kann, iſt, ich ſchreibe ihm einen Brief unter meinem damaligen Namen Lieou, theile ihm alle beſondere Umſtände dieſer Begebenheit mit, und befrage ihn über den Entſchluß, den ich faſſen ſoll. Wer weiß, ob er mir nicht einen Ausweg angeben kann?" —

Auf dieſem Entſchluß beharrend, ſchrieb er ſogleich den Brief. Als er am folgenden Tag Tchangfanjou beſuchte, ſagte er ihm nur, er habe ihn um einen Freundſchaftsdienſt zu bitten? Dieſer beträfe ein Schreiben, das er Hoangfou, einem Bürger im Dorfe Kinchi, zuſtellen möchte. Tchangfanjou übernahm gern den Auftrag, und begab ſich unverzüglich auf den Weg. Einige Zeit nachher reiſ'te auch Sſe Yeoupe fort. Viele Magiſtratsperſonen vom Lande Tchekiang gaben ihm das Geleit, und er ſchlug die Straße nach Kinling ein.

Der Schmetterling, der ringsum fliegt, er bleibt
Ein Schmetterling; jedoch der Strauch, er iſt
Nicht der gefällte Hirſch, der Hirſch kein Strauch.
Will man enthüllen, was die Zukunft bringt,
So folge man ganz ſachte jenem Weg,
Der nur allein bis an das Ende führt. —

Laſſen wir nur Sſe Yeoupe den Schritten Tchang-fanjou's nachziehen! — Die Fräulein Pe und Lo hatten ſeit Pe's Abreiſe jeden Tag und jeden Abend miteinander zugebracht. Sie beſchäftigten ſich mit Literatur und mit Dichten, welches ihre Lieblingsunterhaltung war. Eines Tags brachte der Thürhüter zwey Briefe; der eine war vom Doctor Gou, der andere vom General-Inſpector Sſe. Wann Pe zu Hauſe war,*) hatte ſeine Tochter das Recht, alle ſeine Briefe zu öffnen und zu leſen. Daher entfaltete ſie dieſe zwey, und las ſie gemeinſchaftlich mit Fräulein Lo. Das Schreiben des General-Inſpectors Sſe enthielt Folgendes:

„Ihr alter Bruder Sſe Youan hat die Ehre, Ihnen ſeine Hochachtung, ſeine Grüße und ſeine beſten Wünſche darzubringen.

Geheime Mittheilung.

„Seit Ihrer glorreichen Wiederkehr iſt ein ganzes Jahr verfloſſen, ohne daß ich Sie zu ſehen die Ehre hatte. Ich denke, daß Sie in dem edlen Sitz der Einſamkeit, den Sie im Schooß der öſtlichen Berge bewohnen, und wo nur Wein und Dichtkunſt Ihre Beſchäftigung ausmacht, mit allen Arten von Glückſeligkeit umgeben ſind. Was mich anlangt, ſo bleibt ſelbſt inmitten der Geſchäfte, welche ich im Staatsdienſte verrichten muß, Ihr Beyſpiel meinem Geiſt immer gegenwärtig, und iſt für mich die Quelle einer unausſprechlichen Beſchämung.

*) Ich vermuthe, daß man leſen müſſe: Wann Pe nicht zu Hauſe war. Iſt jenes ein Fehler, ſo fällt er dem Original zur Laſt, und man ſoll ſich immer verwahren, wenn man ſeinen Autor das Gegentheil von dem ſagen läßt, was ſich in ſeinen Worten findet.

„Mein Neffe Sse Yeouye, der anfänglich unter die Candidaten Ihres Landes eingeschrieben, und von dem ich bisher getrennt war, hat sich mir im verwichenen Jahre dargestellt, als ich über meinen kinderlosen Zustand klagte. Ich habe ihn bey mir behalten und an Sohnes statt angenommen. Er war immer vom Zufall begünstigt, und wurde ohnlängst zum Richter in der Provinz Tchekiang ernannt. Aber obschon er das männliche Alter erreicht hat, ist er noch nicht verheirathet.

„Ihre Fräulein Tochter sieht in der tiefen Einsamkeit, worin sie wohnt, hoch über den Eigenschaften, aus welchen der Bund der wilden Enten hervorgeht.*) Mein Sohn hat mir die Gefühle, so er für dieselbe hegt, und das Verlangen, sie zur Gattin zu erhalten, offenbart. Ich nehme nicht an, daß die Empfindung, welche in dem Herzen eines Jünglings oder eines Mädchens entglüht, einen Mann Ihrer Art hinreißen könnte. Wenn Sie jedoch eine arme und dunkele Familie nicht verschmähen, und wenn Sie derselben den Zugang zur östlichen Mauer Ihres Hauses gestatten, so wird gewiß unsere Dankbarkeit ohne Gränzen seyn. Allein wofern es Ihnen zuwider ist, die Umwindung des Epheus und der Flachsseide**) zu sehen, und

*) Die wilden Enten oder Wasserenten sind, wie man schon früher sah, bey den Morgenländischen Dichtern ein Bild treuliebender Gatten. Das Gegenwärtige heißt so viel, als daß Houngiu außerdem noch besondere Geistesvorzüge besitze. A. d. Uebers.

**) Hier gilt das schon anderswo Bemerkte. Es ist nicht die Rede von einem botanischen Aequivalent, sondern überhaupt von fortkriechenden Pflanzen, die sich um Bäume schlingen.

NB. Die Flachsseide, auch Filzkraut (Cascuta) genannt, ist ein Gewächs dieser Art, das sich um Kräuter, Zweige ꝛc. windet. A. d. Uebers.

Sie wollen jenen nicht die Stütze eines hohen Baumes gewähren, ſo empfange ich ohne Bitterkeit Ihre Antwort, und erlaube mir nicht, den Fußſtapfen eines Gewiſſen zu folgen, der uns voranging und nur den Spott unſerer Freunde geerntet hat. Ich ſetze mein Vertrauen in dieſes Blatt vom Maulbeerbaum,*) und erwarte die Befehle, die an mich zu erlaſſen Ihnen gefällt.“ —

Bey Leſung dieſes Briefes glänzten die Augen der beyden Muhmen vor Freude. Sie öffneten nun den von Gou Touïan, und fanden Nachſtehendes darin:

„Ihr Verwandter Gou Koeï grüßt Sie mit Hochachtung.

„Als ich im vergangenen Jahre genöthigt war, in Eile nach Hof abzugehen, habe ich Sie, in Folge eines Irrthums und zu Gunſten eines Ränkemachers, um die Stütze gebeten, welche vom Baum der Pflanze verliehen wird. Jener entlockte mir durch Liſt das Schreiben, womit ich Eurer Hochedeln beſchwerlich fiel. Aber ſogar die Kunſtgriffe der Bergdämonen würden einem ſo hellen Geiſt, wie der Ihrige, nichts abgewinnen. Jedoch der Fehler, den mein Leichtſinn mich begehen ließ, erlaubt keine Entſchuldigung. Als ich in dieſem Frühlinge wiederkam, um die Befehle des Kaiſers zu empfangen, war ich bey unſerem Bruder Sſe, von welchem ich nicht ohne Staunen die Sache erfuhr, und der mich zuerſt meinen Irrthum erkennen lehrte. Schon hatte Herr Sſe mit Ehre in den Pallaſten des Südens**) gekämpft und eine Stelle in der Pro-

*) Das Chineſiſche Papier wird aus der Rinde einer Art von Maulbeerbaum verfertigt, welche unſere Botaniker dem Andenken Brouſſouet's weihten.

**) Das Collegium von Nanking.

kommen seyn. Wie könnten wir in diesem Fall Nachricht von ihm erhalten? Es wäre gut, wenn er wüßte, daß ich hier bin." — „Du hast Recht," sagte Fräulein P e, und sogleich beauftragte sie Jemand, den Thürhüter zu fragen, ob der edle Herr S s e schon seinen Besuch habe abstatten wollen. Der Thürhüter antwortete: „Der edle Herr S s e hat Jemand geschickt, um seinen Besuch zu melden, ich aber habe diesem geantwortet, daß mein Herr nicht zu Hause, und sonst Niemand da wäre, um ihn zu empfangen; wolle er daher einen Besuch machen, so wäre es genug, wenn er sein Billet bey dem Pfortenregister ließe, ohne daß er sich die Mühe gäbe, selber weither zu kommen. Sein Diener ging damit fort, und ich weiß nicht, ob er wiederkehren soll." — „Wenn man dem jungen S s e eine solche Antwort gab, wird er nicht wiederkommen," sagte Fräulein P e. — „Das glaube ich selbst," erwiederte Fräulein L o, „und wenn er auch käme, so hätten wir Mühe, ihm Nachricht zu geben." — „Welche Mühe?" versetzte Fräulein P e mit Lachen. „Du darfst, liebe Schwester, nur Mannskleider anziehen, und, wie früher, eine Zusammenkunft mit ihm haben." — Auch Fräulein L o mußte über diesen Scherz lachen.

Welche Regung im Gemüthe der schönen
Jungfrau'n dort im inneren Gemachet
Welche Unruh' hebt den zarten Busen!
In der Seele wechseln Freud' und Trauer,
Und mit aller Muße weih'n sich beyde
Jenen Sorgen, die ihr Herz belasten. —

Dennoch waren beyde Muhmen zufriedener, als vorher. Was sich weiter mit ihnen begab, wird man im folgenden Kapitel erfahren.

Neunzehntes Kapitel.

Irrthum auf Irrthum; Widerwärtigkeiten überall.

Warum muß unſre Wünſche das Geſchick ſo oft
Betrügen? Geht faſt alles doch verworren zu!
Die Augen öffnend ſieht man wohl, nicht er ſey ich;
Doch jetzt im Wachen fragt man ſich: Wer bin ich ſelbſt?
Wie tauſendfach betrügt in jedem Augenblick
Der Schein! Das Wahre zu erkennen, überſteigt
Oft unſre Macht: des Ehebundes Schickſal iſt
Vorher beſtimmt; doch unter Fällen mancher Art
Gerathet Ihr am Schluß in einen Irrthum noch. —

Während die beyden Muhmen unter ſolchen Geſprächen die Zeit in ihrem Gemache mit einander zubrachten, meldete man eines Tags unvermuthet die Ankunft des edlen Herrn Pe. Die Dame Lo und die zwey Fräulein kamen ihn zu empfangen, und bald trat Pe herein. Die Zufriedenheit mahlte ſich auf ſeinem Antlitz, und noch grüßend ſprach er zu der Dame Lo: „Heil und Freude, meine Schweſter! Endlich habe ich den Eidam, den ich ſuchte, gefunden. Die Heirath meiner Nichte und Houngiu's iſt ein abgeſchloſſener Gegenſtand.“ — Die Dame Lo war entzückt über dieſe Worte. „Ach, Bruder!“ rief ſie, „welchen Dank bin ich Ihnen für einen ſo großen Beweis Ihrer Güte ſchuldig!“ — Als ſie ihren Gruß beendigt, traten die beyden Jungfrauen vor, und bezeigten Pe ihre Ehrfurcht. Lachend ſprach dieſer zu ihnen: „Fräulein, Ihr ſeyd zwey Schweſtern, die an Talent und Schönheit miteinander

wetteifern können. Auch wollte ich nicht, daß Ihr getrennt würdet.“ — Beyde ſchloſſen aus dieſen Worten, es müſſe von Sſe Yeoupe die Rede ſeyn, den er ohne Zweifel in Hangtcheou angetroffen, und der ſie zur Ehe begehrt habe. Darum waren ſie im Herzen erfreut, und enthielten ſich jeder Frage. Nun kam auch der junge Lo, und grüßte ſeinen Oheim. Man beſorgte das Gepäck; ſodann ward ein Mahl bereitet, um Pe's Wiederkehr zu feyern. Als dieſer die Kleider gewechſelt, ging er einen Theil des Tags zur Ruhe. Hierauf nahm jedes wieder ſeinen Platz ein, und als man ſaß, begann die Dame Lo: „Sie waren lange auswärts, mein Bruder. Nur bis zum Ufer des See's war Ihr Weg beſtimmt; doch haben Sie ohne Zweifel Ihre Wanderungen noch weiter fortgeſetzt?“ — „Ich war nach Hangtcheou gegangen,“ erwiederte Pe, „und aus Furcht, der Statthalter Yang denke, ich wolle ihm einen Beſuch machen, habe ich meinen Namen geändert und mich den Bürger Hoangfou genannt. Während der Zeit, die ich am Ufer des See's zubrachte, war daſelbſt auch eine ziemliche Anzahl junger Leute, aber dabey kein einziger Mann von wahrem Verdienſt.“ Hierauf erzählte er umſtändlich alles, was ihm begegnet war, wie er in dem Luſtgang der kalten Quelle Verſe gemacht, welchen eiteln Ruf ſich Tchaotſianli und Tcheouchiwang erworben, und wie er ihre Aufſchneiderey entdeckt habe. Dieſe Erzählung unterhielt die beyden Muhmen ſehr, und ſie konnten ihr Lachen nicht unterdrücken. „Was geſchah aber nach dieſem?“ fragte die Dame Lo. — „Ich hielt mich,“ war die Antwort, „ziemlich lang am Geſtade des See's auf, und wandelte bald da, bald dorthin. Als ich

am Ende ſah, daß es in dieſer Gegend nicht mehr talentvolle Leute gab, als hier, ging ich über den Strom von Tſiantang, und begab mich in die Nähe von Chanyin, um die Merkwürdigkeiten der Grotte des Kaiſers Yu in Augenſchein zu nehmen. Hier begegnete ich einem jungen Mann, Namens Lieou, der auch aus Kinling gebürtig iſt. Sein Aeuſſeres ſowohl, als ſein treffliches Benehmen, zeigt ihn wirklich als ein vollendetes Muſter. Wir wohnten beyde in dem Kloſter Yu. Abends und Morgens unterhielten wir uns von Literatur, oder dichteten miteinander. Wir durchgingen die alten und neuen Stoffe. So ward unſere Zeit über vierzehn Tage lang zugebracht. Nach dem vorzüglichen Aeuſſern dieſes Mannes, ſeinem Geiſt, ſeinen ausgebreiten Kenntniſſen und ſeinem hervorragenden Talente zu urtheilen, dünkt er mir geſchaffen zu ſeyn, dereinſt ſeinen Flug bis in die Gärten der Academie zu nehmen. Wie manche Menſchen wandelten ſchon unter meinen Augen vorüber, und doch bemerkte ich noch keinen, der ſo viele herrliche Eigenſchaften vereint! Ich wollte ihn mit Houngiu vermählen, fürchtete aber, daß meine Nichte mich einer ungerechten Vorliebe beſchuldigen könne. Auch wünſchte ich ihm meine Nichte zu geben, war jedoch wieder beſorgt, Houngiu möchte klagen, daß ich ihr Anliegen vernachläſſige. Schwerlich glaube ich, wird es ſeyn, Jemand zu finden, der dem jungen Lieou gleichkommt. Mir fiel ein, daß Ohoang und Niuying ſich beyde dem alleinigen Chun geweiht haben. Schon gab es Menſchen, welche dieſes alte Beyſpiel nachahmten. Zudem fand ich, daß unſere zwey nicht allein Freundinnen, ſondern auch durch die zärtlichſte Liebe vereint ſeyen, und ſie zu trennen hätte

mich sehr geschmerzt. Also habe ich ihm beyde aus eigner Bewegung und mit eigenem Munde versprochen. Wie groß ist meine Zufriedenheit, daß ich diese Verbindung schließen konnte! Und was denken Sie davon, meine Schwester?" —

Während dieser Rede saßen die beyden Muhmen ganz bestürzt da. Eine sah die andere an, und wagte nicht, das mindeste Wort vorzubringen. — „Mein Bruder," sagte nun die Dame Lo, „Ihr Gedanke war sehr gut. Ich fand allerdings, daß Mengli zu jung wäre, um der Ernte des Marsilischen Krautes und des hochzeitlichen Alisma vorzustehen. Jetzt aber, da sie meine Nichte zur Gefährtin und zur Stütze erhält, bin ich vollkommen ruhig. Weil zudem der junge Lieou so viele Verdienste und Annehmlichkeiten hat, so wäre die Zufriedenheit ihres Lebens gesichert. Ihr Schwager wohnt am Ort der neun Quellen, und wie er kann auch ich die Augen schließen." — Pe schien auf dem Gipfel der Freude zu seyn. „Sie sprechen vollkommen meine Gesinnungen aus!" rief er. „Weil ich keinen Sohn habe, war Houngiu mein einziger Gedanke. Jetzt aber fand ich in Lieou einen Eidam, und alle meine Wünsche sind erfüllt. Schließe sich, wenn es seyn soll, auch morgen mein Sarg! Froh und ohne Schmerz will ich ihn betreten." —

So sprach Pe voll Heiterkeit, und die Dame Lo nahm Theil an seiner Freude. Nur das Herz der zwey Jungfrauen, die sich zum stillschweigenden Beytritt gezwungen sahen, empfand die höchste Unruhe. Aber sie wagten nicht, den Mund zu öffnen, noch die mindeste Anspielung auf das zu machen, was Sse Peoupe betraf. Endlich wandte Fräulein Pe ihre Augen nach Panfou. Diese verstand

ihren Blick, und brachte ſogleich Pe die zwey Briefe des General-Inſpectors Sſe und des Doctors Gou. Als Pe ſie geleſen, rief er: „Was? Derjenige, ſo die zweyte Stelle bey der Prüfung im Norden erhielt, iſt Sſe Yeoupe, Und er iſt der Neffe von Sſe Fanghoeï? Und dieſer nahm ihn an Sohnes ſtatt an? Darum alſo ließ er ſich als Candidat von Honan einſchreiben? Hätte ich alles das ein wenig früher gewußt, ſo war die Heirath bald geſchloſſen. Warum hat er mit ſeinem Antrag ſo lange gewartet? Ich ſchloß einen Vertrag mit dem jungen Lieou. Er ſteht alſo zurück. Was kann ich thun?“ — Jetzt warf er die Augen auf ſeine Tochter, und ſah, daß ſie ſchweigend ihr Haupt ſenkte. Er dachte weiter nach und fuhr fort: „Jedermann rühmt Sſe Yeoupe's Verdienſt und Annehmlichkeiten. Zudem gewann er die zweyte Stelle bey der Prüfung. Ich denke wohl, er muß kein gewöhnlicher Menſch ſeyn. Aber ach! ich habe ihn ja noch nicht geſehen. Die Zahl der Männer von ächtem Verdienſt iſt ſehr gering. Die talentvollen haben nicht immer eine angenehme Figur, und denen, welche letztere beſitzen, fehlt manchmal das Talent. Vollendung aber iſt da, wenn Geſtalt und Talent ſich auf gleicher Stufe befinden. Jener kann ein Menſch von ganz gewöhnlichem Aeuſſern ſeyn, der nur auf ſein Talent rechnet, oder iſt wohl auch eines leichtſinnigen Betragens fähig. In keinem Fall wäre er dann ein Mann, wie ich ihn wünſche. Dagegen ſind mir das Aeuſſere und die Talente des jungen Lieou bekannt; überdies ſcheint er einen Character voller Mäßigung und Sanftmuth zu beſitzen; ſeine Sprache iſt beſcheiden, und ſeine Worte beweiſen immer ein richtiges Urtheil. Er iſt ein Mann, der

sich zur Vollkommenheit des Jaspis erhoben hat. Was den Ruf anlangt, den er einst erwerben kann, so zweifle ich nicht, daß er ihn auf das goldene Roß führt und ihm den Jaspissaal öffnet. Unstreitig ist der junge Sse auch ein Mann von Verdienst; aber ich sehe nicht, worin er dem jungen Lieou überlegen wäre. Zudem stehe ich schon mit jenem in Verbindung, und für diesen geschieht erst ein Antrag. Was soll ich hier thun, und welchen Entschluß soll ich hier fassen?" — „Bruder," versetzte die Dame Lo, „Sie haben selbst die trefflichen Eigenschaften des jungen Lieou beobachtet, und sie hatten Ihren Beyfall. Es läßt sich nichts an Ihrem Entschluß ändern. Was kann man weiter anordnen, wenn das Mädchen schon versprochen ist? Der junge Sse hat Verdienst. Was hilft es? Man kann nichts anders thun, als ihm antworten." — „Ja, das bleibt mir allein übrig," erwiederte Pe. „Wahrhaftig! der junge Sse ist vom Schicksal recht übel bedient. Anfänglich wählte ihn Gou Touïan nach meiner Absicht; er schlug es aus. Später wandte er sich an mich mit Versen, die er auf die Frühlingsweiden gemacht, und ward das Opfer einer Betrügerey. Ich bekam zwar Licht in der Sache, und ließ ihn überall suchen; aber nirgends ward er entdeckt. Jetzo findet er sich wieder, und wie der Brief, der sein Verlangen enthält, ankommt, stehe ich schon mit einem andern in Verbindung. So viele Widerwärtigkeiten geben den Beweis, daß er an den Bestimmungen der Ehe keinen Theil hat, weil nichts seinen Wünschen entsprechen kann." —

Diese Familie setzte noch eine Weile diese Unterhaltung fort, und trennte sich dann. Sobald jedes sich hin-

wegbegeben, eilte Fräulein Lo heimlich zu Fräulein Pe. „Schwester," sagte sie, „wir hatten Anfangs nur den alleinigen Sse; jetzt erscheint noch der junge Lieou. Wie läßt sich alles das in Ordnung bringen?" — Fräulein Pe seufzte und sprach: „In einem alten Sprüchwort heißt es, daß von acht oder neun Wünschen nicht zwey oder drey erfüllt werden. Dies können wir beyde jetzt auf uns anwenden. Wie viele Hindernisse und verschlungene Wege finden sich bey dieser Verbindung, die mit dem jungen Sse statt haben sollte! Man hätte geglaubt, daß mein Vater dazu geneigt wäre. Jener hatte den Gegenstand seiner Hoffnungen erlangt. Die Briefe des Generalinspectors Sse und des Doctors Gou meldeten seinen Antrag. Ueber den Erfolg schien nicht der mindeste Zweifel obzuwalten. Mein Vater suchte Jahrelang einen Gatten für mich, ohne daß er Jemand fand, der ihm behagte. Wer hätte vermuthen sollen, daß er plötzlich diesen Lieou anträfe? So ward aller Lohn der Mühe, die man so lange angewandt, an einem Morgen mit dem Laufe des Stromes entführt. Ist es möglich, diesen Gedanken zu ertragen?" — „Schwester," entgegnete Fräulein Lo, „welche Neigung auch Du und der junge Sse für einander haben, sie beruht im Grunde doch nur auf der Idee.*) Ihr habt Euch nie gesehen, nicht einmal von der Seite. Der Vertrag, so Euch angeht, kann vollzogen werden. Aber ich, die im trauten Gespräch ihre Hand in der seinigen hielt,

*) Dies scheint mir hier der richtige Sinn für den Ausdruck des Franz. Originals: Inclination secrète zu seyn. Denn eine geheime Neigung fühlen diejenigen, welche einander persönlich kennen, aber ihre Liebe noch nicht zu gestehen wagen. A. d. Uebers.

die ihm zur Seite saß, wo ihre Schulter die seinige berührte, und deren Mund Schwüre und Versicherungen aussprach, die ihm zwey- oder dreymal wiederholt wurden — sollte ich nun einem andern Manne geweiht seyn, und dem ersten nicht standhaft ergeben oder dem zweyten nicht treu bleiben, dies wäre mir schlechterdings unmöglich.“ — „Ich war nie in Gesellschaft des jungen Se,“ erwiederte Fräulein Pe, „und dennoch bestand ein Herzenverein. Ueberdies hätte er die Aufgabe der Verse auf die Frühlingsweiden glücklich vollendet. Die Gedichte auf den Abschied des Kranichs und die Ankunft der Schwalbe, so ich von ihm verlangt, hatten einen gewissen Sinn und Beweggrund. Darum kann ich ihn nicht als einen mir gleichgültigen Mann betrachten. Aber in einer so zarten Angelegenheit fällt es Mädchen wie wir, Bewohnerinnen des inneren Gemachs, sehr schwer, den Mund zu öffnen und sich darüber auszusprechen.“ — „Ich begreife wohl, meine Schwester,“ war die Antwort, „daß es Dich im ersten Augenblick einige Mühe kostet, das, was Dich angeht, offenherzig zu erklären. Aber ich sehe nicht ein, was Dich hindern soll, etwas über dasjenige zu sagen, so mich betrifft. Mein Oheim hat die Absicht, unser Glück zu machen, nicht aber, ohne Grund unserem Verlangen entgegen zu seyn. Wäre ihm der unregelmäßige Schritt bekannt, zu dem ich mich bewogen fühlte, so würde er vielleicht einen andern Entschluß fassen.“ — „Was das Reden anlangt,“ sagte Fräulein Pe, „so soll es an mir nicht fehlen; doch ist es besser, wir warten ein wenig. Gestern hörte ich, mein Oheim Gou habe Urlaub genommen und käme nach Hause zurück. Ohne Zweifel besucht er uns in einigen Tagen.

Iſt er hier, dann ſuche ich Gelegenheit, ihm die Sache zu erklären, und da ihn der junge Sſe zum Unterhändler wählte, ſo wird er gewiß alles für denſelben anwenden, was ihm zu Gebot ſteht. — „Dein Gedanke ſcheint mir recht gut zu ſeyn,“ erwiederte Fräulein Lo. Und ſo ward dieſe Angelegenheit in jeder Stunde und Minute der Gegenſtand ihrer Berathſchlagungen.

Es ſind beſchäftigt nur mit ſich allein
Die Schönen, deren Herz ſo angeregt.
Doch fehlt des Vaters und der Mutter Stütze
Auch ihnen nicht. Gefunden haben ſie
Den Pfirſichbaum, den mit dem höchſten Glanz
Von Farben ſelbſt der Himmel ausgeſchmückt:
Jedoch ihn will das allzudichte Laub
Noch ihrem holden Liebesblick verhüllen. —

Zwey oder drey Tage nachher kam der Doctor Gou, welcher Pe's Rückkunft vernommen, in Eile zum Beſuch. Schon über ein Jahr waren die zwey Schwäger getrennt; darum hatten ſie eine ausnehmende Freude, ſich wieder zu ſehen. Pe gab dem Doctor ſeine Wohnung in dem Pavillon der ländlichen Träume, und bald darauf erſchien Fräulein Pe, um ihrem Oheim die ſchuldige Ehrerbietung zu bezeigen. Dies war für den Doctor ein Anlaß, Pe Folgendes zu ſagen: „Wohlan, mein Bruder! Endlich haben wir den vollendeten Eidam, den Sie ſuchten, und nicht vergebens ward ſchon ſo lange von Ihnen alle Mühe und Sorgfalt angewandt. Sie ſtehen mit demſelben nicht unter dem, was die Talente und die Reize meiner Nichte verdienen. Dies iſt ein würdiger Stoff zur Freude, und ich muß ihnen alles Glück wünſchen. Aber ſagen Sie mir — ich bitte! — hat Sſe Lianſian ſchon die Hochzeitgaben geſendet?“ — „Bruder,“ antwortete Pe, „ich bin

unendlich gerührt von dieſen Beweiſen Ihrer Freundſchaft. Aber ach! „jene Sache kam nicht zu Stand.“ — „Das iſt was Neues! Und warum nicht?“ rief der Doctor Gou im höchſten Erſtaunen. — „Aus keiner andern Urſache,“ verſetzte Pe, „als weil Ihr Brief, mein Bruder, und der des edlen Herrn Sſe, zu ſpät angelangt ſind. Ich hatte ſchon mit Jemand anders abgeſchloſſen.“ — „Mein Brief iſt ſchon längſt angekommen,“ ſagte Gou; „wie konnte es zu ſpät ſeyn?“ — „Seit meiner Krankheit,“ antwortete Pe, „war mir der Aufenthalt zu Hauſe langweilig. Ich verreiſ'te daher ſogleich im Anfange des Frühlings, um die ſchönſten Gegenden der Provinz Tchekiang zu durchwandern. Der Zufall ließ mich zu Chanyin einem jungen Dichter begegnen, dem ich Houngiu und Lo Mengli zur Ehe verſprach. Bey meiner neulichen Rückkunft fand ich die zwey Briefe; Sie ſehen alſo, daß es zu ſpät war.“ — „Wie heißt dieſer junge Mann? Ich vermuthe, daß er aus Chanyin iſt?“ fragte der Doctor. — „Sein Familienname iſt Lieou, und was noch beſſer, er iſt aus Kinling,“ war die Antwort. — „Wie ſieht er aus, und wodurch, mein Bruder, hat er ſo ſchnell Ihren Beyfall erhalten?“ fragte Gou weiter. — „Was ſeine Annehmlichkeiten betrifft,“ ſagte Pe, „ſo kommt ihm vielleicht jener Pangan, den das Alterthum rühmt, nicht gleich, und in Hinſicht des Talents kann man ſagen, daß er dem Fangtſeukian überlegen iſt. Wie hätte ein ſolcher Mann nicht meinen Beyfall verdient?“ — „Bruder,“ antwortete jener, „haben Sie ihn befragt, ob er zu Kinling ſelbſt oder in der Gegend wohnt?“ — „Er ſagte mir,“ erwiederte Pe, „daß er in der Stadt wohne, und fügte

hinzu, daß er die Ehre gehabt, unter Ihren Augen die Prüfung zu beſtehen.“ — „Das iſt noch ſonderbarer,“ verſetzte Gou. „Wäre er aus Chanyin, ſo wollte ich nichts ſagen. Es können dort noch verdienſtvolle Männer ſeyn, die ich nicht geſehen habe. Hätte er ſich für einen aus der Gegend von Kinling ausgegeben — nun! ich kenne daſelbſt nicht Jedermann, obſchon ich von ihm gehört haben ſollte. Es gibt vielleicht Talente, die mir entgangen ſind und die ich außer Acht ließ. Wenn er aber ſagt, daß er in der Stadt ſelber wohnt, und daß ich ihn kenne, ſo antworte ich, daß kein Einziger von meinen Freunden Lieou heißt, und ich eben ſo wenig einen geſchickten Mann dieſes Namens unter denjenigen ſah, welche ſich zu den Prüfungen ſtellten. Sollten Sie, mein Bruder, nicht von neuem durch irgend einen Ränkemacher getäuſcht worden ſeyn?“ — „Hätte ich nur einige Augenblicke mit ihm zugebracht,“ erwiederte Pe, „dann wäre für eine ſo kurze Begegnung meine Aufmerkſamkeit nicht hinreichend geweſen. Aber wir wohnten beyde in dem nämlichen Kloſter. Wir verließen uns vom Morgen bis zum Abend nicht. Ueber vierzehn Tage lang brachten wir die Zeit miteinander hin, indem wir uns an dem Anblick der Blumen erfreuten, oder uns Stoffe zur Dichtung gaben; auch unterhielten wir uns bey'm Trinken über Literatur, oder ſprachen bald von den Ereigniſſen des hohen Alterthums, bald von neu geſchehenen Dingen. Seine Liebenswürdigkeit hat ſich keinen Augenblick Lügen geſtraft, und warlich! ſie kann Jedermann verführen. Darum war ich ſo ſehr bemüht, daß er mein Eidam werde. Hätte ich mich thörichter Weiſe einer ſolchen Idee überlaſſen, wenn ich den mindeſten Zweifel hegen

durfte?“ — „Weil Sie ihn ſo wohl geprüft haben, mein Bruder,“ ſagte Gou, „ſo haben Sie ohne Zweifel keinen Irrthum begangen. Aber ſehr leid iſt es mir, daß Sie den Sſe Kianſian nicht geſehen haben. Es hätte ſich dann von ſelbſt gezeigt, daß der junge Kieou unter ihm ſteht.“ — „Und Sie,“ antwortete Pe lachend, „haben den jungen Kieou nicht geſehen. Denn in dieſem Fall würden Sie gewiß nicht ſo ſprechen.“ — „Ohne Ihren jungen Kieou herabzuſetzen,“ ſagte der Doctor ebenfalls lachend, „iſt er doch nur ein armer Baccalaureus und weiter nichts.“ — „Ich habe nur geſagt,“ erwiederte Pe, „daß er Talente und Annehmlichkeiten beſitze, die ihn über die Menge erheben. Iſt aber noch die Rede von Beförderung und Ruf, ſo erſcheint er gewiß bey den Bewerbungen nicht als ein gewöhnlicher Mann. Ich bin überzeugt, man hört dereinſt ſeinen Namen in den Gärten der Academie. Er iſt Ihrer nicht unwürdig, mein Bruder.“ — „Ich überſchätze auch nicht die academiſchen Würden,“ entgegnete der Doctor. „Aber mein Bruder, Sie wenden Ihre Blicke von Sſe Yeoupe, der nun zum Academiker ernannt worden, um ſie ausſchließlich auf den zu richten, der es noch nicht iſt. Hierin ſcheint mir doch eine ausnehmende Parteilichkeit zu ſeyn.“ — „Bruder,“ ſagte Pe, „Sie melden in Ihrem Briefe, daß Sſe Yeoupe zum Richter in Tchekiang ernannt wäre. Was ſprechen Sie jetzt von der Academie?“ — „Sſe Yeoupe,“ erwiederte jener, „war der erſte bey der zweyten Prüfung. Nach der Verordnung ſollte er eine Hofſtelle erhalten. Allein aus Feindſchaft gegen den, der dem Examen vorſtand, ließen ihm die Herren Tchin und Wang eine bloße Beamtenſtelle geben. In

der Folge aber wollte unſer Collegium die Beeinträchtigung des Geſetzes nicht dulden, und gab die Abſicht zu erkennen, daß es eine öffentliche Klage führen wolle. Das dadurch in Furcht geſetzte Miniſterium der perſönlichen Angelegenheiten bekannte ſelbſt ſeine Ungerechtigkeit, und hat, Kraft eines kaiſerlichen Dekrets, die Sache wieder in den gehörigen Stand gebracht. Ich denke nun, daß Sſe Yeoupe bey'm Empfang dieſer Nachricht ſeine Stelle verließ, und daß er in Zeit von einigen Tagen wiederkommt." — „Auch der junge Lieou ſoll, unſerm Vertrage zufolge, in einigen Tagen zu mir kommen," ſagte Pe. „Wenn alle dann beyſammen ſind, werden ſich die Gewäſſer des King und des Weï ſchon von ſelbſt unterſcheiden." — „So ſey es denn!" verſetzte der Doctor. — Fräulein Pe hatte die ganze Verhandlung mit angehört, ohne daß ſie es für gut hielt, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Aber ſie ging zu Fräulein Lo, und benahm ſich insgeheim mit derſelben. Keiner der beiden Freier hatte noch Gaben geſandt, und man mußte, um einen Entſchuß zu faſſen, erſt warten, bis einer von ihnen dieſe Formalität erfüllt hatte. —

Als Pe und der Doctor mehrere Tage mit einander zugebracht, kam der Thorhüter, und meldete, der edle junge Herr Tchang, welcher vorher als Gaſt im Hauſe gewohnt, bitte vorgelaſſen zu werden. Pe ſann nach, und rief dann: „Was will er noch?" — „Ohne Zweifel hat ſein Kommen einen Beweggrund," ſagte Gou. „Was hindert Sie, ihn zu empfangen?" — Pe ließ alſo Tchang-fanjou in den Saal einladen, und gleich darauf trat dieſer herein und neigte ſich mit Ehrerbietung. Nach den

„Einer meiner Freunde,“ sagte Tchangfanjou, „hat mir einen Brief mitgegeben. Ich ließ auf beiden Seiten des Dorfs nachfragen, aber man findet nirgends den, an welchen der Brief gerichtet ist.“ — „Mein Herr,“ fragte Pe, „wie heißt dieser Mann?“ — „Es ist ein Bürger, Namens Hoangfou,“ antwortete jener. — Pe versetzte schnell: „Hoangfou ist einer meiner Verwandten. Haben Sie ein Schreiben an ihn, so geben Sie es nur mir; ich will es ihm zustellen.“ — „So, er ist verwandt mit Ihnen?“ sagte Tchangfanjou; „ich habe allerwärts nach ihm gefragt.“ Sogleich befahl er einem seiner Diener, den Brief zu holen. Pe nahm denselben, warf einen Blick darauf, und verschloß ihn in seinen Aermel. Das Gespräch dauerte noch eine Weile, worauf Tchangfanjou sich empfahl. Pe ging wieder in den Pavillon der ländlichen Träume zu dem Doctor Gou. „Der Besuch des Tchangfanjou,“ sagte er, „betraf auch die Angelegenheit des Herrn Sse.“ „Hat er Ihnen gesagt, wann Sse Lianfian ankommen soll?“ fragte der Doctor. — „Ich habe mich nicht darnach erkundigt,“ antwortete Pe; „aber er brachte mir auch einen Brief von dem jungen Lieou.“ Hiermit zog er den Brief aus dem Aermel, öffnete ihn, und begann mit dem Doctor zu lesen. Sie fanden Folgendes darin:

„Der junge Lieou Hiochi hat die Ehre, Ihnen seine Huldigung, seine besten Wünsche und Grüße darzubringen.“

(Besondere Bemerkungen.)

„Ich, der ich nur ein armer Literator ohne vorzügliche Kenntnisse bin, hatte, was ich nicht hoffen durfte, das Glück, inmitten der Gewässer und der Berge die Pur-

purflamme zu ſchauen, welche die Gegenwart der Unſterblichen verkündet. Seitdem ich Ihre gütigen Befehle erhalten, hat der Mond bereits ſeinen Umlauf vollendet, und ich fühle den Schmerz, Ihrer Gegenwart und der väterlichen Lehren, die Sie mir ertheilt, beraubt zu ſeyn. Sie ſahen nicht ſtolz auf mich herab; ja, Sie gewährten mir ſogar die Ehre des ſchönſten Bundes. Dies, kann man ſagen, iſt eine jener himmliſchen Wohlthaten, für welche das menſchliche Herz nicht Raum genug zur Dankbarkeit hat. Allein ich habe Ihnen während unſeres Beyſammenſeyns eröffnet, daß ich ſchon mit zwey Familien in Verbindung ſtehe, daß eine der beyden Jungfrauen ihre Laute zerbrechen ſah, und daß die andere, einer Verfolgung entrinnend, ohne alle Spur verſchwunden iſt. Sie erzeigten mir die Ehre, auf Ihrem Antrage zu beharren, indem Sie ſagten, es wäre in Betracht derjenigen, die nicht mehr ſey, alles geendigt, und was die noch Lebende anbelange, ſo werde man, im Fall ſie wieder zum Vorſchein käme, eine gerechte Ausgleichung treffen. Nun habe ich, als ich nach Hangtcheou kam, ganz wider mein Erwarten, gehört, daß man noch gar keine Spur von der Letzteren hat, und daß die Todtgeglaubte noch völlig bey Leben iſt. Eine falſche Nachricht hat mich früher getäuſcht. Ihr Vater iſt ein Mann von dem höchſten Range. Ein anderer hoher Staatsbeamter hat die Rolle des Vermittlers übernommen, und ich ſehe mich in einem engen Paß, wo es gleich ſchwer iſt, vor- oder rückwärts zu gehen, und wo ich nicht weiß, wie ich herauskommen ſoll. Alles, was ich thun kann, iſt, Ihnen die Sache freimüthig darzuſtellen. Eure Hochedlen ſind voller Vernunft, Gerech-

den zweifach-guten Erfolg, welchen Sſe Yeoupe erhalten, vernahm, konnte er nicht umhin, seine That zu bereuen. „Es war," sprach er bey sich selbst, „allerdings ein Beweis von Freundschaft, daß ich ihm jene 24 Unzen Geld und das ihm nöthige Gepäck anbot. Aber dennoch wäre es mir nach dem Streich, den ich ihm gespielt, nicht sehr lieb, diesem Manne zu begegnen." — Er war also, wie gesagt, an dem Tag in der Stadt, da Wangcheou, durch die Aehnlichkeit der Namen Sſe Yeoupe und Sſe Yeoute getäuscht, in dem Hause, wo er seine Wohnung hatte, nachforschte. Dieser wandte sich an den Thürhüter mit der Frage: „Hält sich nicht hier der junge Herr Sſe Yeoupe auf?" — „Hier wohnt er," versetzte der Mann, der nicht genau gehört hatte. „Es ist das Haus des jungen Herrn Sſe Yeoute. Woher kommt Ihr?" — „Der junge Herr Lo aus der Provinz Chantoung hat mich hieher geschickt, ihm einen Brief zu überreichen," erwiederte Wangcheou. Der Thürhüter zeigte es seinem Gebieter an; dieser sagte: „Ich kenne keinen Herrn Lo in der Provinz Chantoung. Hier muß ein Irrthum seyn." Darauf ging er hinaus, um sich selbst zu überzeugen. Als Wangcheou ihn kommen sah, eilte er, sein Wort vorzubringen. „Ich habe Sie, sprach er, auf Befehl meines Herrn bis in die Hauptstadt gesucht, Herr Sſe; aber Sie waren leider schon weg. Ich folgte Ihnen auf dem ganzen Wege nach; es gibt keinen Ort, wo ich nicht nach Ihnen fragte; und während dieser Zeit waren Sie hier." — Jetzt fing Sſe Yeoute an zu vermuthen, daß Sſe Yeoupe derjenige sey, den man suche. Aber um nichts merken zu lassen, antwortete er nur obenhin: „Wie

viele Mühe habe ich Euch verurſacht! Wo iſt der Brief Eures Herrn?“ — „Mein Gebieter,“ verſetzte Wang-cheou, „hatte Geſchäfte, die ihn nöthigten, die Provinz Chantoung zu verlaſſen und ſich in das Land Kiangnan zu begeben. Aus Furcht, er werde Sie bey Ihrer Rückkehr aus der Hauptſtadt nicht mehr ſehen, hat er mich beauftragt, Sie zu ſuchen und Ihnen einen Brief zuzuſtellen.“ Mit dieſen Worten zog er den Brief hervor, den er Sſe Yeoute mit beyden Händen reichte. Dieſer nahm ihn, und ſprach: „Setzt Euch draußen hin, während ich ſehe, was dieſer Brief enthält.“ Zugleich befahl er ſeinen Dienern, dem Ankömmling ein Eſſen zu bereiten.

Als Wangcheou hinausgegangen war, eilte Sſe Yeoute in ſeine Bibliothek, und erblickte, wie er die Augen auf den Brief warf, oben und unten zwey Blumenzeichen und das Merkmal von zwey kleinen Siegeln. Der Brief war ſehr gut zuſammengelegt und auf das ſorgfältigſte verſchloſſen. In der Mitte ſtanden mit großen Characteren die Worte: Zur eigenhändigen Eröffnung des edlen Herrn Sſe, und etwas tiefer mit kleineren: Deſſen edler Beyname Yeoupe iſt. Die Handſchrift war kunſtmäßig und ſehr elegant. Sſe Yeoute fand in der Art, wie der Brief überſchrieben war, etwas Beſonderes. „Sollte das nicht einen eignen Beweggrund haben?“ fragte er ſich ſelbſt. Dann blickte er verſtohlen hinein, ſchob ſachte das Papier auseinander, und es gelang ihm, den Brief ſo zu entfalten, daß er die Schrift wahrnehmen konnte. Er ſah eine ganze Seite mit kleinen regelmäßigen Characteren, wie Fliegenaugen, bedeckt, und las Folgendes:

„Ihr Freund und jüngerer Bruder Lo Mengli hat die Ehre, Sie zu grüßen. Er richtet dieſes Schreiben an ſeinen Bruder Lianſian, an Sie, Herr Sſe, welchen da anzutreffen, wo Sie auf Ihrer Reiſe ſich verweilt, der Zufall ihm erlaubt hatte. Dieſe Begegnung war wie ein Glück, das vom Himmel kam. Aber die darauf erfolgte ſchmerzhafte Trennung hat mein Herz mit Bitterkeit erfüllt. Ich denke der ſo mächtigen Schwüre, die wir auf dem Stein ausſprachen. Die Worte des geheimen Bundes, der unter den Blumen geſchloſſen ward, wiederhallen noch in meinem Ohr. Aber ach! der Leib iſt im Oſten, während der Schatten im Weſten umherwandelt. Wie ſchwer iſt es, beyde wieder zu vereinen! So oft dieſer Gedanke vor meine Seele tritt, ſcheint er mir ein Traum zu ſeyn, der mich verfolgt. Aber dasjenige, worauf man das Glück ſeines Lebens baut, darf nicht wie ein Traum betrachtet werden. Ich habe vernommen, welcher Erfolg Ihnen im letzten Herbſte, bey den Prüfungen im Norden, zu Theil ward, und es gereichte mir zu ausnehmendem Troſt. Ohne Zweifel werden Sie von den Blumen der wiſſenſchaftlichen Gärten in dieſem Frühling erwartet. Ich hätte Sie ſo gern bey Ihrer Rückkehr geſehen und Ihnen meine Glückwünſche dargebracht. Leider jedoch werde ich durch plötzliche Unfälle, die meine Familie trafen, genöthigt, mich in das Haus meines Oheims, der in der Provinz Kiangnan wohnt, zurückzuziehen. Mein ehemaliger Wohnſitz iſt daher ganz verſchloſſen. Ich fürchtete, Sie möchten nach mir fragen, und könnten dann Verdacht ſchöpfen, durch welchen die Quelle des Pfirſichbaums getrübt würde. Darum habe ich dieſen alten Die-

ner abgeſandt, der Ihnen jene Umſtände melden ſoll. Wenn Ihnen noch meine Freundſchaft, ſo wie die Verbindung mit meiner Schweſter, am Herzen liegt, dann fragen Sie nach mir im Dorfe Kinchi, in dem Hauſe von Pe Thaïhiouan, welcher Rath bey'm Miniſterium der öffentlichen Schriften iſt. Dort werden Sie Nachricht von mir hören. Dieſes auf tauſend Meilen geſandte Wort hat die Abſicht, ein Gedächtniß zu erwecken. Geheime Mittheilung." —

„Wie!" rief Sſe Yeoute, als er geleſen, „dies wäre dann ein neuer Ehebund, welchen Sſe Yeoupe mit der Familie Lo in Chantoung ſchließen will? Könnte ich noch einmal unter ſeinem Namen erſcheinen! Aber gerade in das Haus von Pe ruft man ihn, um Nachrichten zu hören, und in dem nämlichen Hauſe war es, wo ich ſchon einmal den Pferdefuß wahrnehmen ließ; wie kann ich nun dort von neuem auftreten? — Ich hörte," fuhr er fort, „daß Sſe Yeoupe, nachdem er Richter in Hangtcheou geweſen, in das groſſe academiſche Collegium aufgenommen würde. Er muß jetzt auf der Rückkehr ſeyn. Darum iſt es beſſer, ich bewahre ihm dieſe Nachricht, damit ich mein ehemaliges Verfahren mit einem Schein von Freundſchaft decke. Er iſt nun Academiker, und in der Folge kann ich ſeiner bedürfen." —

Er blieb auf dieſem Gedanken, und als Wangcheou ſein Mahl geendigt, ließ er denſelben hereinkommen, und ſagte: „Kehrt zu Euerem Herrn zurück, meldet ihm meine Grüße, und ſagt ihm, daß ich alles wiſſe, was ſein Brief enthält, daß ich ſeine Befehle genau erfüllen würde, und daß ich ihm aus Furcht vor irgend einem Unfall noch keine ſchriftliche Antwort gebe." —

Zugleich zog er eine Unze Silber heraus, und reichte ſie Wangcheou mit den Worten: „Welche lange Reiſe, und wie viele Beſchwerden habe ich Euch verurſacht!“— „Ich bin noch mit Geld verſehen, das mein Herr mir auf den Weg gab,“ erwiederte jener; „wie darf ich mir erlauben, noch etwas von Ihnen anzunehmen, Herr Sſe?“— „Es iſt wenig, nur für einen Trunk Wein,“ ſagte Sſe Yeoute. Wangcheou dankte, nahm Abſchied, ging weg, und kam wieder nach Kinchi, wo er Fräulein Lo die Antwort überbrachte.

Indeſſen begab ſich Sſe Yeoute, der im Beſitz des Briefes war, auf ſein Landhaus, und befahl einigen ſeiner Leute, ſich nach dem edlen Herrn Sſe zu erkundigen, weil derſelbe auf ſeiner Reiſe nach Kinchi durch dieſen Ort kommen ſollte, und weil er ihn bey ſich aufzuhalten wünſche. Die Diener ſtanden demnach auf der Lauer. Einige Tage verſtrichen, als man vernahm, daß Sſe Yeoupe zu Kinling angekommen ſey, und daß er ſich ſchon am folgenden Tage nach dem Dorfe Kinchi begeben wolle. Sogleich traf Sſe Yeoute Anſtalt, um ihn mit einem Gaſtmahle zu empfangen. Den Tag darauf, Morgens um neun Uhr, benachrichtigten ihn ſeine Leute, daß der edle Herr Sſe ſich nähere. Sſe Yeoute eilte ſelbſt hinaus auf den großen Platz, um ihm entgegen zu gehen. Bald nachher ſah man Sſe Yeoupe's Sänfte ankommen. Sſe Yeoute gab einem von ſeinen Leuten eine Beſuchskarte, und gebot ihm, ſchnell an die Sänfte zu gehen und zu melden, daß ſein Herr da wäre und um eine Zuſammenkunft bitte. Als Sſe Yeoupe den Namen Sſe Yeoute erblickte, ließ er ſogleich Halt machen. Nun kam Sſe

Yeoute eilends herbey, und neigte ſich vor ihm. Sſe Yeoupe ſtieg aus, um ſeine Höflichkeit zu erwiedern. „Ich wollte," ſagte er, „eben nach Ihnen fragen; warum geben Sie ſich die Mühe, mir ſo weit entgegen zu kommen?" — „Ich fürchtete," war die Antwort, „daß ein ſo ausgezeichneter Mann, wie Sie, edler Herr, einen Armen und Unberühmten verſchmähen möchte, und ich kam mit der Bitte, meine Einladung anzunehmen." —

Unter dieſem Geſpräche gingen die beyden jungen Leute zu Fuß nach Sſe Yeoute's Wohnung. Sſe Yeoupe befahl ſeinem Gefolge, ein Ceremonien-Billet in den Saal zu tragen. Nachdem man einander die gegenſeitige Höflichkeit erwieſen, wurde Platz genommen, und Sſe Yeoupe begann: „Die Wohlthat, welche Sie mir einſt auf ſo gütige Art erzeigt, iſt tief in mein Herz geſchrieben. Mein ganzes Weſen reicht nicht zur Erkenntlichkeit hin." — „Verdient eine ſo geringe Kleinigkeit, daß man davon ſpricht?" antwortete Sſe Yeoute. Unterdeſſen ward aufgetragen. „Ich wollte nur die Ehre haben, Sie zu ſehen," ſprach Sſe Yeoupe. „Schickt es ſich, daß ich Ihnen ſo bald läſtig falle?" — „Der Weg von der Stadt bis hieher muß Ihren Dienern und Pferden etwas Appetit erregt haben," ſagte jener; „man hat nur einige derbe Speiſen bereitet; verfügen Sie über mich ganz als Freund, wenn ich bitten darf." — „Lieber Herr," erwiederte Sſe Yeoupe, „Sie erzeigen mir ausnehmende Freundſchaft. Warum geben Sie mir fortwährend ſolche Beweiſe davon?"

Die beyden Freunde ſetzten ſich nun einander gegenüber. Nachdem ſie eine Weile getrunken, that Sſe Yeoute die Frage: „Ich denke wohl, edler Herr, daß dieſe neue

Reiſe Ihren Ehebund mit der Tochter des edlen Herrn Pe zum Gegenſtand hat?“ — „Ja,“ war die Antwort, „darum komme ich. Aber ich weiß noch nicht, welche Wendung die Sache nimmt.“ — Sſe Yeoute lachte und ſprach: „Das Schickſal dieſer Heirath war ſchon durch ein früheres Verhältniß beſtimmt. Jetzt, edler Herr, da Sie zu neuen Würden erhoben ſind, wird ſich die Sache von ſelbſt endigen; nur iſt es Schade, daß ihre Heirath und übrigen Angelegenheiten mit Fräulein Lo in Chantoung einigen Aufſchub erleiden.“ — Sſe Yeoupe war höchſt erſtaunt: „Ich habe,“ verſetzte er, „Niemand, wer es auch ſey, jemals ein einziges Wort von dieſen Angelegenheiten geſagt. Wie konnten Sie ſolche erfahren?“ — Sſe Yeoute fuhr lachend fort: „Wollen Sie denn nicht einmal erlauben, daß ich die trefflichen Dinge weiß, welche Ihnen, edler Herr, in's Werk zu richten gefällt.“ — „Da Sie einige Kenntniß davon haben,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „ſo wiſſen Sie ohne Zweifel auch Nachrichten von Lo Mengli, und ich hoffe, daß Sie ſo gütig ſind, mir dieſe zu geben.“ — „Ja,“ ſprach Sſe Yeoute noch immer lachend, „ich habe Nachrichten; aber ich ſage ſie Ihnen nicht ſo leicht.“ — „Nur heraus damit!“ antwortete Sſe Yeoupe ebenfalls lächelnd. „Ich überlaſſe Ihnen auch die Bedingungen, und werde Ihrem Befehl nicht entgegen ſeyn.“ — „Und ich, edler Herr,“ entgegnete Sſe Yeoute, „werde Ihre Lage nicht mißbrauchen. Trinken Sie nur drey große Taſſen!“ — „Ich kann nicht viel Wein vertragen,“ ſagte Sſe Yeoupe; „doch verweigere ich nicht die Bedingung. Haben Sie nur die Güte mich von dieſer Unruhe zu befreyen.“

Sſe Yeoute gebot ſeinen Leuten, drey große Taſſen zu füllen, und Sſe Yeoupe, der kein anderes Mittel ſah, war genöthigt, ſie zu trinken, während er immer ſprach und lachte. Nachdem es geſchehen, verlangte er, daß Sſe Yeoute ihm Nachrichten von Lo Mengli gebe. Aber dieſe Erzählung verdient eine beſondere Stelle. Man wird ſehen, wie der mit wahrem Talent begabte Freyer ſeinen Weg fortſetzt; immer auf den feſten Grund ſeines Erfolges bauend, und wie die ſchönen Bewohnerinnen des Pavillons die zärtlichen Gefühle ihres Herzens enthüllen.

Die Unfäll' insgeſammt, ſie waren nur
Irrthümer des Geſchicks, und Miſsverſtand
Erregt' allein die Widerwärtigkeiten.
Wer hätte vorgeſeh'n, daß aus ſo manchem
Irrthum und Widerſpruch ein glänzend Loos,
Den Frühlingsblumen gleich, am End' erblühe? —

Ob Sſe Yeoute ſich zu Nachrichten von Lo Mengli verſtand, wird man im letzten Kapitel finden.

Reiſe Ihren Ehebund mit der Tochter des edlen Herrn Pe zum Gegenſtand hat?“ — „Ja,“ war die Antwort, „darum komme ich. Aber ich weiß noch nicht, welche Wendung die Sache nimmt.“ — Sſe Yeoute lachte und ſprach: „Das Schickſal dieſer Heirath war ſchon durch ein früheres Verhältniß beſtimmt. Jetzt, edler Herr, da Sie zu neuen Würden erhoben ſind, wird ſich die Sache von ſelbſt endigen; nur iſt es Schade, daß ihre Heirath und übrigen Angelegenheiten mit Fräulein Lo in Chantsung einigen Aufſchub erleiden.“ — Sſe Yeoupe war höchſt erſtaunt: „Ich habe,“ verſetzte er, „Niemand, wer es auch ſey, jemals ein einziges Wort von dieſen Angelegenheiten geſagt. Wie konnten Sie ſolche erfahren?“ — Sſe Yeoute fuhr lachend fort: „Wollen Sie denn nicht einmal erlauben, daß ich die trefflichen Dinge weiß, welche Ihnen, edler Herr, in's Werk zu richten gefällt.“ — „Da Sie einige Kenntniß davon haben,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „ſo wiſſen Sie ohne Zweifel auch Nachrichten von Lo Mengli, und ich hoffe, daß Sie ſo gütig ſind, mir dieſe zu geben.“ — „Ja,“ ſprach Sſe Yeoute noch immer lachend, „ich habe Nachrichten; aber ich ſage ſie Ihnen nicht ſo leicht.“ — „Nur heraus damit!“ antwortete Sſe Yeoupe ebenfalls lächelnd. „Ich überlaſſe Ihnen auch die Bedingungen, und werde Ihrem Befehl nicht entgegen ſeyn.“ — „Und ich, edler Herr,“ entgegnete Sſe Yeoute, „werde Ihre Lage nicht mißbrauchen. Trinken Sie nur drey große Taſſen!“ — „Ich kann nicht viel Wein vertragen,“ ſagte Sſe Yeoupe; „doch verweigere ich nicht die Bedingung. Haben Sie nur die Güte mich von dieſer Unruhe zu befreyen.“

Sſe Yeoute gebot ſeinen Leuten, drey große Taſſen zu füllen, und SſeYeoupe, der kein anderes Mittel ſah, war genöthigt, ſie zu trinken, während er immer ſprach und lachte. Nachdem es geſchehen, verlangte er, daß Sſe Yeoute ihm Nachrichten von Lo Mengli gebe. Aber dieſe Erzählung verdient eine beſondere Stelle. Man wird ſehen, wie der mit wahrem Talent begabte Freyer ſeinen Weg fortſetzt; immer auf den feſten Grund ſeines Erfolges bauend, und wie die ſchönen Bewohnerinnen des Pavillons die zärtlichen Gefühle ihres Herzens enthüllen.

Die Unfäll' insgeſammt, ſie waren nur
Irrthümer des Geſchicks, und Mißverſtand
Erregt' allein die Widerwärtigkeiten.
Wer hätte vorgeſeh'n, daß aus ſo manchem
Irrthum und Widerſpruch ein glänzend Loos,
Den Frühlingsblumen gleich, am End' erblühe? —

Ob SſeYeoute ſich zu Nachrichten von LoMengli verſtand, wird man im letzten Kapitel finden.

Zwanzigstes Kapitel.

Stickereyen auf Stickereyen: allgemeine Zufriedenheit.

Erschöpft ist der Dämonen Kraft, ihr Dienst
Vollbracht; denn endlich ward des Berges Höh'
Erreicht und über'n wilden Strom gefahren.
Das Süße mit dem Bitter'n nun vereint
Sich in dem Nenuphar und seiner Blume,
Und eben solches Loos erwartet auch
Die Wurzel und das Laub des Pfirsichbaums.
Der Flamme gleich erhebt am Ende sich
Der Genius; die Lieb' ist wie ein Strom,
Den unbesiegter Drang nach Osten zieht.
Schon gab von dem, was nun geschehen soll,
Ein süßes Band das Vorgefühl, und nichts
Vermag den Wunsch Treuliebender zu hemmen.

Sse Yeoupe verlangte also, nachdem er die Bedingungen mit den drey Tassen erfüllt, Nachrichten von Lo Mengli. Doch Sse Yeoute verlängerte noch eine Weile den Scherz; hierauf zog er den Brief aus seinem Aermel, und sprach: „Enthält dies etwa Nachrichten von dem Herrn Lo?“ — Sse Yeoupe ergriff das Schreiben, durchlief mit einem Blick den ganzen Inhalt, und die Freude malte sich, ihm selber unbewußt, auf seinem Antlitz. „Herr Lo,“ rief er, „ist in der That ein gefühlvoller Mann! Aber, mein Bruder, wie fiel diese Botschaft in Ihre Hände?“ — „Der Expresse, welcher den Brief gebracht,“ antwortete Sse Yeoute, „ist ein alter Diener von sehr beschränktem Verstande. Die Aehnlichkeit

meines Namens mit dem Eurer Hochedeln hat ihn zu mir geführt, und da ich wohl denken konnte, daß Ihnen an der Sache viel gelegen ſey, war ich in Furcht, es möchte anderswo ein Irrthum von weit mehr Gewicht daraus entſtehen. Ich behielt alſo das Schreiben, um es Ihnen, edler Herr, zu übergeben, ohne daß ich wußte, wie Sie meine Vorſicht auslegen." — „Ich bin Ihnen dafür unendlich verbunden," erwiederte Sſe Yeoupe. „Die Ergebenheit von tauſend Freunden bezahlt nie eine ſo große Sorgfalt." — „Es bedarf keiner Zahlung," ſprach Sſe Yeoute lachend. „Nehmen Sie mich nur mit, um Theil an dem Freudenmahle zu haben!" —

Die zwey jungen Leute ſetzten, indem ſie einige Taſſen tranken, ihre vergnügte Unterhaltung noch eine Weile fort. Dann ſtand Sſe Yeoupe auf, um Abſchied zu nehmen. Er ſtieg, als er ſich von ſeinem Wirthe getrennt, wieder in den Wagen, und verfolgte ſeinen Weg. Als er in dem Dorfe Pechi und bey dem Kloſter Kouangin ankam, wollte er Tſingſin einen Beſuch machen. Dieſer, der einen Zug von Wägen und Pferden herannahen ſah, ging ſchnell hinaus, um ihn zu empfangen. Sobald Sſe Yeoupe den Mönch erblickte, fragte er ihn: „Meiſter, kennen Sie mich?" — „Ach! Das iſt der edle Herr Sſe!" erwiederte Tſingſin; „wie ſollte ich Sie nicht erkennen?" Er führte ihn darauf in den Saal der Betrachtungen, und als man die Grüße beendigt, ließ Sſe Yeoupe durch ſein Gefolg die Geſchenke bringen. Tſingſin empfing ſolche mit dem größten Dank. „Edler Herr Sſe," fügte er hinzu, „welche Glückwünſche habe ich Ihnen nicht abzuſtatten! Ich bin ein armer, in die Einſamkeit

eines Dorfs verwiesener Mönch. Alles, was geschehen, war mir unbekannt, und ich konnte Ihnen also nicht meine Freude bezeigen.“ —

Nach dem Thee befahl Tsingsin, ein Quartier in Stand zu setzen. „Bemühen Sie sich deshalb nicht,“ sagte Sse Yeoupe. „Wie ehemals, bitte ich nur um ein Obdach und ein Nachtlager in einer von Ihren Zellen.“ — „Edler Herr Sse,“ war die Antwort, „Sie sind jetzt ein Mann von hohem Stande. Darum fürchte ich, ein einfaches Mattenlager möchte Ihnen nicht anständig seyn.“ —

Nachdem die Unterhaltung noch eine Weile gedauert, wandte sich Sse Yeoupe an seinen Wirth mit der Frage: „Befindet sich jetzt der edle Herr Pe Thaïhouan wohl?“ — „Er ist bey guter Gesundheit,“ erwiederte Tsingsin. Im Laufe dieses Frühlings machte er eine Vergnügungsreise nach dem westlichen See. Dort blieb er zwey oder drey Monate, und noch ist kein Monat verflossen, seit er wieder zurückkam.“ — „Ist seine Fräulein Tochter verheirathet?“ fragte Sse Yeoupe weiter. — „Es fehlte, wie gewöhnlich, nicht an Anträgen,“ war die Antwort. „Aber noch ist sie nicht verheirathet. Ich hörte gestern, daß der edle Herr Pe sie während seines Aufenthalts im Lande Tchekiang Jemand versprochen habe, daß jedoch der edle Herr Gou als Unterhändler eines andern Freyers aufgetreten wäre, daß sich also beyde Theile wegen ungleicher Meinung im Widerspruch fänden, und daher noch nichts entschieden sey.“ — „Im Dorfe Kinchi,“ sagte Sse Yeoupe, „wohnt ein Bürger, Namens Hoangfou. Kennen Sie ihn, Meister?“ — Tsing-

ſin ſann eine Weile nach, dann gab er zur Antwort: „Es können tauſend Einwohner in jenem Dorfe ſeyn. Ich ſammle dort die Beyſteuer von Reis für unſer monatliches Bedürfniß. Alle Häuſer ſind mir völlig bekannt; aber von Niemand hörte ich noch den Namen Hoangfou ausſprechen.“ — „Er ſagte mir, daß er mit Pe Thaïhiouan verwandt ſey,“ erwiederte Sſe Yeoupe. — „Wenn er,“ ſagte Tſingſin, „ein Verwandter des edlen Herrn Pe iſt, ſo wohnt er vielleicht in deſſen Landhauſe. Fragen Sie alſo nur im Schloſſe nach, und Sie werden ſogleich von ihm hören.“ —

Als das Abendeſſen beendigt war, bat Sſe Yeoupe um ſein Nachtlager. Den folgenden Morgen ſtand er auf, vollendete ſeinen Anzug, und befahl, ſobald er gefrühſtückt, allen ſeinen Leuten, ihn mit den Wägen und Pferden am Kloſter zu erwarten. Er ſelbſt nahm in dem Kleid, das er ehemals trug, und nur allein von Siaohi begleitet, ganz ſachte ſeinen Weg zu Fuß nach dem Dorfe Kinchi. Als er daſelbſt ankam, beſchaute er jene Hügel, Gewäſſer und Bäume, welche noch die nämlichen waren, die er vordem geſehen hatte, und ſein Gemüth war unausſprechlich bewegt durch den Gedanken, daß wegen ſeines Ehebundes noch nichts entſchieden ſey.

Es blüht der Pfirſichbaum, die Fluth entwallt,
Wie in vergang'ner Zeit; Lieou kam
Zurück, der Gegenſtand ſo vieler Wünſche.
Doch weilt die Göttin auch, die er verehrt,
Noch hier? Ach! jeglicher Gedank' und jede
Erinn'rung iſt zerreißendes Gefühl. —

So wandelnd überließ ſich Sſe Yeoupe ſeinen Betrachtungen: „Ich hatte,“ dachte er, „nicht vorausge-

ſehen, daß ſich dieſe zwey Ehebündniſſe in dem nämlichen Dorfe ſchließen ſollten. Stelle ich mich dem edlen Herrn Pe unter meinem Namen Sſe vor; ſo kann ich Hoangfou nicht mehr aufſuchen. Darum iſt es beſſer, ich behalte noch den Namen Lieou, erſuche den edlen Herrn Hoangfou um eine beſondere Zuſammenkunft, und ſpreche offenherzig mit ihm. Alsdann begebe ich mich unverweilt zu dem edlen Herrn Pe.“ —

Sobald dieſer Entſchluß gefaßt war, ging er in das Dorf, und fragte auf der ganzen Straße nach der Wohnung des Bürgers Hoangfou. Nun aber hatte Pe, welcher vorausſah, daß der junge Lieou ſich nach ihm unter dieſem Namen erkundigen würde, einige von den Dienern, ſo ihn auf ſeiner Reiſe begleitet, an den Eingang des Dorfes geſtellt, um jenem zu antworten. Daher gingen im Augenblick, wo Sſe Yeoupe ankam, dieſe Diener, welche ihn bereits wahrgenommen, ihm ſchnell entgegen, und fragten: „Sind Sie Herr Lieou?“ — „Der bin ich,“ antwortete Sſe Yeoupe, ſehr vergnügt ſie zu ſehen. „Iſt Euer Gebieter zu Hauſe?“ — „Ja wohl, und er erwartet Sie, mein Herr,“ war die Antwort. Sie führten Sſe Yeoupe ſogleich nach dem öſtlichen Flügel des Hauſes. Hier ließen ſie ihn Platz nehmen, und eilten, dem edlen Herrn Pe Nachricht zu geben. Dieſer war deshalb ſehr erfreut. „Der junge Lieou iſt ein Mann von Wort,“ ſagte er. Darauf ließ er ein Mahl veranſtalten, wozu er ſeinen Gaſt einladen wollte, und ſprach zu dem Doctor Gou: „Ich will ihn zuerſt empfangen; dann ſende ich Ihnen Jemand mit der Bitte, daß Sie zu uns kommen möchten.“ — „Ich fürchte nur,“

ſagte der Doctor mit Lachen, „das, was ich ſehen werde, unter dem zu finden, was ich von Ihnen gehört habe.“— Pe antwortete auf dieſen Scherz: „Bruder, Sie werden auf den erſten Blick erkennen, daß er in nichts unter dem jungen Sſe ſteht. „Hiemit begab er ſich nach dem öſtlichen Hauptgebäude. Als er dorthin kam, heftete er ſeine Blicke auf Sſe Yeoupe, um ihn wieder aufmerkſam zu betrachten, und ſah die Anmuth, die reizende Geſtalt, und den leichten Gang, jene Eigenſchaften der Jugend, ſo daß er die höchſte Freude im Herzen empfand, und ſich mit heiterer Miene demſelben näherte. „Wie, Herr Lieou,“ ſprach er, „Sie kommen jetzo erſt an? Vom Morgen bis zum Abend ſah ich nach Ihnen.“ — Sſe Yeoupe antwortete ſchnell mit einer Verbeugung: „Ich wurde mehrere Tage von einem meiner Freunde zu Hangtcheou aufgehalten. Dies verzögerte den Beſuch, welchen ich Ihnen abzuſtatten die Ehre haben wollte. Ich bin ſehr in Ihrer Schuld.“ —

Unter dieſen Worten erzeigten ſie einander die gewöhnlichen Höflichkeiten. Hierauf nahmen ſie Platz, und Pe begann zu ſeinem Gaſte: „Ich erſah aus dieſem Briefe, den ich von Ihnen empfing, daß Diejenige, welche Sie todt geglaubt, es nicht ſey, und daß ein lügenhafter Bericht Sie zu einem Irrthume verleitet habe. Dies iſt ein gewiſſer Stoff zur Freude. Aber Sie haben mir nicht geſagt, weſſen Tochter jene iſt. Auch melden Sie mir, daß ein Staatsbeamter die Rolle des Vermittlers übernahm. Wer iſt dieſer Mann? Zudem thaten Sie mir kund, Ihr Herr Vater habe ſchon die Reiſe zu den Unſterblichen vollendet. Warum ſagen Sie nun, die befragliche Heirath

des Glücks für mich beſchleunigt ward. Die Empfindung, welche eine ſo herzliche Güte mir eingeflößt, wird bis in mein ſpäteſtes Alter fortdauern, und darum werfe ich mich jetzt an Ihrer Treppe nieder, und bitte um Ihre Befehle. Wenn ich, nach dem Beyſpiele verächtlicher Menſchen, mir erlauben ſollte, das Licht zu trüben, das an der Pforte eines Weiſen ſtrahlt, würde ich dann nicht den Spott aller derjenigen ernten, welchen ich bekannt bin?" — Pe lachte und ſprach: „Herr Sſe, Sie haben ein groſſes Zartgefühl, und man muß geſtehen, daß Sie keiner von denen ſind, deren Würden ihre Geſinnungen ändern. Aber was mich betrifft, wie ſoll ich den Kampf beſtehen? Es iſt am beſten, ich überlaſſe Pe Thaïhiouan das Feld." — „Dieſer Entſchluß," erwiederte Sſe Yeoupe, wäre von Ihrer Seite der Beweis einer vollendeten Tugend; aber ich würde mich ſehr undankbar zeigen. Noch hoffe ich, daß Eure Excellenz ein Mittel finden, wodurch die Sache beygelegt wird." — „Alles das kann ſich machen," war die Antwort. „Aber noch findet ſich ein Umſtand, der mich in groſſe Schuld gebracht hat, und worüber ich Ihnen Aufklärung geben muß." — „Können Sie das ſagen?" entgegnete Sſe Yeoupe. „Haben Sie doch die Güte, mir mitzutheilen, was darunter verſtanden iſt." — „Mein Name," verſetzte Pe, „iſt nicht mehr Hoangfou. Jener Pe Thaïhiouan, von dem Sie ſprachen, Herr Sſe, bin ich ſelbſt." — Sſe Yeoupe war über allen Ausdruck erſtaunt. Endlich rief er: „Wie? das war alſo nur ein Scherz, der Eurer Excellenz auf Ihrer Reiſe gefiel? Ich habe recht geträumt!" —

Beyde ſahen einander an, und brachen in groſſes

Lachen aus, und nun ließ Pe ſogleich den Doctor Gou zu ſich bitten. Dieſer ſäumte nicht, und als er, ſtatt des jungen Lieou, Sſe Yeoupe da ſitzen ſah, bat er um ſchnelle Aufklärung, und ſprach: „Ich hatte gehört, der junge Lieou wollte Ihnen einen Beſuch abſtatten; wie kommt es, daß dagegen Herr Lianſian hier iſt?“ — Sſe Yeoupe lachte und ſchwieg, indem er ihn ſehr höflich grüßte. Auch Pe lachte und gab zur Antwort: „Man wird es Ihnen ſagen, wann Sie gegrüßt ſind.“ — Sobald ſich nun der Doctor Gou und Sſe Yeoupe die gewöhnlichen Höflichkeiten erzeigt, nahm man Platz, und der Doctor, welcher wohl ſah, daß die fröhliche Stimmung der beyden einen Grund haben müſſe, drang ſehr darauf, ihn zu erfahren. „Sie wollten den jungen Lieou ſehen; hier iſt er!“ ſagte Pe noch immer lachend, indem er auf Sſe Yeoupe, zeigte. — „Was heißt das?“ rief der Doctor ganz beſtürzt. Pe erzählte ihm nun umſtändlich alles, was ſich zugetragen hatte. „Welche Menge von Gegenſätzen!“ rief Gou, indem er in großes Lachen ausbrach. „Ich ſagte Ihnen ja, daß ich unter den Gelehrten aus Kinling niemals von einem jungen Lieou gehört, und zugleich, daß keiner unter den Jünglingen des Reichs den Herrn Sſe übertreffen könne, wenn er es nicht ſelbſt wäre. Da Sie nun, mein Bruder, trotz aller Hinderniſſe, und ohne daß etwas Sie abwenden konnte, den Herrn Sſe gewählt, und da Sie mit demſelben ohne Zögern einen Bund ſchloſſen, ſo kann man ſagen, daß Ihr Auge das eines wahren Staatsbeamten ſey. Dieſer Beweis von Urtheilskraft flößt mir eine hohe Achtung ein.“ — „Ich habe ihn diesmal nicht gegeben,“ erwiederte Pe lachend? „Sie

ſelbſt, lieber Bruder, lehrten mich ſein Verdienſt ſchätzen.“ — „Kann für Sie, edler Herr,“ ſagte Sſe Yeoupe, „das Schilfrohr und die Binſe noch einigen Reiz haben, da Ihre Gedanken nur auf die zierlichſten Formen der Pflanzenwelt gerichtet ſind?“ —

Unerſchöpflich war das Vergnügen, welches alle drey in der gegenſeitigen Unterhaltung genoſſen. Bald darauf brachten die Diener ein kleines Mahl. Jene nahmen Platz, um zu ſpeiſen, und da Sſe Yeoupe diesmal die Pflicht des Sohnes und des Eidams erfüllen ſollte, ſetzte er ſich querüber an das Ende der Tafel. Das Geſpräch dauerte fröhlich fort, und ward durch die Gefühle einer wahren Zufriedenheit belebt. Man blieb die Hälfte des Tags über bey Tiſche, und als das Mahl beendigt war, trugen die Diener ab. Die drey Tiſchgenoſſen ſtanden auf, und unterhielten ſich von neuem. Nach einer Weile ergriff Sſe Yeoupe einen günſtigen Augenblick, und wandte ſich an Pe mit den Worten: „Ihr Eidam hat Ihnen noch etwas mitzutheilen.“ — „Worüber?“ ſagte Pe. — „Zufällig,“ war die Antwort, „erhielt ich geſtern Nachricht über diejenige, von der ich Ihnen ſagte, daß ein Verfolger ſie zur Flucht genöthigt habe. Ich entdeckte die Spur, welche mich zu ihr führen ſoll.“ — „Und wo ſoll ſie dieſer Spur nach ſeyn?“ verſetzte Pe. — „Was man mir geſagt, iſt recht ſonderbar,“ antwortete Sſe Yeoupe, „denn man verſichert, daß ich ein Näheres von ihr höre, wenn ich, lieber Schwiegervater, in ihrem Schloß nachfrage.“ — „Das iſt in der That ſonderbar,“ entgegnete Pe lachend. „Wie ſollen Sie mich darum fragen? Zu welcher Familie aus Kiangnan gehört ſie denn?“ — „Sie iſt nicht aus

Kiangnan, ſondern aus Chantoung und vom Hauſe Lo," erwiederte jener. — „Ich habe," ſagte Pe, „in Chantoung einen gewiſſen Lo Yihoung gekannt; aber er ſtarb ſchon vor langer Zeit. Sein Sohn iſt noch ſehr jung. Welche Bekanntſchaft, Herr Sſe, könnten Sie in dem Hauſe einer Wittwe haben, und wer hätte für Sie die Rolle eines Unterhändlers übernommen?" — „Als ich mich," erwiederte Sſe Yeoupe, „im vorigen Jahr nach Hof begab, kam ich durch die Provinz Chantoung. Hier gewaltſam angehalten und beraubt, war ich in die größte Verlegenheit geſetzt, und konnte weder vor noch rückwärts gehen. Der Zufall ließ mich einem gewiſſen Rath Li begegnen, der Verſe von mir verlangte, und mir dafür Geld zur Fortſetzung meiner Reiſe verſprach. Er lud mich alſo in ſein Haus ein. Dieſes gränzte an Lo's Wohnung, und da ich vor der Thüre des hinteren Gartens luſtwandelte, kam zufällig der Sohn des Hauſes Lo in der nämlichen Abſicht. Wir begegneten uns, vertrauten einander unſere Gefühle, und bald war der engſte Freundſchaftsbund geſchloſſen. Er ſorgte für die Koſten meiner Reiſe, ſagte mir zugleich, daß er eine jüngere Schweſter habe, und erbot ſich, zwiſchen dieſer und mir das Band von Seide zu knüpfen." — „Sagen Sie mir doch, Herr Sſe," fragte Pe weiter, „wie alt war jener Sohn des Hauſes Lo und wie ſah er aus?" — »Der junge Menſch," erwiederte Sſe Yeoupe, „war damals ſechzehn Jahr alt; nunmehr zählt er ſiebzehn. Er iſt von reizender Geſtalt und ausnehmend zart gebaut. Seine Geſichtsfarbe ſtrahlt wie der Baum von Jaspis im Zephyrhauch. Als wir uns gegenüber ſaßen, malte ſich auf ſeinem Antlitz die Scham,

welche seinen Busen hob." — „Herr," sagte Pe, „als Sie die Hauptstadt verließen, ging Ihr Weg durch das Land Chantoung. Kamen Sie da auf's neue mit jenem zusammen?" — „Als ich," war die Antwort, „auf dieser Reise durch Chantoung kam, hoffte ich ihn wieder zu sehen. Aber leider war die Vorder- und Hinterthüre des Lo'schen Hauses sorgfältig verschlossen und versiegelt, und Niemand hielt sich darin auf. Ich zog bey dem Rath Li verschiedene Erkundigungen ein. Alles, was er mir zu sagen wußte, war, daß diese Familie aus der Wittwe, einer Jungfrau, und einem kleinen Knaben von fünf oder sechs Jahren, bestehe, und daß sich alle, weil ihnen eine Verfolgung gedroht, in das Land Kiangnan begeben hätten; übrigens wäre kein junger Mensch von sechzehn oder siebzehn Jahren da. Ich fragte auch einen gewissen Tsian Hiaolian; er versicherte mich das Nämliche, so daß es mir schien, ich hätte geträumt, ohne doch zu wissen, was eine solche Täuschung hervorbringen konnte. Zufällig aber erhielt ich gestern bey einem meiner Freunde ein Schreiben von Herrn Lo. Ich glaubte nun wieder an sein Daseyn, und erkannte, daß dasjenige, was ich früher vernommen, nicht mit der Wahrheit übereinkam. Indessen sagt er mir nur in diesem Brief, ich solle in Ihrem Schloß Nachricht von ihm erhalten. Warum weis't er mich dahin?" — „Wie ist der Beyname des jungen Lo?" fragte Pe. — „Sein Beyname ist Mengli," antwortete jener. — „Er muß allerdings einen Grund haben, daß er Sie bey mir sich nach ihm erkundigen läßt," erwiederte Pe. „Wenn Sie erlauben, so sprechen wir ein andermal über diesen *Gegenstand*." — „Sie sind zu Fuß gekommen, Herr Sse,"

ſagte der Doctor Gou. „Wo haben Sie Ihren Wagen und Ihre Pferde gelaſſen?“ — „Hier vorn im Dorfe Pechi, und zwar im Kloſter Kouanyin,“ war die Antwort. „Ich habe vormals da gewohnt.“ — »Das iſt entfernt,“ ſagte Pe. »Warum läßt man ſie nicht hieher kommen? Wir können uns dann bequemer des Morgens und Abends ſehen und miteinander unterhalten.“ Hiemit befahl er ſeinen Leuten, das Gepäcke Sſe Yeoupe's zu holen. Als die Nacht herannahte, trug man ein zweytes Mahl auf. Die drey Tiſchgenoſſen nahmen wieder Platz, unterhielten ſich auf's angenehmſte, und tranken mit erneutem Feuer. Sie trennten ſich erſt um die zweyte Nachtwache.*) Sſe Yeoupe blieb im öſtlichen Hauptgebäude, wo er empfangen worden, und die beyden andern kehrten in ihre Gemächer zurück. Der Doctor begab ſich in den Pavillon der ländlichen Träume, Pe aber in das innere Gemach, wo die Folgen des Vergnügens ihn auch bald einſchläferten.

Als er am folgenden Morgen aufgeſtanden war und ſeinen Anzug vollendet hatte, gab er Yanſou den Auftrag, ihre Gebieterin zu bitten, daß ſie zu ihm kommen ſolle. Fräulein Pe hatte ſchon den Tag vorher die Nachricht erhalten, daß der junge Lieou kein anderer, als der junge Sſe, wäre. Sie und Fräulein Lo waren darüber entzückt. Sie folgte alſo ſchnell dem Befehl ihres Vaters. Als Pe ſie kommen ſah, lachte er und ſprach: «Wohlan! Lieou iſt nun Sſe. Dein Oheim hat ſich nicht getäuſcht, als er ſein Unterhändler ward. Eben ſo wenig hat ſich Dein Vater in der Wahl eines Eidams betrogen. Auch

*) Um neun Uhr des Abends.

war es kein Irrthum, daß man ihn auf der Liste obenan gesetzt, bey der Prüfung ausgezeichnet und ihm ein Amt übertragen hat. Du siehst hieraus, daß Leute von wahrem Verdienst bey jedem Anlaß ihren Lohn empfangen.“ — „Es ist also der nämliche Mann,“ sagte Fräulein Pe. „Wer hätte so viele widrige Zufälle vorausgesehen! Welche Sorgen, mein Vater, hat Dir alles das verursacht!“ — „Das will nichts mehr heißen,“ erwiederte Pe. „Aber es findet sich noch etwas anders.“ Nun erzählte er ihr, was ihm Sse Yeoupe von seinem Abentheuer in der Familie Lo mitgetheilt hatte. „Es ist sehr klar,“ fügte er hinzu, „daß dieses Abentheuer meine Nichte anging. Wer könnte der Jüngling gewesen seyn, den er fand?“ — „Meine Schwester Mengli,“ sagte Fräulein Pe, „hat mir schon den ganzen Vorfall erzählt. Ihr Vater war nicht mehr. Ihr Bruder ist noch ein Kind. Die Mutter führte das eingezogene Leben einer Wittwe, und war außer Stand, einen Eidam zu wählen. Sie fürchtete zu sterben, bevor sie einen Gatten für ihre Tochter gefunden hätte. Letztere wollte daher die Umstände benutzen. Sie kleidete sich als Jüngling, und verschaffte sich eine Zusammenkunft mit dem jungen Herrn Sse. Sie gab ihm Gold, und schloß einen Vertrag mit ihm. Alles das ist pünktlich wahr, und jetzt, mein Vater, hoffe ich, daß Du für sie das Uebrige thun willst.“ —

Pe war über diese Rede sehr vergnügt. „Bey solcher Tugend,“ sagte er, „hätte ich ihr kein so kluges Benehmen zugetraut. Mein erstes Vorhaben war, Euch beyde dem jungen Lieou zu vermählen. Jetzt heirathet Ihr den *jungen* Sse; das kommt auf eins heraus. Man kann

leicht ſehen, daß ſein Verlangen mit Euern Wünſchen übereinſtimmt. Beyde werden erfüllt, und dies iſt ein ſehr glücklicher Ausgang. Ich ſehe kein Hinderniß mehr. Du kannſt ihr alles das mittheilen. Aber ſage nichts davon in Gegenwart Deiner Tante!“ —

Fräulein Pe übernahm den Auftrag ihres Vaters, und dieſer begab ſich mit dem Doctor Gou nach dem öſtlichen Hauptgebäude. Nach dem dreyfachen Gruß wandte ſich Pe an Sſe Yeoupe, und ſprach: „Ich habe mich genau nach dem, was Sie mir geſtern von Lo Mengli anvertrauten, erkundigt. Er iſt wirklich auf der Welt.“ — Sſe Yeoupe rief in höchſter Freude über dieſe Verſicherung: „Und wo iſt mein Bruder Lo? Kann ich ihn ſehen?“ — „Der Ort, wohin Lo Mengli ſich zurückzog,“ erwiederte Pe, „erlaubt ihm jetzt keine Zuſammenkunft mit Ihnen. Aber von mir hängt es ab, daß Sie, wenn es Ihr Wille iſt, ſeine Schweſter heirathen.“ — „Ich gehöre nicht,“ ſprach Sſe Yeoupe, „zu den Menſchen, die, wenn ſie kaum die Landſchaft Loung erreicht, auch ſchon ihre Augen nach Chou wenden. Ich habe den Gegenſtand meiner Wünſche erlangt, und ſtrebe nach keinem weiteren. Allein ich war arm, auf einer großen Reiſe von allem entblößt, und in die höchſte Noth verſetzt. Lo Mengli, der mich kaum geſehen, kam auf das erſte Wort mir zu Hülfe. Sein Edelmuth half meiner Nothdurft ab, indem er mir dreyßig Unzen Silber zuſtellte, und dieſem Darleihen noch ein Geſchenk von Armbändern und Perlen beyfügte. Zudem verſprach er mir dieſes Ehebündniß. Er bewies mir die zärtlichſte und lebhafteſte Freundſchaft. Wäre ich einer der Weiſen des Alterthums, er hätte

mich nicht beſſer behandeln können. Jetzt hat mir das Glück einen Rang ertheilt. Sollte ich meine früheren Verträge aufheben, ſo wäre ich dem Hunde gleich, der die Knochen benagt und ſie dann verläßt.“ — „Das iſt unmöglich! Das darf nicht ſeyn!“ rief der Doctor Gou. „Aber man muß ſagen, daß Lo Mengli die Menſchen zu unterſcheiden und ſeine Großmuth wohl anzuwenden weiß.“ — „Es iſt billig, daß man ihn dafür belohnt,“ ſagte Pe, „und gern wollen wir den Vertrag, ſo er einging, in Vollzug ſetzen. Aber ich fürchte, daß wir nicht das Nämliche in Betreff meiner Nichte, die ich Ihnen vor einiger Zeit verſprach, thun können. Drey Weiber in demſelben Hauſe — das geht nicht wohl an!“ — „Mengli iſt ein liebenswürdiger Gelehrter,“ antwortete Sſe Yeoupe. „Warum ſollten Sie nicht, lieber Schwiegervater, ihm Ihre Nichte zur Ehe geben?“ — „Wir ſprechen wieder davon,“ verſetzte Pe.

Die Unterhaltung dauerte noch fort, und man kam auf den Austauſch der Verſe über die Frühlingsweiden, den Tchangfanjou gemacht, und auf die Betrügerey des Sſe Yeoute, als er ſich mit dem Brief unter einem falſchen Namen vorſtellte. Man lachte viel über dieſe zwey Begebenheiten. »Jetzo, da Sie mich mit Ihrer Freundſchaft beehren,“ ſagte Sſe Yeoupe, „und da alle unſere wichtigen Angelegenheiten beendigt ſind, muß man jene kleinen Unfälle der vorübergegangenen Zeit vergeſſen. Zudem ſind dieſe beyden Männer alte Bekannte. Ich hoffe, Sie haben die Gewogenheit, ſolche wie ehemals zu empfangen, und beweiſen damit, daß Sie zu verzeihen wiſſen.“ — „Ihr Gedanke entſpricht ganz meiner Geſinnung,“ erwiederte Pe; und ſogleich befahl er einem Diener, den Her-

ren Tchangfanjou und Sſe Yeoute Beſuchskarten zu überbringen, und Ihnen zu ſagen, daß der edle Herr Sſe zu Hauſe wäre und ſie einlade, Platz bey Ihm zu nehmen. Nicht lange darauf kamen beyde nach einander an. Eintritt und Empfang war ehrerbietig, und die ganze Geſellſchaft blieb, um ſich zu vergnügen, in dem öſtlichen Hauptgebäude.

Unterdeſſen hatte der General-Inſpector Sſe, der vom Hofe zurückkam, vernommen, daß man Sſe Yeoupe in ſeinen Grad als Doctor der großen Academie wieder eingeſetzt habe, und war darüber höchſt erfreut. Er ſah ſeinen Nachfolger in dem kommenden Geſchlecht, und da er ſelbſt keinen Hang zu amtlichen Verrichtungen hatte, gab er eine Bittſchrift ein, worin er eine Krankheit vorſchützte. Zugleich erließ er ein Geſuch an die Kammer der General-Inſpectoren, und nach wiederholten Bitten gelang es ihm, daß man ſeinen Namen ſo lange von der Liſte der verfügbaren Inſpectoren hinweglaſſen wollte, bis er wiederhergeſtellt ſey und den Dienſt fortſetzen könne.

Als Sſe im Beſitz des Dekrets war, verließ er eilends die Hauptſtadt und begab ſich nach ſeiner Wohnung in der Provinz Honan, wo er über einen Monat verweilte. Sodann nahm er den Weg nach Kinling um Sſe Yeoupe's Ehebund zu ſchließen. Sobald im Dorfe Kinchi die Nachricht ſeiner Ankunft erſcholl, beurlaubte ſich Sſe Yeoupe ſogleich bey dem edlen Herrn Pe und dem Doctor Gou, um ſeinen Vater zu Kinling in dem Hauſe, das er vormals bewohnt, zu empfangen. Es war am nämlichen Tage, wo der General-Inſpector Sſe ankam. Vater und Sohn fühlten die höchſte Wonne des Wiederſehens.

mich nicht beſſer behandeln können. Jetzt hat mir das Glück einen Rang ertheilt. Sollte ich meine früheren Verträge aufheben, ſo wäre ich dem Hunde gleich, der die Knochen benagt und ſie dann verläßt.“ — „Das iſt unmöglich! Das darf nicht ſeyn!“ rief der Doctor Gou. „Aber man muß ſagen, daß Lo Mengli die Menſchen zu unterſcheiden und ſeine Großmuth wohl anzuwenden weiß.“ — „Es iſt billig, daß man ihn dafür belohnt,“ ſagte Pe, „und gern wollen wir den Vertrag, ſo er einging, in Vollzug ſetzen. Aber ich fürchte, daß wir nicht das Nämliche in Betreff meiner Nichte, die ich Ihnen vor einiger Zeit verſprach, thun können. Drey Weiber in demſelben Hauſe — das geht nicht wohl an!“ — „Mengli iſt ein liebenswürdiger Gelehrter,“ antwortete Sſe Yeoupe. „Warum ſollten Sie nicht, lieber Schwiegervater, ihm Ihre Nichte zur Ehe geben?“ — „Wir ſprechen wieder davon,“ verſetzte Pe.

Die Unterhaltung dauerte noch fort, und man kam auf den Austauſch der Verſe über die Frühlingsweiden, den Tchangfanjou gemacht, und auf die Betrügerey des Sſe Yeoute, als er ſich mit dem Brief unter einem falſchen Namen vorſtellte. Man lachte viel über dieſe zwey Begebenheiten. »Jetzo, da Sie mich mit Ihrer Freundſchaft beehren,“ ſagte Sſe Yeoupe, „und da alle unſere wichtigen Angelegenheiten beendigt ſind, muß man jene kleinen Unfälle der vorübergegangenen Zeit vergeſſen. Zudem ſind dieſe beyden Männer alte Bekannte. Ich hoffe, Sie haben die Gewogenheit, ſolche wie ehemals zu empfangen, und beweiſen damit, daß Sie zu verzeihen wiſſen.“ — „Ihr Gedanke entſpricht ganz meiner Geſinnung,“ erwiederte Pe; und ſogleich befahl er einem Diener, den Her-

ren Tchangfanjou und Sſe Yeoute Beſuchskarten zu überbringen, und Ihnen zu ſagen, daß der edle Herr Sſe zu Hauſe wäre und ſie einlade, Platz bey Ihm zu nehmen. Nicht lange darauf kamen beyde nach einander an. Eintritt und Empfang war ehrerbietig, und die ganze Geſellſchaft blieb, um ſich zu vergnügen, in dem öſtlichen Hauptgebäude.

Unterdeſſen hatte der General-Inſpector Sſe, der vom Hofe zurückkam, vernommen, daß man Sſe Yeoupe in ſeinen Grad als Doctor der großen Academie wieder eingeſetzt habe, und war darüber höchſt erfreut. Er ſah ſeinen Nachfolger in dem kommenden Geſchlecht, und da er ſelbſt keinen Hang zu amtlichen Verrichtungen hatte, gab er eine Bittſchrift ein, worin er eine Krankheit vorſchützte. Zugleich erließ er ein Geſuch an die Kammer der General-Inſpectoren, und nach wiederholten Bitten gelang es ihm, daß man ſeinen Namen ſo lange von der Liſte der verfügbaren Inſpectoren hinweglaſſen wollte, bis er wiederhergeſtellt ſey und den Dienſt fortſetzen könne.

Als Sſe im Beſitz des Dekrets war, verließ er eilends die Hauptſtadt und begab ſich nach ſeiner Wohnung in der Provinz Honan, wo er über einen Monat verweilte. Sodann nahm er den Weg nach Kinling um Sſe Yeoupe's Ehebund zu ſchließen. Sobald im Dorfe Kinchi die Nachricht ſeiner Ankunft erſcholl, beurlaubte ſich Sſe Yeoupe ſogleich bey dem edlen Herrn Pe und dem Doctor Gou, um ſeinen Vater zu Kinling in dem Hauſe, das er vormals bewohnt, zu empfangen. Es war am nämlichen Tage, wo der General-Inſpector Sſe ankam. Vater und Sohn fühlten die höchſte Wonne des Wiederſehens.

Als der Vermählungstag erschien, ließ der General-Inspector Sse ein großes feyerliches Mahl veranstalten. Man rüstete zwey große Sänften von Bambus, mit Stikkereyen verziert. Auf beyden Seiten der Straße waren farbige Laternen aufgestellt. Unaufhörlich ließen sich die Trommelschläger und Musikanten hören.

Sse Yeoupe erschien auf einem prächtigen Roß, das stolz sein Haupt emporwarf. Er trug eine Mütze von schwarzer Gase, Halbstiefel von der nämlichen Farbe, und um den Hals eine große purpurrothe Binde. Die Officianten des großen academischen Collegiums und der Kammer der General-Inspectoren folgten ihm, in zwey Reihen geordnet, als Begleiter. So nahte er zum Empfang der Gattinnen. Auf dem ganzen Wege donnerte das Geschütz zum Himmel. Ueberschwenglich herrschte Tumult und Freude.

Die zwey jungen Damen, gekleidet in Goldstoffe, mit kostbaren Edelsteinen verziert, schienen die Töchter des Königs der Unsterblichen zu seyn. Sie nahmen ehrfurchtsvoll Abschied von dem edlen Herrn Pe und von der Dame Lo, und stiegen, das Gesicht mit Thränen benetzt, in die Sänfte. Pe wollte, als vertrauter Freund, sich nicht an den herkömmlichen Gebrauch halten. Mit einem festlichen Gewande vom zweyten Range bekleidet, stieg er in eine von vier Männern getragene Sänfte, und wohnte im Geleit der ihm untergeordneten Officianten der Ceremonie bey. Der Doctor Gou, auch in festlicher Tracht, befand sich ebenfalls in einer großen Sänfte. Tchangfanjou und Sse Yeoute, Mützen und blaue Gewänder tragend, ritten muthige Rosse, deren Haupt mit Blumen und farbigen Bändern geschmückt war. Sie lenkten beyde den Zug,

welcher eben ſo glänzend wie der bey der Aufnahme eines Doctors erſchien.

Der Trommeln Lärm, der Glocken Klang
Vereint ſich mit den Harmonie'n
Der Laut' und Harf': ein ſchöner Bund
Weckt Freud' in allen, die ihm nah'n.
Die Nichte, ſo der Bund empfing,
Erhöht noch ſeinen holden Reiz. —
Der Sperling baut ſein friedlich Neſt
In zweyer Bäume grün Gezweig;
Der Mond weilt über dem Geſpinnſt
Von lichter Scharlachröthe, ſo
Am Pavillon die Fenſter ſchmückt;
Ein gold'nes Opfer prangt am Thor,
Wo angelockt der Blumen Glanz.
Erreicht har ein Unſterblicher
Der Wünſche Ziel, und erntet Luſt!
Nicht aus dem Buch der Verſe ſchallt
Hier ein Geſang: man hört allein
Die Melodie des großen Chun. —

Bald kamen die Sänften bey der Pforte an. Diejenigen, ſo darin ſaßen, ſtiegen aus, und traten in den Saal des Hauptgebäudes. Sſe Yeoupe ſtand in der Mitte, eine der Neuvermählten zu ſeiner Rechten, die andere zu ſeiner Linken habend. So grüßte er den General-Inſpector Sſe und die übrigen Verwandten. Als dieſe Ceremonie beendigt war, zog die Muſik in das Gemach der Frauen. Der General-Inſpector Sſe blieb in Geſellſchaft des edlen Herrn Pe, des Doctors Gou, Tchaugfanjou's und Sſe Yeoute's zurück. Man ſtellte für die Mahlzeit drey Tiſche in den Saal. Sſe Yeoupe ſpeiſ'te mit den zwey jungen Damen. Er warf verſtohlen unter den duftreichen Kerzen hin ſeine Augen auf Fräulein Pe, auf dieſe Schönheit, die ſelbſt den Fiſch dem Abgrunde der Gewäſſer entlocken und den Kranich von den

voraus," sagte Letztere, „daß diese erste zärtliche Regung der Grund einer Glückseligkeit würde, die mein ganzes Leben hindurch dauern soll." —

In der zweyten Nacht schloß sich der eheliche Bund im Gemache des Fräuleins Lo. Auf dem Kissen ihres Lagers erzählte sie umständlich, wie es sich begab, daß sie die Tracht ihres Geschlechts abgelegt hatte. Sse Yeoupe's Zärtlichkeit ward dadurch noch erhöht.

Von Tag zu Tage wuchs die Liebe und die Achtung, welche die drey Ehegatten für einander belebte. Es herrschte unter ihnen die vollkommenste Seelenharmonie. Auch bewahrte Sse Yeoupe ein erkenntliches Andenken an die Dienste, welche Yanson ihm vormals geleistet hatte. Er sprach darüber mit seinen Gattinnen, und nahm sie auch zu seiner Bedienung an.

Der General-Inspector Sse hatte keine Lust, seine Stelle wieder anzutreten; er wollte lieber den Abend seiner Tage in Pe's Umgang verleben. Darum entledigte er sich in der Folge seiner Besitzungen in der Provinz Honan, und ließ sich zu Kinling nieder.

Der Doctor Gou gab seine Stelle nicht auf. Das Amt eines Academikers beschäftigte ihn nur wenig, und ließ ihm viele freye Tage. Diese brachte er meistens in der angenehmen Unterhaltung mit seinen zwey Freunden zu. Als der Statthalter Yang erfuhr, welche Wendung die Dinge genommen, sandte er durch expresse Boten seine Glückwünsche und Gaben.

Nach einiger Zeit mußte Sse Yeoupe seines Amts wegen, an den Hof gehen. Aber er hielt sich daselbst nur *einen oder zwey* Monate auf; denn die Sehnsucht nach

ſeinen Gattinnen bewog ihn bald, die Erlaubniß zu erwirken, daß er zurückkehren durfte. Sein Weg führte ihn durch die Provinz Chantoung. Er benutzte ihn daher, um die häuslichen Angelegenheiten der Dame Lo in Ordnung zu bringen. Man wartete noch darauf, daß ihr Sohn, wenn er einmal erwachſen ſey, die Verwaltung derſelben übernähme. Der Licentiat Tſian war gerade damals zum Unter-Präfekten ernannt und bereits auf ſeinen Poſten abgegangen; der Rath Li aber befand ſich zu Hauſe, und lud Sſe Yeoupe zweymal zur Tafel ein.

Als Sſe Yeoupe wieder ſeine Wohnung betreten, ſann er auf kein anderes Vergnügen, als in Geſellſchaft ſeiner zwey Gattinnen zu dichten oder Aufſätze in Proſa zu verfertigen. Er dachte an keinen Ausgang mehr. Bey der Prüfung, die nun folgte, ward ihm die Leitung einer der Sectionen ertheilt. Sodann führte er den Vorſitz bey einer Prüfung in der Provinz Tchekiang, und vereinte um ſich eine große Menge von Schülern. In der Folge wurde er zum Ober-Intendanten des Departements für die literariſchen Angelegenheiten ernannt, und da er keinen Hang zu amtlichen Geſchäften hatte, kehrte er nicht an den Hof zurück.

Tchangfanjou und Sſe Yeoute benutzten ſein Anſehn, um ſich literariſche Würden zu erkaufen. Der erſte erhielt die Stelle eines beygeordneten Kommiſſärs, und der zweyte ward Secretär eines Bureau.

Der edle Herr Pe fand an dem General-Inſpector Sſe einen Umgang, wie er ihn wünſchte. Zudem ſah er immerfort Sſe Yeoupe und ſeine beyden Frauen. Darum kannte er nicht die Langeweile der Einſamkeit. In

der Folge beſchenkte Houngin die Welt mit zwey Söhnen, und Lo Mengli mit einem, und da unterdeſſen Yinglang geſtorben war, bot Sſe Yeoupe den zweyten Sohn, welchen Houngin geboren, Pe zum Nachfolger an. Später erſchienen dieſe drey jungen Leute bey den Prüfungen als ausgezeichnete Gelehrte.

Welchen Kummer auch Sſe Yeoupe in Betreff ſeines zwiefachen Ehebundes erfahren — er ward durch den Schluß dieſer Angelegenheit auf's Höchſte dafür belohnt. Dreyßig oder vierzig Jahre genoß er mit ſeinen zwey Gattinnen alles Glück, ſo die Liebe gewähren kann. Verdient dieſe Erzählung nicht einen würdigen Platz unter den ſchönſten Geſchichten, die uns aus dem Alterthume geblieben ſind? —

Man hat folgende Verſe zum Lobe des edlen Herrn Pe gedichtet:

Gerecht und frey von Furcht hat er, geſandt
Zu den Tartaren, ſeine Treu' bewährt;
Wein war und Dichtung ſeines Lebens Luſt;
Die heitere Vernunft, der Hang zu Schriften
Und Tonkunſt, haben niemals ihn geflohn.
Dem Glanz der Stickerey, womit Natur
Die Höhen ſchmückt, iſt ſolch' ein Mann vergleichbar.

Dann wurden Sſe Yeoupe nachſtehende Verſe geweiht:

Dem blauen Nenuphar, dem edelſten,
So alle Dichter preiſen, nähert ihn
Talent und Jugend: die vollkomm'ne Schöne
Wählt er, vom Schickſal ungebeugt, allein.
Wohl kann ſein Leben ſich und ſeine Kraft
Erſchöpfen; doch ihm hat des Himmels Güte
Zwey Gattinnen von hohem Reiz gewährt.

Die, welche die Tugenden des Fräuleins Pe verherrlichen, lauten ſo:

Aus dem Frauengemache läßt ſie ſtrahlen
Für den höheren Geiſt des Herzens Liebe;
Vers und Dichtung erſchienen ſelbſt als Mittler
Ihres ehelichen Bundes. — Sage Niemand,
Daß, verlaſſend die väterliche Wohnung,
Sie den ſchneeigen Glanz mit ſich genommen!
Denn verheerrlichen ſollt' ein neues Wunder
Pe's erhabenes Haus: Die Frühlingsweiden.

Ferner dichtete man Fräulein Lo zu Ehren Folgendes:

Hoch vom Söller herab entdeckt' ihr ſcharfes
Aug' des Mannes Verdienſt, und mit der Gabe,
Die ſie jenem gereicht, hat ihres Lebens
Glück des Nahenden Sorge ſie vertrauet.
Schöner zeigte noch von Geſtalt und Antlitz
Unter Blumen ſich keine holde Jungfrau:
Geiſt und edeler Sinn, ſie haben gerne
Sich im Bunde vereint, ihr Herz zu bilden. —

Ende.

An L . . .

Triolet.

Auf Dein- und meinen Lieblingshöhen
Steh' ich ſo traurig und allein!
Es blüht der May, die Weſte wehen
Auf Dein- und meinen Lieblingshöhen:
O Tage, Mond' und Jahr vergehen!
Wann naht der ſeligſte Verein? —
Auf Dein- und meinen Lieblingshöhen
Steh' ich ſo traurig und allein!

Karl Geib.

An Professor St**n in G**n.

1824.

O Du, den früh in heitern Jugendſtunden
Die gleiche Luſt der Muſe mir vereint,
Mehr gleicher Zug der Herzen mir verbunden,
Denkſt Du noch mein, geliebter theurer Freund?
Wie manche ſind der Sonnen mir entſchwunden,
Und wenn der Nacht das Morgenroth entſcheint,
Will ſchmerzhaft oft des Spätern viel mich mahnen,
Seit das Geſchick geſondert unſre Bahnen.

Nicht Träume ſind's, nein, Triebe von den Sternen
In unſer Blut, in unſer Herz geſä't,
Die üppig treibend nie ſich ganz verlernen,
Und die kein Sturm der Wandelzeit verweht,
Aus weiter Räum', aus weiter Zeiten Fernen
Herüber oft in friſcher Kraft erhöht,
Erblühen ſie, aus tiefen Wurzeln dringend,
Und unter ſich den Willen bald bezwingend.

Das hab' ich früh, auch ſelbſt in jenen Jahren,
Wo doch das Blut noch leichter wogt und wallt,
Und in des Mann's ernſtvollen oft erfahren,
Schien auch gedämpft, gebrochen die Gewalt,
Sie mußte ſich erneuet offenbaren
In andrer, meiſt nur herberer Geſtalt.
Ja, an das Rad der Sterne angebunden,
Nach ew'gem Schluß hin kreiſen unſre Stunden.

Du weißt, als in der Männerjugend Tagen
Ich heim mit Dir zog in das Vaterland,
— Du fröhlich, ich von düſterm Mißbehagen
Die Stirn durchfurcht, von ſchwerer Sorg' entbrannt —

Erklären nun kann ich mir ſolches Zagen;
— O blieb' ich doch zurück am Leineſtrand! —
Ein Dämon ſchien mir trüb voran zu ſchreiten,
Und unhold auf mein fernes Loos zu deuten.

Die Ahnung war's, die meinen Sinn umfangen,
Die mich gehüllt in ihrer Nebel Grau'n.
Kaum hatte mich das Vaterland empfangen,
Kaum ich begrüßt der Heimath ſüße Au'n,
Und froh geſtillt das erſte Schmerzverlangen,
So ſah es mich bald andre Thränen thau'n,
Wo Wund' auf Wund' und Streich auf Streich vom harten
Geſchick, noch jetzo mir die Bruſt durchſcharten.

In meinen ſchönſten Hoffnungen betrogen
Sah' ich mich früh, blickt' auch zu mir herein
Der Freude Licht, ein Gaukelbild, erlogen
Gemiſcht aus Wahn und Tücke war der Schein.
Mein Nachen ſchwankt', ein Spiel empörter Wogen,
Und Fluth auf Fluth drang brandend plötzlich ein
— Mein Süßeſtes mußt' ich dem Tode geben,
Verrath benagte meines Lebens Leben.

Erinn'rung ſtill! Nicht weibiſch will ich klagen.
Was unverſchuldet ſchickt das ehrne Loos,
Gelaßner kann's der freye Buſen tragen,
Und ſelbſt im Schmerz ſich zeigen mannhaft groß.
Ja, wo Gewölk' auch an Gewölke ragen,
So leuchten Stern' auch aus der Nächte Schoos.
D'rum ſegn' ich euch, ihr Bilder aus der Ferne,
Auf dunkelm Pfad mir helle Tröſterſterne.

Conz.

Der Landmann und der Fluß.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

„Ich will mich beſſern — ja gewiß! Ich will
Mein Leben ändern! (ſagte mir ein Freund;)
In ſchnöden Banden war mein Herz verſtrickt,
Vergnügen ſucht' ich, deſſen Führer ſtets
Die Thorheit iſt, und Reue blieb mir nur.
Entſagt ſey der Unwürdigen, die lange
Mein Herz beſaß, doch meine Achtung nicht!
Auch kennſt Du meine Neigung für das Spiel;
Sie ſey hiemit zernichtet! Von der Welt
Entfernt, in Ruh', und frey von allen Sorgen,
Leb' ich forthin in ſtiller Einſamkeit
Der Weisheit nur und meinen Freunden; auch
Heilt dort vielleicht ein ſanftes, treues Mädchen
Die Wunden, ſo mir falſche Liebe ſchlug." —
„Wie oft (verſetzt' ich) haſt Du dies verſprochen!
Allein vergebens. Wann beginnſt Du nun?" —
„Freund! In acht Tagen." — „Warum heute nicht?
Der lange Aufſchub will mir nicht gefallen." —
Ach! Wer kann ſprengen in dem Augenblick
So ſtarke Feſſeln? Wiſſ'! Ein Vorwand iſt
Mir nöthig, und er kommt, ich ſteh' dafür." —

So ſprechend kamen wir zum hohen Rande
Des Stromes, der durch grüne Auen fließt.
Hier ſaß ein Landmann auf dem Ruheſtein,
Und ſah voll Ungeduld in's Spiel der Wellen.
„Was weilſt Du hier, mein Beſter?" Fragt' ich ihn.
„Ach! Herr, (war ſeine Antwort,) ein Geſchäft
Ruft mich zum nächſten Dorf; doch keine Brücke
Erſieht mein Aug'; drum warten muß ich wohl,
Bis dieſes Waſſer abgelaufen iſt." —

„Wohlan! (sprach ich zu dem Gefährten;) sieh'
In diesem Mann Dein eignes, treues Bild!
Die schönsten Deiner Tage geh'n verloren
Im Vorsatz ohne Handeln: willst Du da
Hinüber, mußt Du schwimmend jenes Ufer
Gewinnen; denn — der Strom fließt immerfort!" —

K. Geib.

Einsamkeit.

(Frey nach Pope.)

Glücklich lebet der Mann, der sich bescheidet,
Luft zu athmen auf heimathlichem Boden,
Wo sein Auge zuerst das Licht erschaute,
Und zufrieden der Wünsche Ziel beschränket
Nur auf wenige väterliche Fluren,
Wo die Heerden ihm Milch, zur schlichten Kleidung
Wolle spenden die Schaf', und Korn die Felder,
Und wo laubige Bäum' in Sommerschwüle
Ihm den Schatten verleih'n, und Gluth im Winter. —
Selig, welchem die Stunden, Tag' und Jahre
Gleiten ruhig dahin, von trüben Sorgen
Frey, bey rüstigem Leib und Seelenfrieden,
Wenn das wonnige Glück der Lieb' ihm lächelt,
Im Gewande der Unschuld hergesendet!
Harmlos eilet der Tag in Ruh' und Arbeit
Ihm vorüber, und bey Gesang der Musen;
Lieblich lohnet der Nächte Schlaf, bis wieder
Weckt die Lerch' und Aurora Hügel röthet. —
So vom Erdengeräusch' entfernt, in stillen
Gründen, wünsch' ich zu leben, unbeachtet,
Und zu finden auch dort die letzte Ruhe;
Dann noch schwebe mein sel'ger Geist hernieder,
Daß er segne die freundlichen Gefilde! —

K. Geib.

Die Sänger.

(Nach dem Französischen.)

Mit ihrem Ton entzückte Wald und Flur
Die Grasmück' einst, und ward so übermüthig,
Daß sie die Nachtigall zum Wettstreit rief.
Den Kampfplatz wählte man im grünen Hain:
Als Richter kamen Hänfling, Zeisig, auch
Grünfink, Rothkelchen, und noch and're, her.
Zwey alte Distelfinken und zwey junge
Goldammern waren Schrankenwächter, und
Die Amsel gab als Herold das Signal.
D'rauf läßt in holden Wechselharmonie'n
Die Grasmück' ihre Silberstimm' ertönen,
Und alles ist entzückt, und ruft mit Freuden
Ihr Beyfall zu; als wieder Stille herrscht,
Beginnt die Nachtigall: zum Vorsang schlägt
Sie drey Accorde, rein und herrlich, an,
Dann folgen ihre göttlich-schönen Triller,
Und alles horcht bezaubert und erstaunt.
Doch unentschieden bleiben noch die Richter:
Der Hänfling und der Zeisig, jeglicher
Ein Freund der Grasmück', wollen gar nicht stimmen;
Die andern streiten; die Versammlung hört
Stillschweigend ihrer Weisheit Reden, als
Ein Heher schreyt: „Die Grasmück hat den Sieg!"
Dies Wort entscheidet ihre Niederlage;
Denn das geflügelte Gericht ertheilt
Einstimmig nun den Preis der Nachtigall. —

Der Beyfall eines Thoren schadet Dir
Weit mehr, als wenn er Deine Werke tadelt! —

K. Geib.

Einige Züge aus Dante's Leben.

Aus dem Engliſchen geſammelt
von
Caroline Stille.

Dante Alighieri, der auf die Bildung der Sprache und des Geſchmacks in ſeinem Vaterlande ſo bedeutenden Einfluß hatte, war von Geburt ein Florentiner, und ſtammte aus einer reichen adlichen Familie. *) Schon ehe er das Licht der Welt erblickte, hatte Brunetto Latini, der erſte Redner und Grammatiker ſeiner Zeit, ihm das Horoſcop geſtellt, und aus dieſem eine rühmliche Bahn in Kunſt und Wiſſenſchaft für ihn geweiſſagt. — Der Knabe verlor ſeinen Vater ſehr früh; die Mutter aber, deren Träume, vor des Kindes Geburt, den Ausſpruch des Sehers beſtätigt hatten, wandte die höchſte Sorgfalt auf ſeine Erziehung; ja, Brunetto Latini ſelbſt ward auf ihre Bitte, ſein Lehrer, und trug durch das Talent und die Treue, womit er die aufdämmernden Anlagen ſeines hoffnungsvollen Zöglings ſchon im erſten zarten Keime pflegte, nicht wenig zur Erfüllung ſeiner eignen Weiſſagung bey. Seinem Eifer verdankte es Dante in großem Theil, daß er, gleich dem Engländer Milton, mit dem man ihn vergleicht, einer der gelehrte-

*) Sein Geburtsjahr war das Jahr 1265.

ſten Dichter ward. Auch ſein Gefühl für die übrigen ſchönen Künſte, beſonders für Muſik und Malerey, blieb nicht unausgebildet; ja, ſogar in den gefälligen Zügen ſeiner Handſchrift ſprach ſich ſein Schönheitſinn aus. Gern ging er auch noch in der ſpätern Zeit ſeines Lebens, mit Malern und Muſikern um; und es war eine ſeiner liebſten Unterhaltungen, in den Privatconcerten der letzten in ſeiner Vaterſtadt, bald dieſe, bald jene Parthie zu übernehmen. Allein wiewohl die Muſik ſeit dem eilften Jahrhundert einige Fortſchritte in Italien gemacht hatte; bleibt es doch ſehr zweifelhaft, ob dieſe Concerte, trotz aller Anſtrengung der Mitſpielenden, auf das verwöhnte Ohr neuerer Muſikfreunde einen angenehmen Eindruck gemacht haben würden.

Als Dante noch ſehr jung war, ſah er bey einem Familienfeſt zum erſtenmal die goldlockige Beatrice, Folco Polinari's ſchöne Tochter; und, obgleich man ſie in Deutſchland noch völlig Kind genannt haben würde,*) faßte er doch ſchon damals ein leidenſchaftliches Gefühl für ſie, das erſt mit dem Leben wieder aus ſeiner Bruſt wich. — Sie ſtarb, als er das fünf und zwanzigſte Jahr erreicht hatte; und vergeblich ſuchte er in ſpäterer Zeit Erſatz, oder wenigſtens Troſt, für ihren Verluſt. Zwar ward ſeine Bewerbung um die durch Rang und Reichthum ausgezeichnete Gemma Donati ſo günſtig aufgenommen, daß ihr nach kurzer Zeit die Vermählungsfeyer folgte. Unglücklicher Weiſe aber gehörte die Dame einer Familie an, deren Häupter an der Spitze der Neri's, (eines Zweiges der Guelphi-

*) In Italien reift und welkt die Blüthe der Jugend früh. Manche Mädchen werden ſchon vor dem 13. Jahr verheirathet.

schen *) Parthey) standen, und mit der nicht minder mächtigen der Bianchi's in offenbarer Feindschaft lebten. Zur Parthey dieser lehten neigte sich Dante; und dieß, sagte man, gab den ersten Anlaß zu ehelichen Streitigkeiten. Gewiß ist's wenigstens, daß sein häusliches Verhältniß kein glückliches war. Frau Gemma konnte sich keiner sanften Gemüthsart rühmen, und wahrscheinlich war Dante's hochgespannte Phantasie von den Vollkommenheiten der entschlafenen Geliebten zu sehr erfüllt, um leicht die Mängel der lebenden Gattin zu verzeihen. Seine einzige Tochter ward nach jener Beatrice genannt, derem Namen er durch seine Werke Unsterblichkeit verlieh. Vermuthlich verhehlte er also die immer gleich begeisterte Verehrung nicht, die er ihrem Andenken weihte; und leicht mochte dieß Gemma's Stolz reizen, oder ihre Liebe kränken. So wählte sie denn, gleich so vielen Andern, die ein ähnliches Gefühl leitet, von allem was hier geschehen konnte, gerade das Schlimmste; denn durch ihr Benehmen erhielt der sehnsuchtsvolle Schmerz ihres Gatten unauslöschliche Dauer und immer wachsende Kraft.

Zwey Jahre nach dieser unglücklichen Verbindung ward Dante zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren, oder ersten Magistratspersonen, von Florenz ernannt, nachdem er vorher schon seinem Vaterlande mit den Waffen in der Hand, oder auch als Abgesandter nach den verschiedenen Staaten Italiens gedient hatte. Florenz ward damals

*) Die beyden Partheyen der Guelfen und Ghibellinen verheerten Italien Jahrhunderte lang. Die erste bestand aus den Anhängern des Pabstes, die zweyte aus denen des Deutschen Kaisers.

durch die Fehden der Neri's und Bianchi's im höchsten Grade beunruhigt. Auf Dante's Rath verbannte man die Häupter beyder Partheyen; allein während er, eines wichtigen Anlasses wegen, nach Rom an den Pabst Bonifacius den Achten abgesandt worden war, fand dieser, bey dem die schwächere Parthey der Bianchi's schon früher Hülfe gesucht hatte, genügende Mittel, die Rückkehr der Verbannten zu bewirken; und von ihm unterstützt, reizten sie das Volk an, Dante's Wohnung erst zu plündern, dann zu schleifen, und seine Ländereyen zu verheeren. Nachdem so der erste Schritt geschehen war, wurden die folgenden leicht. Seine Feinde beschuldigten ihn schwerer Vergehungen in seinem Amte, verurtheilten ihn ungehört zur Verbannung, und legten ihm eine Geldstrafe auf, die er nicht zu bezahlen vermochte; worauf denn sein noch übriges Eigenthum confiszirt ward. Aber selbst Verbannung und völliger Ruin reichten nicht hin, die Wuth des Partheygeistes zu stillen, die einmal gegen ihn angeregt war. Dem ersten Richterspruch folgte sogleich ein zweyter, durch den er (und seine treuesten Anhänger mit ihm) zu den Flammen verurtheilt ward. — Seine Gattin trennte sich jetzt völlig von ihm, und blieb ruhig in Florenz, unter dem Schutz ihrer Familie und Parthey. Einen Versuch machte Dante, an der Spitze der Gegenparthey sich den Rückweg nach Florenz mit den Waffen zu bahnen; doch da dieser mißlang, suchte er Schutz vor der Bosheit seiner Feinde an mehreren kleinen Höfen Italiens, unter andern zu Verona, wo die Scaliger*) ihren Hof hielten, und ausgezeichneten

*) Fürsten von Verona.

Männern aller Partheyen eine Freyſtatt gaben, wenn Unruhen im Vaterlande ſie vom eignen Heerde verbannt hatten. Ja, nicht allein eine Freyſtatt, ſagt Ginguens, war hier für die Flüchtlinge bereit, ſondern auch jeder Lebensgenuß, der ihnen in ihrer Lage nur verſchafft werden konnte. Man wies ihnen prachtvolle Wohnungen an, gab ihnen eigne Leute zur Bedienung, und ſie hatten freye Wahl, entweder an der fürſtlichen Tafel, oder in ihren eignen Zimmern, ſich eines reichen Mahls zu erfreuen. Muſiker, Spaßmacher und Poeten waren zu ihrer Unterhaltung angewieſen, und jedes Zimmer ſchmückte man mit Gemälden, und Sinnbildern, die auf den Stand oder die Lage der Gäſte Bezug hatten. Die Göttin des Siegs war für die Krieger dargeſtellt, für Verbannte die Hoffnung, der Muſenhain für die Dichter, Merkur für die Künſtler, und das Paradies für die Theologen. Jeder fand, was ihn erfreuen oder tröſten konnte. —

An dieſem Hofe fand Dante die ſchmeichelhafteſte Aufnahme; aber in ſeinem Weſen lag, bey allem Ernſt und aller Würde, die ihm eigen war, doch zu viel von dem Unabhängigkeitsſtolz eines freyen Bürgers, zu viel cyniſche Menſchenverachtung, und zu viel von jener Bitterkeit,*)

*) Doch ſcheint ſelbſt ſeine Bitterkeit nur eines reinen Quells überſchäumende Woge geweſen zu ſeyn. «Zeiten, wie die ſeinigen,» ſagt ein verehrter Deutſcher Schriftſteller, «in denen alle Kräfte und Fähigkeiten eines Volks ſich entwickeln, in denen neben dem höchſten Licht die tiefſte Schattenſeite des menſchlichen Gemüths ſcharf contraſtirend hervortritt, ſind für edle Seelen, denen die Gleichgültigkeit nicht zu Theil ward, die im Leben, wie es nun einmal iſt, am beſten durchhilft, oft ſehr drückend. Das empfand auch Dante; und deshalb wird der

die durch unverdiente Verfolgung so leicht entsteht, als daß die Hofluft für ihn dauernd ein gedeihliches Element hätte seyn können. — Einst fragte ihn einer der Prinzen, weshalb den Meisten ein alberner Hofnarr lieber sey, als er, trotz seines Reichthums an Wissen und Genie. „Darüber darf man sich nicht wundern," erwiederte Dante sogleich. „Es ist ja die Verwandtschaft der Seelen, die zur Freundschaft führt."

Indessen, mit einer Klugheit, die man bey Dichtern selten findet, zog er sich in Verona vom Hofe zurück, eh' es zum offenbaren Bruche kam. Auch widmete er dem einen der Scaliger den zweyten Theil seines großen, unter dem Namen der göttlichen Comödie so bekannten Gedichts. Daß diesem berühmten Werke des großen Mannes der Name Comödie gegeben ward, gründet sich auf den von ihm selbst aufgestellten Satz: die Tragödie müsse anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grausend und

---

Sänger der Liebe und des ewigen Erbarmens oft zum bittersten aller Spötter, zum heftigsten Feinde und zum unbarmherzigen Richter. — Doch er genas aus und durch zeitlichen Jammer zu ewiger Wonne. Er schmeckte, (nach seinen eignen Worten im Paradiso) wie gesalzen uns frembes Salz das Brod macht; wie herb es ist, wenn man frembe Treppen hinaufsteigt; aber er lernte, wie wir alle, im widrigen Schicksale Gott suchen, und ihn im eignen Busen finden. Die schönste Flamme reiner Liebe hatte seine Seele geläutert; von ihr erleuchtet drang er zu der heiligen Quelle, aus welcher die göttliche Gnade mit dem Wonnetrank unaussprechlicher Freude, und mit reiner Seligkeitfülle, jede einsame, in der sengenden Hitze eines gemeinen und niedrigen Lebens nach Labung lechzende Seele erquickt, die um das Edle und Hohe kräftig gekämpft, nach Wahrheit redlich gerungen, und im Verkehr der Welt nur Schein und Lüge, *nur Trug und* Falschheit gefunden hat." —

ſchaurig ſeyn, die Comödie hingegen vom düſtern Anfang zum glücklichen Ende fortſchreiten. Da nun ſein Gedicht in drey Theile: die Hölle, das Fegfeuer, und das Paradies, zerfällt, alſo vom allerſchaurigſten Beginn zum allerfrohſten Ende führt, nannte man es Dante's Comödie. Den Beynamen: „die göttliche", erhielt es erſt in ſpäterer Zeit. —

Nachdem Dante Verona verlaſſen hatte, beſuchte er Bologna, Paris, und mehrere andere Univerſitäten, wo er ſich als Disputant im theologiſchen und philoſophiſchen Fache auszeichnete. Seine Gelehrſamkeit war gründlich, ſeine Logik ſcharf und richtig, und überdieß noch war er ein trefflicher Redner. Kein Wunder alſo, daß er oft den Sieg davon trug in dieſen Cathedergefechten, die den Gelehrten der damaligen Zeit eben ſo wichtig und erfreulich waren, als den tapfern Rittern eine offene Feldſchlacht.

Nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich beſuchte er bald den einen bald den andern kleinen Italiäniſchen Hof. Sein letztes und glücklichſtes Aſyl aber war zu Ravenna, bey Guido Novello Polenta, Herrn dieſer Stadt. Hier fand er wirkliche Erholung, und war mehr der Freund als der Untergebene ſeines würdigen, durch Geiſt und Bildung gleich ausgezeichneten Beſchützers. Leider aber dauerte dieß Glück nur kurze Zeit. Auf einer wichtigen Geſandtſchaftsreiſe, die für Ravenna den Frieden mit den Venetianern hatte herbeyführen ſollen, blieben Dante's Bemühungen fruchtlos. Der Schmerz, daß es ihm nicht gelungen war, ſeinem Freunde und Wohlthäter nützlich zu ſeyn, nagte tief an ſeiner Seele; ja er führte, wie man behauptet, ſeinen Tod herbey. Wäre dieß wirklich, ſo hätte der große

Dichter aus zweyfachem Grunde den Beynamen des Treuen verdient. Gewiß wenigstens ist es, daß er kurze Zeit nachher im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters starb.

Guido Novello ließ seine Leichenfeyer mit großer Pracht begehen, hielt ihm selbst in seinem Pallast eine dem tiefsten Herzen entströmte Lobrede, und wies seiner irdischen Hülle am Eingange der Minoritenkirche zu Ravenna ihre letzte Ruhestatt an. — Nach Dante's Tode wünschten die Florentiner sehnlich, die sterblichen Reste des großen Mannes, den sie im Leben verbannt und geplündert hatten, in ihren Mauern aufzubewahren; und wiederholte Unterhandlungen wurden deshalb mit den Einwohnern von Ravenna angeknüpft. Aber es schien, als schwebe Dante's Geist aus seinem Grabe hervor, und rufe mit dem empörten Gefühl jenes Helden der alten Roma: „undankbares Land! meine Gebeine sollen nicht in dir ruhen!“ Denn alle Versuche, den einmal verscherzten Vorzug wieder zu gewinnen, waren vergeblich. —

Dante war von mittlerer Größe, und ernstem, würdevollem Ansehen. Die Form seines Gesichts war länglich, seine Farbe braun, die Nase groß und gebogen, das Auge vorragend, voll Feuer und Ausdruck, der Mund fest geschlossen und geistvoll, das Haar, wie der Bart, schwarz; voll und kraus. Der Ausdruck seiner Züge war gewöhnlich sinnend, oft schwermüthig — Eines Tages, als seine Hölle ihm schon großen Ruf erworben hatte, ging er zufällig in Verona an einem Hause vorüber, vor dessen Thür einige alte Frauen saßen. „Seht Ihr den Mann dort?“ fragte eine von ihnen mit leiser Stimme die übrigen. „Das ist der, *der in die* Hölle hinabsteigt, und wieder heraufkommt, wie

es ihm gefällt. So bringt er uns alle seine Nachrichten mit, von denen, die dort in der Unterwelt hausen." — „Ich glaube, sie spricht die Wahrheit!" flüsterte itzt eine der andern. „Seht nur, wie braun sein Gesicht ist, und wie sein Bart sich zusammengerollt hat. Das kommt gewiß von dem Rauch und der Hitze da unten." — Dante lächelte über die Einfalt der Frauen, und ging ruhig weiter; doch mochte ihm leicht die Anregung schmeicheln, die sein Genius so sichtlich selbst der rohen Phantasie des Volkes gab.*)

In der Regel las oder arbeitete Dante viel, und sprach wenig; doch waren seine kurzen Antworten treffend, oft witzig. Häufig sah man ihn zerstreut; und dieß zuweilen bis zur völligen Geistesabwesenheit. So fand er einst in einem Apothekerladen zu Wien ein Buch, das er lange umsonst zu bekommen gesucht hatte; und benutzte den Fund mit solchem Eifer, daß er regungslos vom Morgen bis zum Abend an demselben Platz in der offenen Bude stehen blieb, ohne selbst durch den Lärm und Jubel eines Hochzeitzuges, der seinen Weg dicht an ihm vorüber nahm, gestört oder zu sich selbst gebracht zu werden." —

Außer der göttlichen Comödie, die ihm den ersten Platz unter Italiens Dichtern erwarb, hat man von ihm auch noch ein früheres Werk in Prosa, „Vita nuova" (neues

*) Unter den Einwohnern von Toscana besonders ward seine Hölle auch von den untern Klassen häufig gelesen und bewundert; wie dieß noch jetzt manche aufbewahrte Anecdote bezeugt. So erzählt man, er habe einen Schmidt und einen Maulthiertreiber, die seine Verse (aber verstümmelt) bey ihrer Arbeit wiederholten, mit eigner kräftiger Hand für die an ihm begangene Sünde gezüchtigt.

Leben) betitelt. Es enthält die Geschichte seiner treuen Jugendliebe, und seine frühesten Gedichte sind, bey den Anlässen, durch die sie entstanden, mit eingewebt. Schon allein seine Canzonen würden ihn zum ersten Dichter seiner Zeit erheben, wenn er auch nie etwas weiter herausgegeben hätte. — Eine dieser Canzonen, (auf Beatrice's Tod,) hat Petrarch sehr auffallend nachgeahmt.

„Dante," sagt Villani in seiner Chronik, „war auf seine Gelehrsamkeit etwas stolz, dabey oft zurückhaltend und geringschätzig; auch, nach der Philosophen Art, ziemlich ungewandt, so daß er sich im Gespräch zu den Ungelehrten nicht herabzulassen wußte. Betrachten wir indeß seine übrigen Tugenden, seine Kenntnisse, sein Genie und sein Verdienst, so finden wir in ihm einen so berühmten Mitbürger, daß es billig ist, ihm durch diese unsre Chronik ewiges Andenken zu verleihen; um so mehr, da seine edlen Werke unsrer Stadt einen ehrenvollen Ruf geben." —

Wie verächtlich würde Dante's hoher Geist auf das ewige Andenken herabgelächelt haben, das Villani's Chronik *ihm* sichern sollte! Kaum fünfzehn Jahre nach des großen Dichters Tode wurden jene Worte geschrieben; damals hatten seine Mitbürger noch nicht erkennen gelernt, was sie in ihm verloren. Auch war der treue und schätzenswerthe, aber schwache Annalist des geistigen Schwunges durchaus unfähig, dessen es bedurfte, um Dante's ganze Erhabenheit zu fassen. Nur ein Geist, der den seinigen fast erreichte, vermochte ihn zu würdigen. Und so war es denn Boccaz, der zuerst seinen vollen Werth begriff, und in seinen Landsleuten jene enthusiastische Bewunderung für ihn weckte, die fast zur Anbetung seines Namens ward.

Euphemie,

oder

die Gefahren des Umgangs.

Roman

von

Amalia Schoppe, geb. Weise.

Euphemie,

oder

die Gefahren des Umgangs.

Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise.

Erstes Kapitel.

„Arme Eltern!“ sagte Robert, indem er ein Zeitungsblatt hinlegte, das er im Hôtel von London ergriffen hatte, um es flüchtig durchzusehen. „Arme Eltern, und wenn die Verlorene nun wirklich wiederkehrte, würdet Ihr Euch der Rückkehr wohl noch freuen können?“

„Hm, lieber Herr, und warum denn nicht?“ antwortete ihm ein kleines, seltsames Männchen, das bisher gänzlich von ihm unbeachtet, hinter einem Tische gesessen und anscheinend nur mit dem Genuß eines sehr reichlichen Frühstücks eifrig beschäftigt gewesen war. „Freute sich der Vater doch des zurückgekehrten, verloren gewesenen Sohnes, weshalb sollten sich diese denn nicht auch über die Rückkehr der verlorenen Tochter freuen können?“

Robert schwieg einen Augenblick in Nachdenken versunken und schaute den Kleinen dabey mit Aufmerksamkeit

an, der sich jetzt, ohne eben seine Antwort abzuwarten, wieder an sein Frühstück machte und mit solchem Appetit aß und trank, daß er die ganze Welt, und Alles, was darin vorging, gänzlich darüber vergessen zu haben schien. Die kleine, magre, fast ganz schon zusammen getrocknete Gestalt nahm sich seltsam hinter diesem Berge von aufgethürmten Speisen aus und erinnerte lebhaft an die sieben magern Kühe Aegyptens, die die fetten verzehrten, ohne selbst fetter zu werden.

Die Gesichtszüge des Grauen — denn er war ganz in graumelirtes Laken gekleidet — boten einen höchst sonderbaren Contrast dar, indem sich eine unserm Robert in tiefster Seele verhaßte List und Verschlagenheit neben grell hervorstechender Genußsucht darin abspiegelte. Die kleinen grauen, stechenden Augen schossen unaufhörlich Blitze unter buschigen Augenbraunen hervor; die feine, sehr dünne Nase senkte sich, wie ein Papagayschnabel, auf die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen hinab und trotz des schon weit vorgerückten Alters des Mannes zeigte sein sehr großer Mund ein Gebiß Zähne, um das manche Modedame ihn schon beneidet haben mochte. Das Haar trug er zierlich frisirt und reich gepudert hinten in einem kleinen Zöpfchen, das sich auf eine fast lächerliche Weise hin- und her bewegte, wenn er den Kopf drehte, um zu untersuchen, von welchem Gerichte er nun zuerst nehmen wolle.

„Sie haben also die Anzeige auch gelesen?“ fragte ihn Robert, nachdem er mit seiner Musterung des Kleinen fertig war.

„Was sollte ich nicht!“ antwortete ihm dieser, einen Augenblick die Gabel hinlegend. „Das Zeitungslesen

gehört zu meinen Hauptbeschäftigungen, besonders das der Intelligenzblätter, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Druckerbursche sich gut dabey steht, mir immer am Morgen das erste Exemplar noch naß aus der Presse zu bringen, denn es liegt mir Alles daran, Blätter dieser Art früher als jeder Andere in unserer Stadt gelesen zu haben. Was meinen Sie wohl, wie viel mir z. B. diese kurze Anzeige" — er nahm das Intelligenzblatt vom Tisch und zeigte mit dem Finger auf die Stelle — einbringen wird?"

„Ich kann das unmöglich wissen, mein Herr," entgegnete ihm Robert mit Lächeln. „Vermuthlich sind Sie aber Mitherausgeber des Blatts, denn sonst wüßte ich mir auf keine Weise zu erklären, wie Sie Vortheile irgend einer Art aus dieser Anzeige, anscheinend unglücklicher Eltern, ziehen könnten."

„Sie irren sich, mein Herr, ich bin nicht so glücklich, Mitbesitzer dieses vortrefflichen Blatts zu seyn; aber erlauben Sie mir, Ihnen die Anzeige noch einmal vorzulesen, und dann werden Sie sicher schon einsehen, daß sie mir Vortheile, große Vortheile einbringen muß, denn ich war am heutigen Morgen der Erste, welcher sich zu dem Geschäft meldete, die Verlorene wieder aufsuchen zu wollen."

Er zog jetzt eine Brille aus einem alten ledernen Futteral hervor, wischte sie sorgfältig ab und setzte sie dann auf die Nase, indem er mit lauter Stimme die nachstehende Anzeige aus dem Intelligenzblatte ablas:

„'Geliebtes, unglückliches Kind, seit dem letzten Sonntage abwesend, kehre zurück zu Deinen tiefbetrüb-

machen? werden ihre strahlenden Blicke den bisher so kalten Marmor beleben und ihm eine süße Gluth einhauchen? — Dies alles frage ich mich oft, besonders seit ich nun mit ihr unter einem Himmel lebe und ihr so nahe bin.

Wenn meine Hoffnungen und Erwartungen mich nicht täuschen, wenn sie diesem Herzen Liebe lehrt und auch mich zu lieben vermag — denn darauf kömmt natürlich Alles an — dann, August, giebt es zwar keinen interessanten, unterhaltenden Roman, aber mit Gottes Hülfe bald ein sehr glückliches Paar, zwey sich beglückende Menschen mehr in der Welt. Ich führe dann mein schönes, geistreiches Weib heim, baue still meinen Kohl, danke Gott täglich aus gerührter Seele und blicke voll Freude auf das Grab des geliebten Vaters, dessen innigsten Wunsch ich, durch ein mildes Geschick geleitet, zu erfüllen vermochte.

Läse der finstre Friedrich diese Stelle meines Briefes, so sähe ich ihn im Geiste schon in das wilde Hohnlachen ausbrechen, das er sich seit jener fatalen Begebenheit mit Octavia angewöhnt hat, denn er glaubt weder mehr an Weibertreue noch an sonst irgend ein wirklich schönes und reines Glück für „die armen Menschen," wie er sich und uns nennt.

Wo mag er seyn? wo sich umhertreiben? Als ich ihn vor zwey Jahren zuletzt sah, schien er des Umherschweifens in der Welt völlig überdrüssig zu seyn und sich irgendwo ansiedeln zu wollen; als ich ihn aber fragte, wohin ihn die Neigung zöge, sagte er, er wisse es noch selbst nicht und ich würde es wohl erfahren, wenn er

einmal ein ſtilles Plätzchen gefunden. Seitdem hörte ich nichts weiter von ihm. Seine Güter ſind längſt verkauft und er iſt mit ſeinem großen Vermögen davon gegangen, Gott weiß wohin; möge er endlich Ruhe gefunden haben!

Das war ein Rieſengeiſt, Auguſt! Ich wollte, Du hätteſt ihn gekannt, das heißt perſönlich, denn wie oft ich Dir auch von ihm erzählte, oder ſchrieb, ſo war es mir doch nicht möglich, Dir eine genügende Schilderung von ihm zu geben. Ich habe ihn eben ſo oft bewundert, ja ich möchte ſagen, angebetet, als ich zuletzt vor ihm ſchauderte, denn in ſeinem Weſen vereint ſich das Höchſte mit dem Niedrigſten, das glühendſte Liebesbedürfniß mit dem finſterſten ungerechteſten Menſchenhaſſe. Heute ſteht er wie ein Heros vor Dir da und morgen ſchon ſiehſt Du ihn wieder unbegreiflich ſchlecht und niedrig handeln, um ſich dann eben ſo ſchnell wieder zu der höchſten Menſchenwürde zu erheben, wie die Stunde oder ſein finſtrer Humor es ihm eben eingiebt.

Ich ſah ihn einmal beym Anblick eines blinden Bettlers weinen, der durch ſeinen getreuen Hund die volkbelebten Gaſſen mit wahrhaft liebender Sorgfalt geführt wurde, und als eben dieſer Unglückliche ihn eine Stunde darauf um eine Gabe anſprach, ſtellte er ſich mit vor Unmuth glühendem Geſicht vor ihn hin und hielt ihm eine Rede darüber, daß nichts ſo ſchändlich und erbärmlich ſey, als daß der Arme unter ſo elenden Bedingungen in dieſer erbärmlichen Welt noch leben wolle. „Giebt's denn kein Waſſer,“ ſagte er, „um Dich hineinzuſtürzen? Kannſt Du Dich denn nicht der Nahrung enthalten, um nur endlich loszukommen von der Bürde, die Dir auferlegt

ward?“ ..... Dann hielt er plötzlich wieder inne, ich sah ihn bleich werden, er griff in die Tasche und schüttelte alles Geld, was er bey sich trug, in den Hut des Blinden, indem er sagte: „Ich habe kein Recht, mit Dir zu schelten; lebe ich ja doch selbst noch!“

Solcher Züge, die einen durchaus zerrütteten Menschen verrathen, könnte ich Dir hunderte erzählen, August, und doch würde ich Dir noch kein ganz getreues Bild von ihm zu geben vermögen. Man muß ihn sehen, ihn hören, ihn ganz genau kennen, um ihn nicht zu verachten, nicht ungerecht gegen ihn zu seyn, denn wahrlich, nicht Haß verdient er, sondern Mitleid, oft sogar Liebe und Bewunderung, auch gestaltet sich in ihm Alles anders, als in andern Menschen. Das Andenken an ihn stimmt mich allemal ernst und wehmüthig — ich mag, ich kann ihn nicht verloren geben und fühle doch, daß ich es muß!

Einst liebte ich ihn so heiß — er war mein Ideal, ihm ähnlich zu werden, die Lichthöhe zu erreichen, auf der ich ihn erblickte, der sehnlichste Wunsch meines Herzens; ich rankte mich an ihn hinan, wie der schwache Epheu an den stolzen, mächtigen Eichbaum, ja, ich erwartete alles Heil, alles Glück des Lebens nur von ihm. Auch er liebte mich, und, weil er um sieben Jahre älter als ich war, fast mit väterlichen Gefühlen; ja, er schien sogar stolz auf die gränzenlose Hingebung eines jugendlichen Gemüths an den ältern, gereiftern Mann zu seyn, und so sah er selbst liebevoll, ohne allen Spott der jugendlichen Thorheit nach, ihm sogar im Aeußern ähnlich

„Das da iſt er,“ ſagte er, mit dem Finger auf eine Stelle zeigend; „Robert Wertheim, Gutsbeſitzer — Sie ſehen, daß ich mich nicht irrte.“

Der Graue hatte indeß ſein Portefeuille wieder hervorgezogen und notirte ſorgfältig Stand und Namen des Fremden; dann ſtand er auf, um ſich zu entfernen.

„Ich glaube, der wird Ihnen etwas einbringen, Herr Kirchenberg,“ ſagte der Kellner mit einem liſtigen Lächeln. „Es ſcheint mir ein Neuling, kommt vielleicht direct von einen Gütern, hat noch nichts von der Welt geſehen — dergleichen Leute pflegen Goldgruben für Sie zu ſeyn.“

„Wollen ſehen,“ entgegnete ihm der Graue bedächtig, indem er langſam eine Prieſe aus einer hübſchen ſilbernen Doſe nahm; „ich hoffe es doch noch dahin zu bringen, wie ſtolz der Herr jetzt auch thut, daß er mich wie eine Gottheit in der Noth anruft — und fragt er nach mir, Johann, ſo wißt Ihr ja meine Addreſſe.“

„So gut, und beſſer wie mein Vater unſer, ſagte dieſer lachend; „ich habe ſie ja ſchon oft genug aufſchreiben oder herbeten müſſen, um ſie endlich gut zu wiſſen.“

„Ja, ich darf mir damit ſchmeicheln, daß mein Name öfterer in dieſer Stadt genannt wird, als der des regierenden Herrn Bürgermeiſters,“ antwortete ihm der Kleine mit einiger Selbſtzufriedenheit; und wer mich gut bezahlt, der wird auch gut bedient, das weiß ein Jeder, der mit mir zu thun hatte.“

Der Kellner wurde jetzt in einem anſtoßenden Zimmer laut verlangt und eilte ſo fort, während der Graue noch einmal ſeine Brieftaſche hervornahm und mit ſeiner Bleyfeder ein großes NB., zweymal unterſtrichen, bey Wert-

erkannte ich ihn mehr, denn wie sein Inneres, so hatte auch sein Aeußeres eine auffallende Veränderung erlitten. Zwar war er noch immer ein schöner Mann, aber die blühende Jugend war gänzlich von seinem Antlitze verschwunden, und das große, dunkle Auge, das früher eben so siegreich als heiter um sich geblickt hatte, war zwar nicht erloschen, starrte mich aber mit einem wilden, unheimlichen Feuer an.

„Was ist Dir? wie ist Dir?!“ rief ich, mich mit Thränen in seine Arme werfend, denn daß ein ganz Anderer vor mir stehe, als der, den ich einst so heiß geliebt hatte, wie hätte mir das verborgen bleiben können?

„Mir ist ganz vortrefflich zu Muthe in dieser allervortrefflichsten Welt,“ sagte er, einen lustigen Ton annehmend, der grell gegen sein todtenbleiches Gesicht abstach. „Ich denke, Brüderchen,“ fuhr er fort, »wir wollen in Wien noch ein Paar recht lustige Wochen zusammen zubringen; Du bleibst doch noch hier?«

„Du lustig?“ rief ich von ihm zurücktretend, „Du, Friedrich?“

»Warum denn nicht, guter Junge? Meinst Du, daß ich nicht auch noch lustig seyn kann? Der Teufel hole das Grillenfangen, und ich hab's auch herzlich satt! Komm, es ist Zeit, daß wir in's Kasperle-Theater gehen, wo ich jeden Abend meinen Stand habe, seit ich hier bin. Es ergötzt mich über die Maßen, die Leute darüber lachen und sich freuen zu sehn, wenn man ihnen alle ihre dummen und schlechten Streiche in dem getreusten, lebenvollsten Bilde auf der Bühne wieder vorführt, und ich gebe Dir mein Wort, dort macht es sich weit bäs-

scher, als im Leben selbst. Komm, komm mit mir!“ Er nahm mich bey diesen Worten beym Arm und führte mich fort.

Im Theater selbst, wo man eben die ärgste und abgeschmackteste Posse aufführte, war mir sein Betragen nur noch auffallender und unerklärlicher, denn er, der sonst nie Gefallen an Dergleichen gehabt hatte, der sich stets durch jenen edlen Ernst auszeichnete, der tiefen Gemüthern und hochbegabten Menschen eigen zu seyn pflegt, fand jetzt augenscheinlich hier die köstlichste Unterhaltung und beklatschte die abgeschmacktesten, albernsten Dinge so auffallend, daß Alles aufmerksam auf ihn wurde und ihn voll Erstaunen ansah.

„Siehst Du, Brüderchen,“ sagte er, „als wir uns nach Beendigung des Stücks mit der wogenden Menge hinausdrängten, „siehst Du, wie lustig es in der Welt zugeht, und wie lustig ich darin bin?“

Ich vermochte ihm nicht zu antworten, denn ein ungeheurer Schmerz um ihn hatte mich ergriffen — ich hielt ihn für ganz verloren, ja, nachdem was ich von ihm gesehen und gehört hatte, fast dem Wahnsinn nahe.

„Warum bist Du so still und traurig?“ fuhr er fort, sich in meinen Arm hängend; „sollte es auch mit Dir anders geworden seyn, Robert? Du warst doch sonst kein so kopfhängerischer Geselle, warum denn jetzt?“

„Nicht ich habe mich verändert,“ antwortete ich ihm, mich endlich ermannend, „sondern Du, Friederich, Du bist ein so ganz Anderer geworden, daß ich Zeit bedürfen werde, mich darin zu finden.“

„Possen!“ sagte er mit einem wilden Hohnlachen, „Possen, Freund! Der Keim zu diesem Humor lag von jeher in

meiner Seele und kam nun erſt jetzt zum Ausbruch. Mir iſt wohl, ganz wohl und behaglich ſo, ich gebe Dir mein Wort darauf. Willſt Du mir aber einen Gefallen erzeigen, ſo laß die Vergangenheit — ich mag an dieſe nicht erinnert ſeyn, ich will nichts als die Gegenwart?“ Seine Stimme ſank bey dieſen letzten Worten und wir legten den Reſt des Wegs ſchweigend und in Nachdenken verſunken neben einander zurück.

Er ließ, ſobald wir auf ſeinem Zimmer angelangt waren, zwey Flaſchen Champagner bringen und nöthigte mich unaufhörlich zum Trinken, ſich ſelbſt aber des Weins enthaltend. „Ich habe Dich verſtimmt,“ ſagte er, mir das volle, ſchäumende Glas entgegenbringend; „da, trink und werde luſtig mit mir — in dieſem edlen Weine iſt eine reine, ächte Gluth, Du bekömmſt keine Kopfſchmerzen, wenn ſie verdünſtet, und dieſer Schaum, ſo ſchnell er auch verrauſcht, hält länger Stand, als Weibertreue.“

Ich wußte jetzt, wie ich mit ihm daran war, was ihn mir ſo unkenntlich gemacht hatte und eine Frage nach Octavien drängte ſich auf meine Lippen; aber ich wagte dennoch nicht ſie aufzuthun, und nachdem wir ſo ſtill und ſchweigend eine Weile neben einander geſeſſen hatten, kam er mir ſelbſt zuvor, gleichſam die geheimſten Gedanken meiner Seele errathend.

„Du fragſt mit keinem Worte nach Octavien?“ ſagte er, mich mit dem immer mehr erlöſchenden Blick ſtarr anſehend.

„Armer Freund!“ rief ich, ihm die Arme entgegenſtreckend, „ſie iſt todt, das Schickſal, das harte, unerbittliche, hat ſie Dir geraubt, und das iſt es, was Dich mir in einer ſo ganz veränderten Geſtalt zeigt!“

„Todt?“ fragte er, „todt? was nennſt Du ſo, Robert? Begraben und unter die Erde gebracht, mit leichtem Raſen zugedeckt? O das iſt Leben gegen ihr Leben! Verrath, Buhlerey, Treuloſigkeit, das, nur das iſt der wahre Tod, davon gibt's keine Auferſtehung, dafür keine Vergebung vor dem Throne des Allmächtigen, und wenn allen Sündern vergeben wird, ſo muß ſie das Loos der Verdammten theilen, denn Heucheley kann keinen Antheil an Gnade haben!“

Er verſank nach dieſen Worten in ein langes und finſteres Hinbrüten; ſeine Züge hatten ſich ganz verändert, ſein Geſicht ſich mit der Bläſſe des Todes überzogen. Ich wagte ihn nicht in ſeinen Gedanken zu ſtören, aus Furcht, durch meine Worte die brennenden Wunden des Herzens noch ſchmerzlicher zu berühren; nach einer langen Pauſe fuhr er fort, ſich aufrichtend und gleichſam alle ſeine Kraft zuſammennehmend:

„Die Geſchichte iſt ſo gewöhnlich, ſo alltäglich,“ ſagte er mit erloſchener Stimme, „ja, ich möchte ſagen, ſo gemein; von jeher hat es betrogene, verrathene Liebende gegeben, ſeit dem Paradieſe her iſt Männerglück das Spielwerk der Weiber geweſen — und doch iſt meine Geſchichte wieder ſo ganz anders, als die ſo vieler Tauſende, die mein Loos theilten, denn ſo hat nie ein Mann ein Weib geliebt, wie ich ſie liebte, ſo mit allen Kräften der Seele, ſo frey von jeglichem ſinnlichen Begehren! Sie hätte häßlich, ja, abſchreckend ihrer äußern Geſtalt nach werden können, und nichts würde das für ſie mich durchlodernde Feuer an Stärke dadurch verloren haben, denn nicht mit den Sinnen liebte ich ſie, ſondern das Unſterbliche in mir

ſtrebte einen unauflöslichen, über Zeit und Ewigkeit hinausreichenden Bund mit ihr zu ſchließen. Das war keine jugendliche Täuſchung, keine Schwärmerey, Robert, denn ich war kein Jüngling mehr, als ich ſie fand und liebte, es war der ernſte, beſonnene Mann.“ . . . .

Er ſchwieg hier einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Die reinen Opfer, die ich auf dem Altare der Liebe ihr darbrachte, gefielen ihr nicht — ſie ſuchte einen Buhlen und fand ihn, denn ſie war ſchön, verführeriſch wie nur je ein Weib. Himmel und Hölle! raſend möchte ich werden, wenn ich bedenke, wem ich geopfert ward, welch einer Larve von einem Menſchen, welchem hohlen, innerlich verfaulten Wichte! — Doch ihr gefiel er beſſer als ich, und die Poſſe hatte ein Ende. Der Bube war ſo erbärmlich, daß ich mich ſchämte, mein Schwert mit ſeinem Blute zu färben; ich wünſchte ihm Glück zu ſeiner Eroberung und ging; auch ſie habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen.“

Er ſchöpfte tief Athem, nachdem er dieſe Erzählung beendigt hatte; ich erblickte große Tropfen auf ſeiner Stirn, aber ſeine Augen blieben trocken.

„So bin ich denn nun hier, und überall in der Welt, wo ich mir nur irgend einen luſtigen Tag verſprechen kann,“ fuhr er fort, „und wie Du ſiehſt, Robert, ganz gelaſſen, ja, ich darf ſagen, recht vergnügt und heiter. Es geht mir gut, denn ich habe ja ſtets einen vollen Beutel und ſo oft ich will, Genoſſen meiner Freuden, woran es uns Reichen nicht fehlt. Seit ich aufhörte Dir zu ſchreiben, bin ich auf Reiſen, denn der findet ja am leichteſten überall eine Heimath, der gar keine mehr hat.“

Er ſchwieg hier und ſtürzte ſchnell ein Glas hinunter;

dann bat er mich, ihn allein zu laſſen, indem er mir das Verſprechen abnahm, den nächſten Tag wieder zu kommen. Am folgenden Morgen hielten mich Geſchäfte ab, früh zu ihm zu gehen und als ich am Mittag in ſeiner Wohnung ankam, ſagte man mir, daß er abgereiſt ſey, doch hatte er einen offenen Zettel für mich zurückgelaſſen, der die Worte enthielt:

„Es treibt mich wieder vorwärts, Robert; wir reiſen ja aber Beyde wohl noch eine Weile in der Welt umher, Du, um Dich immer mehr zu finden, ich, um mich immer mehr zu verlieren; ſo werden wir uns ſicher noch wieder begegnen. Leb' wohl bis dahin!"

Friederich."

Ich traf ihn wirklich noch öfterer, aber es ſtand noch immer beym Alten mit ihm und dieſes Begegnen war mir jedesmal ſchmerzlich, weil ich ihn geiſtig immer tiefer und tiefer verſinken, ihn immer mehr Hohn mit dem Leben, der Welt und ſich ſelbſt treiben ſah. Nur einzelne Blitzſtrahlen erleuchteten dann und wann die Nacht ſeines Innern; ich glaubte ihn dann faſſen, halten, zum Beſſern zurückführen zu können; aber gleich waren die finſtern Dämonen wieder da, die ſein Herz umkrallt hielten und ſeinen einſt ſo klaren Geiſt umnachteten.

Ich weiß nicht, wie gerade in dieſem Augenblick die Erinnerung an ihn wieder ſo mächtig in mir geworden iſt, warum ich Dir, und das gerade in dieſer Stunde, ſo viel von ihm erzählen muß; ſollte es Ahnung und er mir vielleicht unvermuthet wieder nahe ſeyn? Ich wünſche nicht, ihn hier zu finden, jetzt nicht, Auguſt, und doch weiß

ward?“ ..... Dann hielt er plötzlich wieder inne, ich sah ihn bleich werden, er griff in die Tasche und schüttelte alles Geld, was er bey sich trug, in den Hut des Blinden, indem er sagte: „Ich habe kein Recht, mit Dir zu schelten; lebe ich ja doch selbst noch!“

Solcher Züge, die einen durchaus zerrütteten Menschen verrathen, könnte ich Dir hunderte erzählen, August, und doch würde ich Dir noch kein ganz getreues Bild von ihm zu geben vermögen. Man muß ihn sehen, ihn hören, ihn ganz genau kennen, um ihn nicht zu verachten, nicht ungerecht gegen ihn zu seyn, denn wahrlich, nicht Haß verdient er, sondern Mitleid, oft sogar Liebe und Bewunderung, auch gestaltet sich in ihm Alles anders, als in andern Menschen. Das Andenken an ihn stimmt mich allemal ernst und wehmüthig — ich mag, ich kann ihn nicht verloren geben und fühle doch, daß ich es muß!

Einst liebte ich ihn so heiß — er war mein Ideal, ihm ähnlich zu werden, die Lichthöhe zu erreichen, auf der ich ihn erblickte, der sehnlichste Wunsch meines Herzens; ich rankte mich an ihn hinan, wie der schwache Epheu an den stolzen, mächtigen Eichbaum, ja, ich erwartete alles Heil, alles Glück des Lebens nur von ihm. Auch er liebte mich, und, weil er um sieben Jahre älter als ich war, fast mit väterlichen Gefühlen; ja, er schien sogar stolz auf die gränzenlose Hingebung eines jugendlichen Gemüths an den ältern, gereiftern Mann zu seyn, und so sah er selbst liebevoll, ohne allen Spott der jugendlichen Thorheit nach, ihm sogar im Aeußern ähnlich

seyn zu wollen, weßhalb ich immer Kleider nach der Farbe und dem Schnitte der seinigen trug.

Ein Anderer würde das verspottet haben — ihn aber rührte es — wie es überhaupt nie einen Menschen gab, der Liebe so zu würdigen verstand, wie er. Wir trennten uns; ich war drey Jahre auf Reisen, wie mein Vater dies wünschte. Zu Anfang wollte er mich begleiten, meinen Mentor abgeben — o hätte er es gethan, es wäre alles ganz anders gekommen, als es nun kam! Aber Verhältnisse, der Tod seiner Eltern, nöthigten ihn, zurückzubleiben. Er lernte Octavia kennen, liebte sie mit der ganzen Gluth seiner Seele; seine Briefe an mich waren Hymnen, dem Lobe und Preis der Einzigen allein geweiht; er vermochte nichts anders zu denken, als *sie* — die Welt war vor ihm versunken, er konnte nur noch auf den Fleck sehen, worauf sie athmete!

Nie hat ein mächtigeres, nie aber auch ein reineres Feuer auf dem Altare der Liebe gelodert; die Geliebte war ihm kein Weib, sie war ihm zur Gottheit geworden; wäre sie ihm gestorben, so hätte er ihr Altäre errichtet und sein Leben betend an derselben verhaucht.

Octavia war eine fast mittellose Waise, aber schön und geistreich, er der reichste, angesehenste Mann der Gegend — sie liebte nicht ihn, sondern richtete nur ihre Blicke auf das glänzende Loos, das seine Neigung ihr bereitete; ein Anderer hatte ihr Herz und diesen Andern überraschte er in ihren Armen! —

Plötzlich verstummte er ganz gegen mich, und so viele Briefe ich ihm auch schrieb, so erhielt ich keine Antwort darauf. Endlich begegnete ich ihm in Wien, aber kaum

erkannte ich ihn mehr, denn wie sein Inneres, so hatte auch sein Aeußeres eine auffallende Veränderung erlitten. Zwar war er noch immer ein schöner Mann, aber die blühende Jugend war gänzlich von seinem Antlitze verschwunden, und das große, dunkle Auge, das früher eben so siegreich als heiter um sich geblickt hatte, war zwar nicht erloschen, starrte mich aber mit einem wilden, unheimlichen Feuer an.

„Was ist Dir? wie ist Dir?!“ rief ich, mich mit Thränen in seine Arme werfend, denn daß ein ganz Anderer vor mir stehe, als der, den ich einst so heiß geliebt hatte, wie hätte mir das verborgen bleiben können?

„Mir ist ganz vortrefflich zu Muthe in dieser allervortrefflichsten Welt,“ sagte er, einen lustigen Ton annehmend, der grell gegen sein todtenbleiches Gesicht abstach. „Ich denke, Brüderchen,“ fuhr er fort, »wir wollen in Wien noch ein Paar recht lustige Wochen zusammen zubringen; Du bleibst doch noch hier?«

„Du lustig?“ rief ich von ihm zurücktretend, „Du, Friedrich?“

»Warum denn nicht, guter Junge? Meinst Du, daß ich nicht auch noch lustig seyn kann? Der Teufel hole das Grillenfangen, und ich hab's auch herzlich satt! Komm, es ist Zeit, daß wir in's Kasperle-Theater gehen, wo ich jeden Abend meinen Stand habe, seit ich hier bin. Es ergötzt mich über die Maßen, die Leute darüber lachen und sich freuen zu sehn, wenn man ihnen alle ihre dummen und schlechten Streiche in dem getreusten, lebenvollsten Bilde auf der Bühne wieder vorführt; *und ich gebe Dir mein Wort*, dort macht es sich weit bäs-

scher, als im Leben selbst. Komm, komm mit mir!“ Er nahm mich bey diesen Worten beym Arm und führte mich fort.

Im Theater selbst, wo man eben die ärgste und abgeschmackteste Posse aufführte, war mir sein Betragen nur noch auffallender und unerklärlicher, denn er, der sonst nie Gefallen an Dergleichen gehabt hatte, der sich stets durch jenen edlen Ernst auszeichnete, der tiefen Gemüthern und hochbegabten Menschen eigen zu seyn pflegt, fand jetzt augenscheinlich hier die köstlichste Unterhaltung und beklatschte die abgeschmacktesten, albernsten Dinge so auffallend, daß Alles aufmerksam auf ihn wurde und ihn voll Erstaunen ansah.

„Siehst Du, Brüderchen,“ sagte er, „als wir uns nach Beendigung des Stücks mit der wogenden Menge hinausdrängten, „siehst Du, wie lustig es in der Welt zugeht, und wie lustig ich darin bin?“

Ich vermochte ihm nicht zu antworten, denn ein ungeheurer Schmerz um ihn hatte mich ergriffen — ich hielt ihn für ganz verloren, ja, nachdem was ich von ihm gesehen und gehört hatte, fast dem Wahnsinn nahe.

„Warum bist Du so still und traurig?“ fuhr er fort, sich in meinen Arm hängend; „sollte es auch mit Dir anders geworden seyn, Robert? Du warst doch sonst kein so kopfhängerischer Geselle, warum denn jetzt?“

„Nicht ich habe mich verändert,“ antwortete ich ihm, mich endlich ermannend, „sondern Du, Friederich, Du bist ein so ganz Anderer geworden, daß ich Zeit bedürfen werde, mich darin zu finden.“

„Possen!“ sagte er mit einem wilden Hohnlachen, „Possen, Freund! Der *Keim* zu diesem Humor lag von jeher in

meiner Seele und kam nur erſt jetzt zum Ausbruch. Mir iſt wohl, ganz wohl und behaglich ſo, ich gebe Dir mein Wort darauf. Willſt Du mir aber einen Gefallen erzeigen, ſo laß die Vergangenheit — ich mag an dieſe nicht erinnert ſeyn, ich will nichts als die Gegenwart?“ Seine Stimme ſank bey dieſen letzten Worten und wir legten den Reſt des Wegs ſchweigend und in Nachdenken verſunken neben einander zurück.

Er ließ, ſobald wir auf ſeinem Zimmer angelangt waren, zwey Flaſchen Champagner bringen und nöthigte mich unaufhörlich zum Trinken, ſich ſelbſt aber des Weins enthaltend. „Ich habe Dich verſtimmt,“ ſagte er, mir das volle, ſchäumende Glas entgegenbringend; „da, trink und werde luſtig mit mir — in dieſem edlen Weine iſt eine reine, ächte Gluth, Du bekömmſt keine Kopfſchmerzen, wenn ſie verdünſtet, und dieſer Schaum, ſo ſchnell er auch verrauſcht, hält länger Stand, als Weibertreue.“

Ich wußte jetzt, wie ich mit ihm daran war, was ihn mir ſo unkenntlich gemacht hatte und eine Frage nach Octavien drängte ſich auf meine Lippen; aber ich wagte dennoch nicht ſie aufzuthun, und nachdem wir ſo ſtill und ſchweigend eine Weile neben einander geſeſſen hatten, kam er mir ſelbſt zuvor, gleichſam die geheimſten Gedanken meiner Seele errathend.

„Du fragſt mit keinem Worte nach Octavien?“ ſagte er, mich mit dem immer mehr erlöſchenden Blick ſtarr anſehend.

„Armer Freund!“ rief ich, ihm die Arme entgegenſtreckend, „ſie iſt todt, das Schickſal, das harte, unerbittliche, hat ſie Dir geraubt, und das iſt es, was Dich *mir in einer* ſo ganz veränderten Geſtalt zeigt!

„Todt?“ fragte er, „todt? was nennst Du so, Robert? Begraben und unter die Erde gebracht, mit leichtem Rasen zugedeckt? O das ist Leben gegen ihr Leben! Verrath, Buhlerey, Treulosigkeit, das, nur das ist der wahre Tod, davon gibt's keine Auferstehung, dafür keine Vergebung vor dem Throne des Allmächtigen, und wenn allen Sündern vergeben wird, so muß sie das Loos der Verdammten theilen, denn Heucheley kann keinen Antheil an Gnade haben!“

Er versank nach diesen Worten in ein langes und finsteres Hinbrüten; seine Züge hatten sich ganz verändert, sein Gesicht sich mit der Blässe des Todes überzogen. Ich wagte ihn nicht in seinen Gedanken zu stören, aus Furcht, durch meine Worte die brennenden Wunden des Herzens noch schmerzlicher zu berühren; nach einer langen Pause fuhr er fort, sich aufrichtend und gleichsam alle seine Kraft zusammennehmend:

„Die Geschichte ist so gewöhnlich, so alltäglich,“ sagte er mit erloschener Stimme, „ja, ich möchte sagen, so gemein; von jeher hat es betrogene, verrathene Liebende gegeben, seit dem Paradiese her ist Männerglück das Spielwerk der Weiber gewesen — und doch ist meine Geschichte wieder so ganz anders, als die so vieler Tausende, die mein Loos theilten, denn so hat nie ein Mann ein Weib geliebt, wie ich sie liebte, so mit allen Kräften der Seele, so frey von jeglichem sinnlichen Begehren! Sie hätte häßlich, ja, abschreckend ihrer äußern Gestalt nach werden können, und nichts würde das für sie mich durchlodernde Feuer an Stärke dadurch verloren haben, denn nicht mit den Sinnen liebte ich sie, sondern das Unsterbliche in mir

ſtrebte einen unauflöslichen, über Zeit und Ewigkeit hinausreichenden Bund mit ihr zu ſchließen. Das war keine jugendliche Täuſchung, keine Schwärmerey, Robert, denn ich war kein Jüngling mehr, als ich ſie fand und liebte, es war der ernſte, beſonnene Mann.“....

Er ſchwieg hier einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Die reinen Opfer, die ich auf dem Altare der Liebe ihr darbrachte, gefielen ihr nicht — ſie ſuchte einen Buhlen und fand ihn, denn ſie war ſchön, verführeriſch wie nur je ein Weib. Himmel und Hölle! raſend möchte ich werden, wenn ich bedenke, wem ich geopfert ward, welch einer Larve von einem Menſchen, welchem hohlen, innerlich verfaulten Wichte! — Doch ihr gefiel er beſſer als ich, und die Poſſe hatte ein Ende. Der Bube war ſo erbärmlich, daß ich mich ſchämte, mein Schwert mit ſeinem Blute zu färben; ich wünſchte ihm Glück zu ſeiner Eroberung und ging; auch ſie habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen.“

Er ſchöpfte tief Athem, nachdem er dieſe Erzählung beendigt hatte; ich erblickte große Tropfen auf ſeiner Stirn, aber ſeine Augen blieben trocken.

„So bin ich denn nun hier, und überall in der Welt, wo ich mir nur irgend einen luſtigen Tag verſprechen kann,“ fuhr er fort, „und wie Du ſiehſt, Robert, ganz gelaſſen, ja, ich darf ſagen, recht vergnügt und heiter. Es geht mir gut, denn ich habe ja ſtets einen vollen Beutel und ſo oft ich will, Genoſſen meiner Freuden, woran es uns Reichen nicht fehlt. Seit ich aufhörte Dir zu ſchreiben, bin ich auf Reiſen, denn der findet ja am leichteſten überall eine Heimath, der gar keine mehr hat.“

Er ſchwieg hier und ſtürzte ſchnell ein Glas hinunter;

dann bat er mich, ihn allein zu laſſen, indem er mir das Verſprechen abnahm, den nächſten Tag wieder zu kommen. Am folgenden Morgen hielten mich Geſchäfte ab, früh zu ihm zu gehen und als ich am Mittag in ſeiner Wohnung ankam, ſagte man mir, daß er abgereiſt ſey, doch hatte er einen offenen Zettel für mich zurückgelaſſen, der die Worte enthielt:

„Es treibt mich wieder vorwärts, Robert; wir reiſen ja aber Beyde wohl noch eine Weile in der Welt umher, Du, um Dich immer mehr zu finden, ich, um mich immer mehr zu verlieren; ſo werden wir uns ſicher noch wieder begegnen. Leb' wohl bis dahin!“

Friederich.“

Ich traf ihn wirklich noch öfterer, aber es ſtand noch immer beym Alten mit ihm und dieſes Begegnen war mir jedesmal ſchmerzlich, weil ich ihn geiſtig immer tiefer und tiefer verſinken, ihn immer mehr Hohn mit dem Leben, der Welt und ſich ſelbſt treiben ſah. Nur einzelne Blitzſtrahlen erleuchteten dann und wann die Nacht ſeines Innern; ich glaubte ihn dann faſſen, halten, zum Beſſern zurückführen zu können; aber gleich waren die finſtern Dämonen wieder da, die ſein Herz umkrallt hielten und ſeinen einſt ſo klaren Geiſt umnachteten.

Ich weiß nicht, wie gerade in dieſem Augenblick die Erinnerung an ihn wieder ſo mächtig in mir geworden iſt, warum ich Dir, und das gerade in dieſer Stunde, ſo viel von ihm erzählen muß; ſollte es Ahnung und er mir vielleicht unvermuthet wieder nahe ſeyn? Ich wünſche nicht, ihn hier zu finden, jetzt nicht, Auguſt, und doch weiß

ich mir nicht zu erklären, warum ich seine Nähe in diesem Augenblick eigentlich fürchte.

Ich habe Dir viel geschrieben, mein Freund, mehr als ich wollte, und aus der Stunde, die ich Dir weihen wollte, sind zwey geworden. Adieu denn, August, und nächstens mehr!

Dein Robert.

Drittes Kapitel.

Man bezeichnete Roberten ein großes, aber nicht eben im schönsten Geschmack erbautes Haus als das der Rodenschen Familie, die zu den reichsten und angesehensten der Stadt gehörte, denn der alte Roden bekleidete eine Stelle als Senator der großen und berühmten Handelsstadt Hamburg und war folglich als eins der Oberhäupter dieser kleinen Republik anzusehen.

Die massive, fast noch Gothische Bauart des Hauses, der Mangel an jedem modischen Schmuck daran, fielen unserm Freunde auf, der so viele schöne Städte und darin die herrlichsten Paläste gesehen hatte, oft von Leuten bewohnt, die sich in Hinsicht des Vermögens bey weitem nicht mit dem reichen Senator messen konnten.

Eine große, schwere Thüre öffnete sich auf den Druck seiner Hand und er trat auf einen Flur, der mehr einer Kirche denn einem Vorhause glich, weil die Decke durch viele ungeheuer dicke Säulen getragen wurde. Alle Räume waren mit Waaren-Ballen, Kisten und Tonnen vollgestopft, so daß man sich, wie in einem Labyrinth, durch

dieſelben hindurch winden mußte, um endlich zu einer zwar breiten, aber ziemlich dunklen Treppe zu gelangen, die in das obere Stockwerk führte.

Mehrere Arbeitsleute, mit glatten, ſchwarzen Käppchen auf dem Kopfe und in weiten, ſchwarzleinenen Wämſern, ſaßen auf den eben angelangten Waaren-Ballen, oder beſchäftigten ſich damit, ſolche zum weitern Transport mit allerley Figuren und Zahlen zu bezeichnen, wobey ſie ſich ämſig in der hier in den niedern Klaſſen üblichen Niederſächſiſchen Mundart unterhielten, von der Robert ſehr wenig verſtand, weil er aus Süddeutſchland kam.

Er fragte nach dem Herrn des Hauſes und man bedeutete ihm, daß er hinauf gehen müſſe, wo das Wohnzimmer der Herrſchaft ſey. Ein alter, einfach gekleideter Bedienter hatte ſeine Frage zufällig auf der Treppe gehört und bot ſich ihm zum Führer an.

Ohne den Fremden anzumelden, öffnete er die Flügelthür eines ſehr großen Zimmers und ließ Robert eintreten. Das Herz unſers jungen Freundes ſchlug faſt hörbar, denn ſollte er jetzt nicht Euphemie zuerſt im Leben ſehen?

Ein alter Mann, mit einer ſehr ehrwürdigen Miene, ſtand vom Sopha auf, auf dem er neben einer ältlichen Frau bisher geſeſſen hatte und trat ihm freundlich entgegen; er ſah Roberten einen Augenblick forſchend in's Geſicht, dann ſagte er, dieſem die Arme entgegenſtreckend: „Sie ſind ein Wertheim, Sie ſind der Sohn meines geliebten verſtorbenen Freundes, deſſen Züge ich in Ihrem Geſichte wieder erkenne!“

„O mein Gott!“ rief die Frau, ſichtbar erſchrocken, ſo wie ihr Gatte Roberts Namen nannte. Der Senator ſah

pflanzten Gefühle der Elternliebe, die für ſchuldige Kinder keinen Haß, keine Verachtung, ſondern nur Thränen hat.

Der ehrwürdige Greis war zu erſchüttert, um weiter reden zu können und ſo bat er Robert, dieſen auf die für denſelben in Bereitſchaft geſetzten Zimmer führen zu dürfen, denn er wollte nicht zugeben, daß ſein geliebter Gaſt noch ferner im Wirthshauſe wohne.

Sie gingen hinunter und an einer Reihe von Zimmern vorüber; vor einem dieſer Gemächer blieb Roden ſtehen, ſchöpfte tief Athem, drehte dann einen Schlüſſel um und öffnete die Thür.

„Hier wohnte ſie,“ ſagte er, ſeinem Gaſte voranſchreitend; „hier verlebte ſie die Tage der Unſchuld und einer fleckenloſen Jugend. Ich habe nicht gelitten, daß man irgend Etwas hier anrühre und kehrt ſie nicht wieder, ſo ſoll Alles ſo hier bleiben, ſo ſoll man mich hier ſterben laſſen.“

Robert trat mit einer ſeltſamen, von Schauer gemiſchten Empfindung in dieſes Gemach. Alles darin deutete auf eine ſchöne Weiblichkeit, auf ſeltene Talente. Dort ſtand ein köſtlicher Flügel, auf dem noch aufgeſchlagene Noten lagen; darüber hing an einem blauen Bande eine Guitarre; in einem Winkel lehnte eine reich verzierte Pedalharfe. Ein Bücherſchrank enthielt eine Menge klaſſiſcher Werke in verſchiedenen neuern Sprachen; treffliche Zeichnungen, wie Roden ſagte, von ihrer eigenen Hand, hingen an den Wänden, ein Buch lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche — es war „Hyperion“ von Hölderlin; er glaubte Spuren von vergoſſenen Thränen auf der aufgeſchlagenen Blattſeite zu bemerken.

In einem reichvergoldeten Käfig hing ein Canarien-

vögelchen von der Decke herab — aber die Kehle des lieblichen Sängers war verstummt, und für immer, denn in dem Schrecken und der Verwirrung über Euphemiens Flucht hatte man sein vergessen; auch die große Satzuhr stand still und eine Menge der schönsten, seltensten und auserlesensten Blumen senkten traurig das Haupt, weil keine Hand sie begossen hatte; aber selbst im Verblühen verhauchten diese lieblichen Kinder Florens noch süße Düfte und erfüllten die Luft des Zimmers damit.

Tief wurde Robert durch diese allgemeine Zerstörung in dem Gemache ergriffen; ein Schauder durchbebte ihn und ihm war, als müsse Euphemiens Geist alle diese einst durch ihre Gegenwart belebten Gegenstände umschweben.

„Diese da," sagte er, auf die verschmachtenden Blumen zeigend, „darf ich fortan pflegen, nicht wahr?"

„Thun Sie das," antwortete ihm der Greis; „warum sollten denn auch sie zugleich mit den Blüthen aller meiner Lebensfreuden ersterben? Ich lasse Ihnen den Schlüssel zu diesem Gemache, doch Sie geben mir Ihr Wort, nur allein dieses Heiligthum zu betreten, das nicht durch den Fußtritt eines Gleichgültigen entweiht werden soll. Jetzt folgen Sie mir zu den Ihnen bestimmten Zimmern, die auf demselben Gange liegen; zu Mittag sehen wir uns wieder. Ich muß zu meinen Geschäften, vor allen Dingen aber zu meiner trostlosen Gattin, der ich die Nachricht bringen will, daß wir in Ihnen einen liebevollen, theilnehmenden Freund gefunden haben."

Mit diesen Worten führte er Robert in die für denselben bestimmten Zimmer und entfernte sich dann.

Viertes Kapitel.

Eben ſchlug es vom Thurme der Vorſtadt St. Georg eilf Uhr und allein der Tritt des trägen Wächters ſchallte noch durch die verödeten Gaſſen, als ſich raſche männliche Schritte vernehmen ließen. Ein großer, hoher Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, bog in eine kleine Nebenſtraße ein, öffnete in dieſer mit einem Schlüſſel, den er aus der Buſentaſche zog, eine Seitenpforte, die in einen großen Garten führte und wollte ſie eben wieder verſchließen, als ſich etwas in ſeiner Nähe regte, oder vielmehr hüſtelte. Er blieb betroffen einen Augenblick ſtehen und ſah ſich beym hellen Scheine des Vollmonds nach allen Seiten um; da gewahrte er eine kleine männliche Geſtalt, die ſich, längs der Gartenplanke hin ſchleichend, zu entfernen ſuchte, ſtürzte auf dieſelbe zu, ergriff ſie mit nervigtem Arm, und ſchleppte ſie, trotz ihres Sträubens, in den Garten hinein.

„Ein Laut und Du biſt des Todes!“ rief der Große mit halblauter, aber furchtbar drohender Stimme, indem er mit der einen freyen Hand ein Terzerol aus der Rocktaſche zog. „Jetzt, Bube, ſprich, wer biſt Du und was treibt Dich dazu, meinen Schritten aufzulauern?“ fuhr er im vorigen Tone fort. „Schon neulich hätte ich Dich bald erwiſcht, wo Du in eben der Abſicht meinen nächtlichen Gängen nachſpürteſt.“

„Mein Gott, lieber Herr, warum denn ſo böſ' ſagte der Kleine, vor Angſt und Schrecken am ga

Leibe zitternd. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihnen gerade auflaure? kann ich nicht eben so gut meine heimlichen nächtlichen Wege haben, als Ew. Gnaden.

»Die Stimme ist mir bekannt,“ sagte der Große, seine Beute einen Augenblick loslassend, aber noch immer die Mündung des Terzerols gegen den Kleinen gerichtet haltend; „sprich, wer bist Du, und kennst Du mich?“

„Ich habe die Ehre, von Ew. Gnaden wohl gekannt zu seyn,“ sprach der Kleine, etwas mehr Muth fassend; mein Name ist Kirchenberg, Geschäftsmann dieser freyen Reichs- und Hansestadt.“

„Ah, also Du? Nun wohl, mein allergeschäftigster Herr Geschäftsmann; hier ist eine Börse mit Gold, wenn Du zu schweigen weißt, und hier die Mündung eines Pistols, die gerade auf Dein kleines Gehirn gerichtet wird und es so sicher zerschmettert, als jetzt noch Leben und Athem in Deiner Brust ist, wenn Dein Mund irgend einem Menschen entdeckt, daß Du mich hier gesehen hast, daß dieser Garten bewohnt ist. Ich denke, Du kennst mich zu gut, um nicht fest überzeugt zu seyn, daß ich Wort halte.“

„Ew Gnaden haben in Tod und Leben über mich zu gebieten,“ sagte der Kleine, zufrieden die schwere Börse in der Hand wägend; „stumm wie das Grab! Was gehen mich auch eigentlich die Wege Ew. Gnaden an? Sie sind ein freyer, reicher junger Herr — der Teufel selbst könnte es Ihnen nicht verwehren, Abends oder um Mitternacht in diesem verrufenen Winkel der Vorstadt umherzuschwärmen, der selbst vor der Polizey so ziemlich sicher ist, weil es keiner einzeln wagen würde, sich in denselben zu begeben.“

„Gut, daß Du mich an die heilige Hermandad erinnerst," sagte der Große, das Terzerol wegsteckend; „ich weiß, daß Du mit derselben auf gutem Fuß lebst; sollte es ihr daher einmal einfallen, hier Nachsuchungen anstellen zu wollen, so erhalte ich Nachricht davon, versteht sich, gegen eine gute Vergütung; begegnet mir aber dagegen irgend ein Unfall von Seiten derselben, so wird es mit auf Deine Rechnung geschrieben, verstehst Du mich!"

„Vollkommen; Ew. Gnaden reden immer eine so deutliche und verständliche Sprache, daß man auf den Kopf gefallen seyn müßte, wenn man sie nicht verstünde. Darf ich mich jetzt entfernen?"

„Ja, packe Dich, und wenn Du noch vor Thorschluß zur Stadt willst, so eile, denn eben schlägt es halb zwölf; um Mitternacht wird das Thor zugemacht."

Er öffnete mit diesen Worten die Pforte und ließ den Kleinen hinaus, der sich mit eiligen Schritten entfernte, während der Andre sorgfältig die Gartenpforte wieder hinter sich zuschloß und dann rasch durch die Steige des Gartens, dem im Hintergrunde desselben liegenden Häuschen zuschritt.

Alles war so still und feyerlich rings umher; der volle Mondschein ruhte wie ein Silberschleyer auf den Blumen und Gesträuchen; die weißen Blüthensträuße der Hollunderlaube zitterten leise bewegt von einem kühlenden Nachtwinde an den dunklen Zweigen; im Hause selbst war kein Licht, aber ein Fenster stand offen, an dem sich bald eine weißgekleidete Frauengestalt zeigte. Das Herz des Fremden schlug höher, sobald er sie erblickte.

„Also heute nicht unerbittlich?" sagte er, die Arme

liebend und sehnend nach der holden Erscheinung ausstrekkend. „Gott, wäre es dennoch möglich? sollte mein Herz von seinen Wunden genesen können? sollte ein Weib wirklich zu lieben verstehn?“ —

Er eilte jetzt dem Fenster zu, rief leise einen Namen, eine Flötenstimme antwortete ihm und bald darauf öffnete sich die Hausthür, aus der eine schlanke Gestalt ihm entgegenschwebte. Er breitete ihr die Arme entgegen, in denen sie einen Augenblick ruhte. Dann aber, als er ihre Lippen mit seinen glühenden Küssen zu bedecken strebte, riß sie sich plötzlich von ihm los und trat um einige Schritte zurück.

„O zürnst Du schon wieder, holder Engel?“ sagte er mit sanfter, flehender Stimme. „Ich glaubte Dich versöhnt, da Du so willig auf meinen Ruf erschienst, und nun wendest Du Dich doch wieder unwillig von mir ab? weisest mich wieder kalt und streng von Dir zurück?“

„Undankbarer,“ sagte sie, halb dem Zorn, halb der Liebe hingegeben, „Undankbarer, habe ich ich Dir denn nicht schon genug geopfert und kannst Du noch mehr von mir fordern, um endlich an meine Liebe zu glauben?“

„Die wahre Liebe geizt nicht mit den Schätzen, die sie zu spenden vermag,“ antwortete er ihr, den Arm um ihre zarte Gestalt schlingend; „die wahre Liebe vergißt sich ganz selbst, um das Geliebte zu beglücken.“

„Du kennst meine Grundsätze und sie sollten Dir ehrwürdig, ja heilig seyn, sagte sie mit einem Tone der tiefsten Wehmuth. „Doch sprich, wann verlassen wir diesen Ort, diese Stadt, deren Luft drückend auf mir liegt, die ich nur mit banger Furcht einathme; Du weißt, daß

Du es mir verſprochen haſt, mich bald von hier zu führen.“

„Bald, in dieſer Stunde ſelbſt noch, wenn ich eine ſichre Bürgſchaft von Dir dafür erhalten habe, daß Du ganz, auf ewig, unauflöslich mein biſt.“

„Wehe mir! an welchen Abgrund haſt Du mich gelockt!“ rief ſie mit dem Tone des höchſten Erſchreckens, indem ſie ſich aus ſeinen Armen riß; „ſo alſo hältſt Du Dein Wort, Deine Schwüre?“

„Höre auf egoiſtiſch zu ſeyn, an Dich ſelbſt zu denken, zeige Dich mir ganz als die hingegebene Liebe, als die Liebe, nach der meine Seele lechzt, die ich nicht mehr zu finden hoffte, und bey dem Ewigen über den Sternen, ich bin Dein, bin es für immer! Weiberwort und Weiberſchwur hat mich getäuſcht, grauſam betrogen, mich um das ganze Glück meiner Jugend, ja, um das meines ganzen Lebens gebracht — ich vertraue nicht mehr ohne die ſicherſte Bürgſchaft, ich vertraue auch ſelbſt Dir nicht!“

„So bin ich verloren,“ ſagte ſie langſam und mit dem Tone der Verzweiflung. „Alles, Alles habe ich Dir geopfert, worauf die Menſchen Werth ſetzen; die Liebe zu Dir hat mich zu einer Handlung verleitet, deren Andenken noch meine Sterbeſtunde verbittern wird, die mir jetzt, wo ich ſie mit ruhigerem Auge anſehe, als das fluchwürdigſte Verbrechen erſcheint; und alles dieſes iſt Dir nicht Bürgſchaft genug für meine Liebe? Du verlangſt, daß ich noch mehr Qualen auf mein Leben durch Selbſtverachtung häufen ſoll? Mann, habe Erbarmen *mit mir!*“ rief ſie, außer ſich zu ſeinen Füßen niederſtür-

zend, hab' Erbarmen und gieb mir den Tod, den ich jetzt als die einzige Rettung betrachten muß! Dann bist Du ja meiner gewiß, dann kann ich Dir keine Schwüre mehr brechen, dann entrinnt Dir Dein Schlachtopfer nicht; ach! und auch diese Kämpfe sind geendet, die mir das Herz zerreißen, mich täglich, stündlich mit tausendfacher Vernichtungsqual bedrohen!"

Er schien erschüttert, gerührt, erweicht; er hob das geliebte Weib auf und vermischte seine Thränen mit den ihrigen, er bat sie, sich zu beruhigen, ihres Lebens zu schonen, Vertrauen zu ihm zu fassen; aber schnell waren auch diese sanftern, menschlicheren Regungen wieder entflohen, schnell wie sie entstanden waren; alle Dämonen des furchtbarsten Egoismus umkrallten sein Herz wieder und ließen ihn neue Qualen auf das Herz häufen, das er liebte.

Eine finstre Verzweiflung schien sich jetzt der Unglücklichen zu bemächtigen; sie starrte schweigend vor sich hin und ein Thränenstrom floß aus ihren Augen, ohne daß sie es wußte.

„Was ist Dir?" sagte er endlich, ihr die feuchten Locken von der Stirn streichend; bereust Du schon jetzt, was Du für mich gethan hast?"

Sie antwortete ihm nicht, aber ihre Thränen, seine Ankläger, flossen in heißern Strömen über ihre Wangen.

„Es wäre besser," sagte er nach einer bangen, schmerzlichen Pause, „besser für uns Beyde, wenn wir nicht mehr lebten, denn lassen kann ich Dich nicht, Unglückliche, und gänzlich vertrauen auch nicht, weil dieses gränzenlos mißhandelte und getäuschte Herz nicht mehr

Vertrauen zu geben vermag. Sprich alſo, gebiete, und Beyde ſind wir frey — doch morden will ich Dich nicht wider Deinen Willen, und glaubſt Du, daß das entblätterte Leben Dir noch Freude zu geben vermag, ſo lebe, hoffe, dulde! — Was mich anbetrifft, ſo iſt meine Rechnung mit Himmel und Erde abgeſchloſſen und ich kann gehen und bleiben, wie es Dir gefällt."

Sie ſchauderte ſichtbar bey dieſem Vorſchlag des furchtbaren Mannes zuſammen und vermochte ihm nicht zu antworten.

„Nein," ſagte ſie nach einer langen Pauſe und dem heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt, „nein, ich darf das Verbrechen des Selbſtmords nicht zu meinen übrigen Vergehungen fügen: ich will leben und dulden, will das Selbſtverſchuldete mit Standhaftigkeit ertragen. Doch jetzt verlaß mich — die Stunde der Mitternacht hat bereits geſchlagen und ich bedarf der Ruhe; auch Du wirſt derſelben bedürfen, Friedrich."

„Ich finde Dich doch morgen wieder hier? das Haus wird mir doch nicht wieder verſchloſſen ſeyn?" ſagte er, den Arm zärtlich um die ſüße Geſtalt ſchlingend, die fühlbar unter ſeiner Umarmung erbebte.

„O Du biſt oft ſo hart, ſo ſeltſam, Dein Betragen gegen mich erweckt ſo oft alle Furien der Zweifelſucht in meinem Herzen," fuhr er fort; „wann, o wann wirſt Du ganz nur Liebe und Hingebung gegen mich ſeyn? wann aufhören, mich zu quälen, zu verſtoßen?"

„Nur wer vertraut, darf Vertrauen fordern," ſagte ſie feſt; „ſoll ich denn allein alle Opfer bringen? willſt

Du denn so gar nichts dazu thun, uns Beyde glücklich zu machen?“

Er antwortete ihr nicht und versank in ein trübes Nachsinnen; sie entwand sich seinen Armen, eilte in das Haus, daß sie sogleich hinter sich verschloß, zeigte sich dann noch einmal am offenen Fenster und rief ihm mit ihrer Flötenstimme eine gute Nacht zu. Er streckte ihr die Arme entgegen und rief, aufgelöst in Schmerz und Wonne:

„Engel des Lebens, enteile mir nicht so schnell wieder! laß mich hier nicht wieder allein mit dem gefolterten, tausendfach zerrissenen Herzen zurück, das nur noch in Deiner heiligen Nähe freudig zu schlagen vermag!“ — Aber sie hörte ihn nicht mehr, denn sie hatte auch das Fenster zugeschlagen.

Er vermochte noch immer nicht zu gehen und starrte noch lange das Haus an, auf das der helle Schein des Vollmonds fiel und es gleichsam zu einem lichtumstrahlten, glänzenden Tempel machte. In dem höchsten Wipfel der Akazie, die neben demselben stand, erhob die Sängerin der Nacht, die holde Nachtigall, ihre Klagetöne und leis rauschend begleiteten die belaubten Zweige, bewegt vom Nachtwinde, ihre schwermüthigen Töne.

„Liebe, überall Liebe!“ rief er aus. „Warum soll denn nur ich ewig an dem reichen, sprudelnden Quell darben?!“

Er ging jetzt, schloß die Pforte des Gartens auf und entfernte sich langsam von dem Orte, der sein Theuerstes umschloß.

Fünftes Kapitel.

Robert hatte dem Wunsche des Senators nachgegeben und war ganz in das Haus desselben gezogen; es schien für die unglücklichen Eltern ein großer Trost darin zu liegen, ihn bey sich zu haben und offen mit ihm über alle ihre Verhältnisse reden zu können; aber vergeblich waren bisher alle Nachforschungen wegen der Entflohenen gewesen, Euphemie schien wie von der Erde verschlungen.

Die Hülfe der Polizey in Anspruch zu nehmen, war schon deshalb nicht thunlich, weil dann dieses traurige Ereigniß ein Stadtgespräch geworden wäre, was man zu vermeiden wünschen mußte, da bisher noch Keiner, wie man glaubte, die Flucht Euphemiens ahnete, denn der Senator, der immer, selbst bey den unerwartetsten Vorfällen, seine Besonnenheit behielt, hatte, so wie er sich überzeugt halten mußte, daß seine Tochter entflohen sey, das Gerücht verbreitet, daß sie in Begleitung der Frau von Wallen, die sich zufällig einen Tag nach Euphemiens Flucht entfernt hatte, eine Reise in's [illegible] unternommen habe, und auf die Treue der Diener im Hause glaubte man sich fest verlassen zu können.

Selbst in Hinsicht der Zeitungs-Anzeige war die größeste Vorsicht gebraucht und absichtlich ein Tag als der der Flucht angegeben worden, an dem man Euphemie noch in einer großen Gesellschaft im elterlichen Hause gesehen hatte, denn, was noch zu retten war, den Schein, *wünschten die* unglücklichen Eltern zu retten.

Um ſo nöthiger war jetzt ein verſchwiegener Vertrauter und den hatte man in Roberten ja gefunden; von ihm konnten nun die benöthigten Nachforſchungen in aller Stille angeſtellt, er konnte, was vor allen Dingen nothwendig ſchien, der Frau von Wallen nachreiſen und von dieſer zu erforſchen ſuchen, ob ſie nichts von der Flucht Euphemiens wiſſe; dieſe Frau, ſie mochte nun ſchuldig oder unſchuldig ſeyn, in das Geheimniß einzuweihen, war nicht zu unterlaſſen, denn auf jeden Fall mußte ſie dazu vermocht werden, bey ihrer Rückkehr den Glauben zu verbreiten, daß ſie Euphemie mit ſich auf die Reiſe genommen und dieſe dann bey einer Verwandten des Senators zurückgelaſſen habe.

Man ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß auf dieſe Weiſe das traurige Geheimniß wohlverwahrt bleiben würde; aber wie vorauszuſehen ſtand, ſchmeichelte man ſich vergebens damit, denn ſchon flüſterte man ſich hie und da die Nachricht von der unerwarteten Flucht Euphemiens zu, die man dem Umſtande zuſchrieb, daß die Eltern derſelben ſie zu einer Verbindung hätten zwingen wollen, die gegen ihre Neigung wäre. In der erſten Beſtürzung waren die dienenden Perſonen im Hauſe, obgleich von den beſten Vorſätzen der ſtrengſten Geheimhaltung beſeelt, doch nicht ganz vorſichtig in ihren Aeußerungen geweſen und Euphemiens auffallende Traurigkeit, ihr zerſtreutes, niedergedrücktes Weſen in der letzten Zeit, mußte nothwendig den Verdacht vermehren, daß ſie ſich ihren Eltern durch die Flucht entzogen habe, um einer verhaßten Verbindung zu entgehen.

Kirchenberg, dem nichts unbekannt blieb, was ſich im

ganzen Umfange der Stadt Ungewöhnliches ereignete, hatte schon gleich am ersten Tage, wo die Anzeige in der Zeitung erschien, seine Addresse im Büreau derselben versiegelt abgegeben, und sie war bereits mit denen mehrerer Andern, die gleichfalls ihre Dienste anboten, vorsichtig abgeholt und dem Senator überliefert worden.

Roden, der einige Zeit hindurch Polizey-Herr gewesen war, hatte Gelegenheit gehabt, die Brauchbarkeit dieses Menschen zu Geschäften der Art kennen zu lernen, und so war er nicht abgeneigt, mit ihm in Unterhandlung zu treten, denn auf seine Verschwiegenheit glaubte er rechnen zu können; doch schien es ihm der Vorsicht und Klugheit angemessen, sich auf keinen Fall direct an ihn zu wenden, sondern erst durch einen Andern erforschen zu lassen, ob man ihm auch vertrauen könne, und zu dieser Mittelsperson schien jetzt keiner besser geeignet, als Robert.

So peinlich und unangenehm es nun auch dem jungen Manne war, sich an einen Menschen zu wenden, den er wegen seines Gewerbes verachtete, den er mit so viel Stolz zurückgewiesen hatte, so konnte er sich doch nicht diesem Geschäfte entziehen, weil Roden ihn so dringend bat, es auf sich zu nehmen und so große Hoffnungen auf die Umsicht und Thätigkeit dieses Menschen setzte.

An einem Abende begab sich Robert daher spät, begleitet und geführt durch den treuen Diener des Hauses, nach Kirchenbergs Wohnung, die in einer abgelegenen, fast nur von der Armuth bewohnten Gegend der Stadt lag.

Er mußte mehrere sehr steile und dunkle Treppen hinaufsteigen, bevor er zu dem Zimmer gelangte, welches

von Kirchenberg bewohnt wurde; oben angelangt, hörte er zwey Männerstimmen darin, die laut mit einander sprachen. Schon wollte er wieder umkehren und zu dem unten harrenden Diener zurückgehn, weil er es nicht für passend hielt, sich im Beyseyn eines Dritten an diesem Orte zu zeigen, als sich die Thür plötzlich öffnete und ein Mann, in einen weiten blauen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, aus dem Zimmer trat, gefolgt von Kirchenberg, der ein Licht trug, um ihn die steilen Steige hinunter zu leuchten.

Zwey dunkle, blitzende Augen sahen unter dem Hute hervor und schienen Robert einen Augenblick erstaunt anzustarren; dann drückte der Fremde den Hut tiefer in's Gesicht, winkte Kirchenberg mit der Hand, zurückzubleiben und stürzte eiligst fort.

Robert war durch diese Erscheinung nicht wenig überrascht — diese dunklen Augen mit dem flammenden Blick schienen ihm so bekannt zu seyn und doch wußte er sich in dem Augenblick nicht zu sagen, wo er sie schon gesehen hätte, bis es ihm endlich klar vor der Seele stand, daß nur Friedrich ein solches Auge, einen solchen Blick habe und in der Ueberraschung rief er den Namen desselben aus.

„Sagen Sie mir," wandte er sich an den über seine plötzliche Erscheinung sichtbar erschrockenen Kirchenberg, „sagen Sie mir, kennen Sie diesen Herrn? ist Ihnen sein Name bekannt?"

Der Kleine hatte sich jetzt schon wieder gefaßt und wortete ihm mit dem Tone anscheinender Gleichgültigkeit und Ruhe, daß er sich in seiner Meinung über die Person des Fremden irre, und daß dieser kein anderer, als

ein Handlungsdiener eines in der Stadt wohlbekannten Kaufmannshauses sey, der in Geschäften seines Prinzipals zu ihm gekommen wäre.

„Wollen Sie sich aber nicht gefälligst herein bemühen?“ sagte er, in das Zimmer zurücktretend und Roberten Platz zum Eingang machend. „Ich vermuthe, daß auch Sie in Geschäften zu mir kommen, trotz der Abneigung, die Sie vor einigen Tagen im Hôtel von London dagegen bezeigten, mit mir armem Manne irgend etwas zu thun haben zu wollen. Doch das ist längst vergessen, lieber Herr, fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „und Sie können unbedingt über mich und meine Dienste gebieten.“

Robert war jetzt eingetreten und hatte Platz auf dem kleinen Sopha genommen, den Kirchenberg ihm zum Sitzen anwies; noch immer konnte er sich nicht wieder ganz fassen, denn der Gedanke, daß der Fremde Friedrich, und kein Anderer, gewesen sey, wollte nicht von ihm weichen, so unwahrscheinlich es ihm auch vorkommen mußte, den unglücklichen Freund in Verbindung mit einem solchen Menschen zu glauben, als es dieser Kirchenberg war.

„Darf ich wissen, was mir das Glück verschafft, Sie heute bey mir zu sehen?“ unterbrach dieser endlich das Schweigen, indem er seinen Gast mit seinen kleinen grauen, durchdringenden Augen scharf ansah.

„Sie haben Recht, mich an den Zweck meines Hierherkommens zu erinnern,“ entgegnete ihm dieser; „der unerwartete Anblick eines Mannes, der so viele Aehnlichkeit mit einem theuren, innigst von mir geliebten Freunde

hat, hätte mich bald dieſen Zweck vergeſſen laſſen; zur Sache alſo! Sie haben in einer gewiſſen Angelegenheit Ihre Addreſſe abgegeben und ſich zur Mitwirkung bey dieſer höchſt delikaten Sache erboten; dürfte ich Sie nun wohl fragen, ob Sie vielleicht ſchon irgend eine Entdekkung gemacht haben, die in derſelben zum Ziele führen könnte?“

„Ich weiß in der That nicht, von welcher Angelegenheit hier die Rede iſt und bitte Sie, ſich etwas deutlicher erklären zu wollen,“ ſagte der Schlaue, ihn noch immer ſcharf anſehend. „Ich habe der Geſchäfte ſo viele — Sie werden das begreifen, da Sie durch mich ſelbſt von der Art derſelben unterrichtet worden ſind — manche ſind ſehr delikat und es geziemt mir nichts ſo ſehr, als die höchſte Vorſicht und Discretion, die allen meinen theuren Kunden gleich ſehr zu Gute kömmt. Ich erſuche Sie alſo nochmals, mir mit etwas mehr Vertrauen entgegen zu kommen; dann können Sie aber nicht nur auf meine Thätigkeit, ſondern auch auf die allergrößeſte Verſchwiegenheit rechnen.“

„Nun wohl,“ entgegnete ihm Robert nach einigem Nachdenken, „ich will Ihnen näher kommen! Sie ſelbſt laſen mir im Hôtel von London eine Anzeige vor — Sie werden ſich erinnern, welche es war. — Ohne daß ich ſelbſt weiß, wie, beſchäftigt mich die Sache, und ich möchte gern von Ihnen wiſſen, ob die Verlorne ihren Eltern zurückgegeben iſt, ob Sie glücklich in Ihren Nachforſchungen und Bemühungen in dieſer Angelegenheit waren!“

„Erlauben Sie mir, die edelmüthige Theilnahme zu

bewundern, die Sie einer Ihnen so gänzlich fremden Sache weihen," sagte Kirchenberg mit einem ironischen Lächeln, das seine Lippen umspielte; „und wüßte ich nicht," fuhr er in dem vorigen Tone fort, „daß sie ganz fremd an diesem Orte sind, daß Sie, außer der achtungswürdigen Familie des Herrn Senators Roden, zu dem Sie in das Haus zogen, seit Sie das Hôtel von London verließen, hier Niemand genau kennen, so müßte ich fast vermuthen, daß noch etwas Anderes, als gewöhnliche Theilnahme an dem Mißgeschick unglücklicher Eltern, Sie jetzt zu mir geführt habe."

„Sie umgehen die Beantwortung meiner Frage," sagte Robert nach einer Pause, während welcher er sich zu fassen gesucht hatte, denn daß dieser Mensch bereits Alles wisse, darüber konnte ihm nach den letzten Worten desselben kein Zweifel mehr bleiben; aber trotz dem wollte er sich durchaus keine Blöße geben und wog so jedes Wort sorgfältig ab, das er mit demselben sprach.

„O mein Herr," entgegnete ihm Kirchenberg, indem er seine Hand zutraulich auf Roberts Achsel legte, „man soll mir nie nachsagen können, daß ich weniger vorsichtig in meinen Antworten wäre, als es die mich Fragenden in ihren Fragen sind."

Robert sah ein, daß mit diesem schlauen Fuchs nichts anzufangen wäre und daß dieser es darauf angelegt hatte, sein Vertrauen zu erzwingen, oder doch wenigstens ihm für die mitzutheilenden Nachrichten Geld abzupressen. Er zog deshalb seine Börse hervor, nahm einige glänzende Goldstücke aus derselben und legte sie vor Kirchenberg auf den Tisch; mit gierigen, funkelnden Augen

ſah dieſer auf das Gold, das er faſt mit denſelben zu verſchlingen ſchien, ja, die Hand zuckte ſichtbar, um es an ſich zu ziehen; dann aber bezwang er ſich plötzlich und fragte mit einem völlig gleichgültigen Tone:

„Was ſoll dieſes Gold, mein Herr? ſtecken Sie es wieder ein! Hätte ich wirklich in dieſer Sache ein Geheimniß, ſo wäre es mir um alle Schätze der Erde nicht feil, denn die Ehre, mein Herr“ — er nahm bey dieſen letzten Worten einen feyerlichen, declamirenden Ton an, — »die Ehre iſt mehr werth, als Gold und Schätze, und nie werde ich die meinige verkaufen! Sie wollen nicht offen gegen mich ſeyn, wollen mir nicht vertrauen; gut, ich kann Ihr Zutrauen nicht erzwingen, darf es nicht einmal erwarten, da ich nicht ſo glücklich bin, näher von Ihnen gekannt zu ſeyn. Aber erkundigen Sie ſich bey dem, der Sie geſandt hat, oder beſſer noch, erkundigen Sie ſich bey Ihrem ehrenwerthen Gaſtfreunde, dem Herrn Senator Roden, nach Kirchenberg, und man wird Ihnen ſagen, daß Sie, ohne etwas dabey zu riskiren, ſich ganz offen und vertraulich gegen ihn erklären können.“

„Nun wohlan!“ ſagte Robert, „ich will Ihnen das gewünſchte Vertrauen ſchenken und Ihnen offen erklären, daß ich im Auftrage der Perſon hier bin, der Sie Ihre Hülfe in der bewußten Angelegenheit verheißen haben und dieſe wünſcht durch mich zu erfahren, ob Sie bereits glücklich in Ihren Nachforſchungen geweſen ſind; auch ſoll ich Ihnen im Namen derſelben ſagen, daß Sie ſelbſt den Preis für Ihre Bemühungen, ſo wie den für den Fall eines zu hoffenden glücklichen Erfolgs, zu beſtimmen haben.“

„Jetzt, mein Herr, da Sie mir auf dem halben Wege entgegen gekommen sind," sagte Kirchenberg, sich vergnügt die Hände reibend, „jetzt will ich Ihnen die andere Hälfte ersparen, denn Vertrauen gegen Vertrauen, Offenheit gegen Offenheit, so pflege ich es zu halten. Also zur Sache! Der Sie sandte, ist eben der Herr Senator Roden, in dessen Hause Sie wohnen und dessen glücklicher Schwiegersohn Sie zu werden bestimmt waren; die Verlorene aber ist die einzige Tochter des ehrenwerthen Herrn; Sie sehen, daß ich Alles weiß, und nun hoffe ich, daß wir das diplomatische Wesen gegenseitig ablegen und ganz frey gegen einander sprechen werden." . . .

„Wie, Sie wüßten?" . . . unterbrach ihn Robert voll Erstaunen.

„Alles, mein Herr, und seit mehreren Tagen schon; ich würde dies dem Herrn Senator schon selbst gesagt haben, wenn mein Stolz mich nicht davon abgehalten hätte, mich ihm aufzudringen; auch wußte ich, daß er früh oder spät doch seine Zuflucht zu mir nehmen würde, denn ohne Prahlerey sey es gesagt, bey so kitzlichen Dingen kann man meiner Hülfe und Mitwirkung nicht gut entbehren und dies wäre wahrlich der erste Fall der Art, wo man mich nicht mit in Anschlag gebracht hätte. Seit dreyßig Jahren lebe ich nun schon in dieser Stadt, die ich eben so genau kenne, als diese meine Stube; seit dreyßig Jahren habe ich mich Geschäften geweiht, die denen ähnlich sind, die Sie jetzt zu mir führen; da hat es mir denn nicht an Gelegenheit fehlen können, alle Verhältnisse genau kennen zu lernen, von denen ich dann, bey vorkommenden Gelegenheiten, meine kleinen Vortheile *ziehe, denn* leben will man ja einmal, mein Herr, obgleich

einmal ein berühmter Meißer gesagt haben soll, daß er die Nothwendigkeit davon nicht einsehe, daß ein armer Teufel leben müsse."

„Sie wissen so viel," unterbrach ihn Robert, „daß ich hoffen darf, schon etwas Näheres über das Schicksal der Entflohenen von Ihnen zu erfahren; können Sie mir irgend eine erfreuliche Nachricht über dieselbe mittheilen, so halten Sie sie nicht zurück, ich bitte, ich beschwöre Sie darum!"

„Das würde ich Ihnen schon mitgetheilt haben," sagte Kirchenberg; „aber leider! sind alle meine Bemühungen bis jetzt fruchtlos geblieben. Ich glaube eine Spur zu haben, aber" .... Hier stockte er und brach ab, sich schüchtern nach allen Seiten umsehend, als fürchte er, belauscht zu werden.

„Reden Sie ohne Rückhalt, wir sind hier ja ganz allein," sagte Robert, indem er ihn scharf und forschend ansah; „was könnten Sie in dieser Sache jetzt noch vor mir zu verschweigen haben?"

„Nein, es war nichts, gar nichts — ich irrte mich — das ist ein ganz andres Kapitel meines Geschäftsbuchs — ich bin fest davon überzeugt, daß ich mich irrte! Ich hatte so eine vage Vermuthung! forschte genau nach und entdeckte dann, daß ich mich geirrt habe.... Man stößt auf so Vieles bey einem Leben, wie ich es führe! Doch nichts mehr davon, denn es geht Sie nichts an, gar nichts, mein Herr; und Discretion ist meine Pflicht, ich habe Ihnen das schon gesagt."

Er stand bey diesen Worten auf, ging zur Stubenthür, öffnete sie und schaute auf den Vorplatz hinaus, als fürchte er, belauscht worden zu seyn; dann, als er sah, daß drauſ-

sen alles ruhig war, kehrte er zu Roberten zurück, der sich anschickte, ihn zu verlassen; bevor er ging, fragte er ihn jedoch noch: „Kennen Sie die Entflohene persönlich? haben Sie sie öfterer gesehen?“

„Mehrere Male, mein Herr; ich würde mich nicht mehr über ihre Person täuschen können; zudem gibt es wenige so schöne Mädchen in der Stadt, als Demoiselle Roden; sähe ich sie wieder, so würde ich sie sogleich erkennen.“

„Zweyhundert Ducaten sind Ihnen, sobald Sie uns eine glückliche Nachricht zu bringen haben,“ sagte Robert; „diese Goldstücke aber behalten Sie gefälligst im Voraus, denn Sie könnten Geld bedürfen.“

„Jetzt kann ich es mit Ehren von Ihnen annehmen,“ antwortete ihm Kirchenberg, indem er die Goldstücke vergnügt und hastig einstrich; „seyn Sie fest überzeugt, daß Sie keinen redlichern, vorsichtigern und aufmerksamern Diener haben werden, als mich.“

Robert ging jetzt, von Kirchenberg bis zur Hausthür mit dem Lichte hinunter begleitet.

„Sagte ich's doch, daß Du mir doch kommen würdest!“ rief der Geschäftige, sobald er wieder allein auf seinem Zimmer war. „Aber trotz dem ist Dir die Behandlung von jetzt nicht geschenkt, und wenn es auch mein Vortheil will, daß ich Dir helfe, sobald ich nur erst kann, so sollst Du doch vorher noch zappeln und bluten müssen!“

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortsetzung.)

Der neue Leander.

Volkslied.

Dem schönsten Knaben am breiten See,
Ihm ist vor Liebe so wohl, so weh;
Er liebt ingeheim, doch keusch und rein,
Des Königes jüngstes Töchterlein.

„Mein Knabe, mein liebster Buhle, Dich
„Umfinge so gern da drüben ich;
„Doch fließen ja zwischen mir und Dir
„Zwey Wasser und die verbotens mir.

„Eins ist der zu breite See, und ach!
„Das andre mein stäter Thränenbach.
„Seit dieser ob unserer Trennung rann,
„Wächst an Tiefe der breite See wohl an.

Ja, wie man auf stattlichem Rundpokal
Von Gästen zu Gästen in gold'nem Saal
Auf des Königes Wohl an seinem Fest
Ein Lichtlein zum Spiele kreisen läßt;

So weiß des Königs Töchter ein Licht
Zu paaren mit leichtem Kork und spricht:
„Nun treibt's ihr Winde, nun treib's, o Fluth,
„Hinüber zum Buhlen, lieb und gut!

Dem flimmernden Lichte rief er von fern:
„O komm, du Bote! Mein Hoffnungsstern!"
Er fing's mit glühendem Herzen auf:
„Du lehrst mich schwimmen nach Deinem Lauf!"

Das Lichtlein hebend in linker Hand
Schwamm er, zu Liebchen den Blick gewandt:
Froh harrt sie des Buhlen, (doch bangt ihr sehr)
Erkennt das Lichtlein und — sieht's nicht mehr!

Sie ruft: „Mein Lieber!" — Kein Gegenlaut!
„So stirb denn auch Du, verlassene Braut!"
Sie lispelt's weinend, und stürzt hinab,
Mit ihm zu theilen das Fluthengrab.

Amors Metamorphosen.

Lieb-Amor in seiner Kindheit
Ist schmeichelnd, bescheiden und schwach,
Und ahmt in verstellter Blindheit,
Uns neckend, die Unschuld nach.

Doch, kommen wir zärtlich entgegen,
So schwindet die Sittsamkeit fern.
Ein Jüngling, stark und verwegen,
Erhebt sich der Sclave zum Herrn.

Das Kind, verjünglingt in Eile,
Ist morgen — welch trauriges Loos! —
Ein Greis, der vor Langerweile
Hinstirbt in der Freude Schooß.

Mißlungene Liſt.

Auf Herzogs von Bouillon's Gebot
Ward ein Italiſcher Magnat
Mit zugebund'nen Augen lang,
Als ging er durch ein weites Lager,
Durch eine Trommelſchläger-Horde
Geführt, die rüſtig der Wallonen,
Der Deutſchen, Schweizer, Niederländer,
Franzoſen, Britten, und noch And'rer
Kriegsmärſche wechſelweiſe ſpielten.
Als drauf der Herzog von Bouillon
Den ſtolzen Italiener fragte,
Um ſeinen Uebermuth zu kirren:
Wie ihm die vielen Regimente
Gefielen? ſagt er offen: „Herzog!
„Iſt's Eure Pflicht, mir dies zu ſagen,
„Iſt's meine Pflicht, es nicht zu glauben.“

Vergiß mein nicht!

Der Sonne letzter Strahl beſchien
Die Zinne ſchon vom Dome,
Ein Jüngling ſaß am Strome
Mit ſeiner Schäferin.

Wie küßten Braut und Freyer ſich,
Der ganzen Welt vergeſſend,
Ihr Glück allein ermeſſend.
„Ich liebe Dich, Du mich!“

Doch ſah'n ſie von der Fluth gemach,
Und gleichſam zum Vergnügen
Ein Kind der Flora wiegen,
Und die Geliebte ſprach:

„O daß mit Deinem Abendthau,
„Mit Deinem gelben Ringe
„Der Strom Dich nicht verſchlinge,
„Du Blümchen himmelblau!“ —

Da ſtürzt er nach aus Liebespflicht,
Warf ihr vor'm Unterſinken
Das Blümchen zu mit Winken,
Und rief: „Vergiß mein nicht!“

Drum preiſ' ihn mein Gedicht!
Die gelben himmelblauen
Lenzblümchen nennt, Ihr Frauen,
Zum Dank: „Vergiß mein nicht!“ —

Die drey Faulen.

(Nach dem Magyariſchen.)

Ihr vernahmt wohl öfter die Klage:
„Die Faulen ſind nur der Erde Laſt.“ —
Zu dieſem treffenden Worte paßt
Die Magyariſche Sage:

* * *

Der König Corvinus zum Spaße ließ
In Einem Hauſe drey Faule mäſten.
Dort aßen ſie köſtlich ſüß
Und tranken vom Allerbeſten.

Urplötzlich ergriffen Flammen das Haus.
„Ich glaube, da brennt es,“ rief Einer aus.
Der Andre: „Hat nichts zu ſagen:
Heraus läßt der König uns tragen.“

Der Dritte hub ſich langſam empor:
„Verſchont mit Eurem Geſchwätz mein Ohr!

Was geſchah? Die ungewandten
Von Feuer übermannten
Drey Faule verbrannten.

* * *

So leider! iſt Mancher faul
Bey'm albernen Glauben,
Ihm fliegen in's Maul
Die gebratenen Tauben.

Der Paraſit.

Des reichen Palmo Tiſch
War ſehr verführeriſch
Durch feine Leckerey'n,
Medok, und Cyperwein,
Gluton, der Paraſit,
Aß ſchon zehn Tage mit,
Uneingeladen zwar,
Jedoch unwandelbar
In Trunk und Appetit,
Als, ſatt der Fräßigkeit
Und Zech-Unmäßigkeit
Die Herrſchaft Ordre gab:
«Suſette! Weiſ' ihn ab!» —
Er kam. Sie trat heraus:
«Der Herr iſt nicht zu Haus.»
«Ein Auftrag,» ſpricht er ſchlau,
Führt mich zur holden Frau.»
Gluton, der Paraſit,
Aß nochmals leider! mit.
Am nächſten Tag' entbeut
Die Zofe den Beſcheid:

Die Beſſerung.

Ein Schuft von Jude, ſo jedesmal
Aus Buden zur Meßzeit Waaren ſtahl,
Ward endlich ertappt ob gleichem Vergehen,
Und ſollte drey Zuchthaus-Jahre beſtehen.
Da rief er: „A wäy, Herr Affekat!
„Thuns apellire, hoben's de Gnad,
„Als das meſchant Zuchthäuſel gerad
Mei'm ehrlichen Namen grauſig ſchad't.“
Da ſchilderte der Advocat
Des Juden Verzweiflung mit Glück und Suade;
Er bat nur, ſtatt des Rechts, um Gnade.
Gerührt dictirte der Senat,
Damit er Milderung erfahre,
Ihm Veſtungsarbeit auf drey Jahre;
Doch ſoll mit jeglichem Quartal
Stets nach Gewiſſen und nach Pflichten
Der Commandant und General,
Wie's um die Beſſ'rung ſteht, berichten.
„Ich beſchwör Se bey de zehen Gebot,
„Bey'm Salamon, bey'm Herrn Zebaoth!
„Ich bin kapores! Habens Gnad,
„Apellirns, Exilenz, Herr Affocat!“
„Ich kann das Gericht nicht zweymal rühren;
„Auch darf ich ja nimmer apelliren.“
„Away! Excellenz, i bin diſparat,
„Bin in der Schlamaſſel — bitt um Getröſting!
„En hübſchen Vergleich probirens keck.
„Gern zupf' I vier Jährle Woll' auf der Veſting,
„Als Se bringen das von der Beſſerung weg!

Der Paladin.

(Frey, nach einer Französischen Romanze)

Zu Rosse flog der Paladin
Zurück von Palästina.
Der Sieges Lorbeern schmückten ihn.
Ihn treibt's zu seiner Schäferin,
Der treugeliebten Rina,
Die süße Tochter der Natur,
Sie weint' in's Lebewohl, und schwur
Ihm stäte Lieb' und Treue.

Zu Rosse sang der Paladin:
Die Schäferin vom Lande
Wie hold und schlicht, wie treu von Sinn,
Verdunkelnd jede Königin
Im purpurnen Gewande.
In ihren Briefen welche Gluth
Und Sehnsucht! Ja, sie blieb mir gut:
Sie schwur ja Lieb' und Treue.

Froh singend weilt der Paladin
An ihrer Heimathpforte.
Er sieht erstaunt auf Gartengrün
Im Reihtanz seine Schäferin
Und hört die Donnerworte:
Ward, Ritter, Liebchens Hochzeitbund
Mit Jäger Valmon Euch nicht kund?
Sie brach so Lieb' als Treue.

Die Falsche sieht der Paladin
In schneller Ohnmacht liegen.
„Sagt, Freunde, jener Schäferin:
Den Meineid hab' ich ihr verzieh'n;
Den Schmerz werd' ich besiegen." —
Er ritt fürbaß und seufzte tief,
Er sang nicht mehr, und weint' und rief:
„Wo find' ich Lieb' und Treue?"

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

Räthſel.

Sieben Zeichen.

Wenn bey der Andacht ſchauerlichem Schweigen,
Im ſtillen Hain von majeſtät'ſchen Eichen,
Durch die des Abendwindes Flügel rauſcht,
Dein Ohr dem ſtillen Weh'n der Gottheit lauſcht;
Dein Geiſt, unſterbliche Gedanken denkend,
Leicht durch des Erdenlebens Rinde bricht,
Und Geiſtesweh'n, die Aetherflügel ſenkend,
Zu Dir mit leiſen Geiſterſtimmen ſpricht:
Dann, frommes Kind, vermiſſeſt Du mich nicht.

Die fünf letzten.

Doch flieh', o fliehe jetzt; denn aus der Mitte
Des Waldes naht mit fürchterlichem Schritte!
Dir jetzt mit mir ein grauſenvoller Tod,
Der, unerweichlich Deiner zarten Bitte,
Mit Tigerwuth Dich zu zermalmen droht.

Logogryph.

Zwey vorn hinweg von ſieben Zeichen, dann
Bleibt noch, was wie ein Duft im Wind verfliegt
Und manchem Plan des Erdenlebens gleicht.
Laßt nur allein das viert' und fünfte ſteh'n,
Dann grünt und blüht im holden May der Plan,
Wohin zur Trift die munt're Heerd' enteilt.
Die letzten vier ſind ein Verbindungswort.
Das Ganze ſteht auf Hö'hn, in Wald und Flur,
Wohl niedrig, aber dicht und ſchattenreich.

K. Geib.

Die Auflöſungen im folgenden Bändchen.

Auflöſung der Charade im ſechsten Bändchen:
Berghem.

Auflöſung des Logogryphiſchen Sonnets:
Rom — Roman — Antik — Romantik.

Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wiſſens.

Einheimiſchen und fremden Quellen entnommen.

Den
Gebildeten des ſchönen Geſchlechts
gewidmet.

Herausgegeben
vom
Hofrath Aloys Schreiber.

Der erſten Reihe achtes Bändchen.

Heidelberg, 1827.
In der Akademiſchen Kunſt- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Euphemie,

oder

die Gefahren des Umgangs.

Roman von Amalia Schoppe, geb. Weiſe.

(Fortſetzung.)

Sechstes Kapitel.

Robert an Auguſt.

Ich habe Dir in meinem vorigen Briefe*) geſchrieben, mein theurer Auguſt, in welche ſeltſame Verhältniſſe ich gleich hier gerieth, und in der That ſcheinen dieſe ſich immer mehr zu verwickeln. Du weißt, daß ich entſchloſſen war, der Frau von Wallen nachzureiſen, indem ich faſt mit Zuverſicht hoffte, einige nähere Aufſchlüſſe über Euphemiens Flucht von derſelben zu erhalten, denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie auch dieſe Frau, ihre vertrauteſte Freundin, ganz im Dunkel über ſich gelaſſen hätte, wie es leider die unglücklichen Eltern ſind. Wir fanden, bey genauer Nachſuchung in Euphemiens Zimmer, ein Packet Briefe, die offenbar von der Wallen herrührten,

*) Wir haben dieſen Brief weggelaſſen, weil er nur bekannte Dinge enthält.

denn nach der Beschreibung, die mir der Senator von dieser Frau gemacht hat, kann nur sie sie geschrieben haben.

Eine Aspasia, sage ich Dir, eine Griechin in jedem Worte, kein Deutsches Weib! Zu Perikles Zeiten würde man sie bewundert und angestaunt haben — jetzt erschien sie mir, mit ihren sogenannten freysinnigen Ideen, verächtlich, und ich begriff es nicht, wie Rodens so schwach seyn konnten, den Umgang dieser Frau mit ihrer Tochter zu dulden.

Zwar fordert die Wallen ihren Zögling in keiner Zeile dieser merkwürdigen Briefe zur wirklichen Unsittlichkeit, zu einem frivolen, zügellosen Leben auf; aber mit tief eindringendem Spott geißelt sie die Thorheiten der Zeit und zugleich das Bestehende, die herrschenden Sittengesetze, gegen die, wie sie sich ausdrückt, jeder höher gebildete Mensch den unbesiegbaren Feind im Busen trägt.

Ich gestehe Dir aufrichtig, daß ich diese Briefe mit Vergnügen gelesen habe, so sehr sie mich auch mit Widerwillen gegen die Schreiberin derselben erfüllten; nur begreife ich nicht, wie Euphemie sie unvernichtet lassen konnte, denn welches Licht mußten sie nicht auf ihre Freundin werfen; ich kann es mir nicht anders denken, als daß sie sie vergessen hat.

Welche Kämpfe muß die Arme innerlich bestanden haben, welchen Leiden erlegen seyn, bevor sie zu dem festen Entschlusse kam, sich ganz auf die Seite ihrer gefährlichen Freundin zu schlagen, denn Du kannst Dir keinen größern Contrast denken, als den das stille, streng sittliche, eng*begränzte* Leben in den gebildeten Familien dieser Stadt

gegen die Lehren und Grundsätze dieser Frau bildet. Die Töchter werden hier in einem fast klösterlichen Zwange gehalten und kennen von den Männern ihrer Umgebung nur ihre Brüder oder Verlobten; mit den übrigen wechseln sie kaum einige wenige Worte, und wenn es geschieht, so sieht man ihnen die innere Angst an; sie sehen sich, sobald sich ihnen ein fremder Mann nähert, nach ihren Eltern oder Gespielinnen um, und suchen ängstlich nach einer Gelegenheit, zu entschlüpfen. Keine würde es ungestraft wagen, mit einem fremden Manne nur über die Gasse zu gehen, ja, diese Gunst wird kaum dem Hausfreunde gewährt und sicher auch diesem nur in Begleitung von Eltern, Brüdern oder unter dem Schutz einer bejahrten Frau.

In andern großen Städten ist dieses Alles ganz anders, besonders in den Residenzen, wo ein weit freyerer Ton herrscht, wo junge Mädchen ungezwungen mit den gesitteten jungen Männern ihrer Bekanntschaft verkehren; aber laß es mich Dir gestehn, daß diese fast klösterliche Zurückhaltung und Zucht der hiesigen weiblichen Jugend ihr in meinen Augen einen eigenen Reiz verleiht, daß mir nirgends noch die Frauen so anmuthig und liebenswürdig, so ächt weiblich erschienen sind, als gerade hier.

So, August, hatte ich gehofft, auch Euphemie zu finden, so hatte mir mein Vater die Frauen und Jungfrauen Hamburgs beschrieben, so war auch meine geliebte Mutter, wie er mir oft erzählte, denn auch sie war ja eine Eingeborne dieser Stadt — und alle diese schönen Hoffnungen, wie sind sie nun zertrümmert!

In ein zerrüttetes Haus bin ich getreten, statt hochbeglückten Eltern fand ich unglückliche, die den Verlust

auszustrecken? Hätte ihre Neigung auf einen Mann fallen können, der in jeder Hinsicht ihrer unwürdig war, zu dem sie sich weder vor der Welt noch vor ihren Eltern ohne Erröthen bekennen durfte? Dieses ist mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn nach Allem was ich von ihr gehört habe, überschätzte sie fast die Gaben des Geistes allzusehr — so muß er wenigstens ein gebildeter Mann gewesen seyn. Doch warum ihn dann nicht zu ihren Eltern führen? warum dann vor diesen, und vor jedem Andern ebenfalls, diese Neigung so sorgfältig verbergen, daß auch nicht die geringste Spur von einer Entdeckung des seltsamen Geheimnisses zu leiten vermag? Wäre er vielleicht zu arm gewesen? sollte vielleicht selbst die projectirte Verbindung mit mir, von der sie wußte, wie mir die Eltern sagten, ihr die Befürchtung eingeflößt haben, bey ihrer Vereinigung mit dem Geliebten auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen?

Doch sie kannte ja das Herz und die Grundsätze ihrer Eltern, sie wußte, daß diese nie im Stande gewesen wären, sie unglücklich zu machen, weil der von ihr Erwählte keine Reichthümer besäße — und jene Verbindung mit mir, konnte diese sie schrecken, da ausdrücklich zwischen unsern Eltern ausgemacht worden war, daß sie nur in dem Falle statt finden sollte, wenn wir uns lieben und achten könnten und unsre Characterе und Neigungen miteinander übereinstimmten? So durfte sie ja nur ihren Widerwillen dagegen erklären, und die Sache war beendet, sie von jeder Furcht befreht?

Alle diese Gedanken, August, durchfluthen unaufhörlich mein Gehirn und vergebens martre ich mich damit ab,

denn es fehlt ja der leitende Faden in diesem Labyrinthe, da die Eltern so gar nichts von allem wissen, was in der letzten Zeit in der Seele ihres unglücklichen Kindes vorgegangen ist, da sie mir auch nicht einen einzigen Mann zu nennen vermögen, den sie je auch nur durch Blicke oder Worte auszeichnete.

Indeß weiß ich doch jetzt mit Bestimmtheit, wo ich die so nöthigen Aufklärungen zu suchen habe, wo ich sie zu erhalten hoffen darf, und nichts soll von mir unversucht bleiben, um sie mir zu verschaffen; Du wirst begreifen, daß ich diese nur bey jener Frau von Wallen suchen kann, und dort will ich sie suchen.

Schon wäre ich auf der Reise; aber der Senator weiß nicht bestimmt, wo sie in diesem Augenblick ist und erwartet darüber erst Aufschluß von einer in Berlin wohnenden Freundin von ihr, an die er geschrieben hat und deren Antwort wir nun mit Sehnsucht entgegensehen. Es würde nur Zeitverlust seyn, wenn ich ihr, ohne sichre Spur, nachreiste, und ich kann hier meine Zeit besser anwenden, indem ich überall die sorgfältigsten Nachforschungen anstelle.

Einen Tag später.

Frau von Wallen, die sich bey eben der Freundin zum Besuch befand, an die der Senator ihretwegen geschrieben hatte, hat selbst geantwortet und versprochen, in wenigen Tagen hier zu seyn; so werde ich sie also sehen, Auguste, und sie mag beginnen, was sie will, mir Aufschluß über Euphemie von ihr verschaffen, denn bis jetzt sind wir nicht um ein Haarbreit weiter in unsern Entdeckungen fortgerückt.

Indeſſen, wenn dieſe Frau ſich ſchuldig fühlte, warum käme ſie dann ſelbſt? müßte ſie ſich nicht fürchten, vor das Angeſicht der durch ſie ſo tief gekränkten, bis in den Tod betrübten Eltern Euphemiens zu treten? Oder ſollte ſie es in der Frechheit ſchon ſo weit gebracht haben, in der Verſtellung eine ſolche Meiſterin ſeyn, daß ſie auch dies nicht ſcheute?

Nun, wir werden ſehen, aber ich gebe Dir mein Wort, daß ſie mir nicht entſchlüpfen ſoll — ich will ſie ſo feſt packen, ſo ſicher halten, daß ſie mir in der Angſt alles rein vom Herzen wegbeichtet!

Schon iſt Euphemiens Flucht zum Stadtgeſpräch geworden, ſchon iſt dieſe kein Geheimniß mehr, wie ich ganz ſicher weiß; aber weshalb die unglücklichen Eltern durch dieſe Nachricht betrüben? So halte ich ſie vor ihnen geheim; aber wenn der Menſch nicht ſo gerne glaubte, was er wünſcht, ſo müßten ſie ſelbſt wiſſen, wie ſie daran ſind, denn daß keiner der vielen Beſuchenden in dieſem Hauſe ſich nach Euphemien erkundigt, müßte Ihnen die Augen öffnen — aber ſie halten eben das für ein Glück, was ſie für ein ſehr böſes Zeichen halten müßten.

Wer aber möchte wohl dem Blinden, wenn er's auch vermöchte, das Geſicht wieder geben, in dem Augenblick, wo, ihm unbewußt, das Schwert über ihn gezückt wäre, das ihn unrettbar, tödtlich treffen ſollte? — Ja, tödtlich würde es dieſe armen Menſchen verwunden, wenn ſie begriffen, daß ſchon Alles verloren iſt; während ſie noch eifrig und unaufhörlich die Trümmer ihres eingeſunkenen Glücks zu retten bemüht ſind. Und *was würde* denn auch wirklich gerettet, Auguſt) wenn

der Schein auch gerettet würde? Ist die innerlich verdorbene Frucht denn darum besser, mehr werth, wenn sie auch äußerlich den lockenden Anschein bewahrt hat?

Ich schließe diesen Brief jetzt, August, weil ich einen neuen Gang zu dem seltsamen Geschäftsmann machen will, der uns seine Hülfe in dieser schwierigen und verwickelten Gelegenheit angeboten hat, versteht sich für Geld, dessen Werth er zu schätzen weiß, und ohne das er nicht den Finger in kaltes Wasser steckt, wie man hier zu sagen pflegt.

Der Senator will nicht direct mit ihm verhandeln, weil dieser Mensch so allbekannt ist, daß sein Geheimniß, selbst wenn es noch eins wäre, von dem Augenblick an verrathen seyn würde, wo man ihn in das Haus gehen sähe.

Dieser Kirchenberg ist mir übrigens eine interessante Erscheinung geworden, und ich betrachte sein ganzes Thun und Treiben mit einer stets wachsenden Neugierde. Es ist eine ganz gemeine, durch und durch wurmstichige Seele, über die das Gold Alles vermag; dabey aber zeigt er einen Thätigkeitstrieb, ja sogar eine Menschenkenntniß, die in Erstaunen setzen müssen und die eine wahre Zierde bey einer gesitteten Natur seyn würden. Wäre ich ein König, so machte ich ihn zum Oberhaupte der Polizey, denn dann wäre er in seiner rechten Sphäre; Alles muß er wissen, Alles erforschen, aus Allem weiß er seine Vortheile entweder für die Gegenwart oder Zukunft zu ziehen. Er sieht keinen Menschen an, ohne gleich zu berechnen, wie viel ihm die neue Bekanntschaft einbringen kann, und obgleich habsüchtig bis zum Eckelhaften, ist er doch wieder

der lockerſte Verſchwender, der durchaus kein Geld in der Taſche behalten kann; er denkt unaufhörlich auf Erwerb, als ſollte er noch tauſend Jahre leben, und verſchwendet, als müßte er morgen ſterben. Er ſprach mich vor einigen Tagen auf der Gaſſe um einiges Geld an, und zwar ſo dringend, als fehle ihm das Brod, um ſich zu ſättigen, und als er es von mir erhalten hatte, ſah ich ihn damit in einen Conditorladen ſchleichen, wo er es gewiß in einer Viertelſtunde bis auf den letzten Heller wieder durchgebracht hat.

Wir ſind anſcheinend jetzt die beſten Freunde; brauchbar iſt dieſer Menſch, und ich hoffe für unſre Angelegenheit am meiſten von ihm und ſeiner Thätigkeit, die in's Unglaubliche geht.

Doch nun wirklich zum Schluſſe, mein theurer Freund, denn ich kann Dir nicht länger ſchreiben; alſo nächſtens mehr

von Deinem Robert.

Siebentes Kapitel.

„Frau von Wallen läßt ihre Empfehlung machen und zeigt ihre Rückkehr an,“ ſagte der alte Diener des Rodenſchen Hauſes, indem er in das Zimmer trat, wo Robert mit dem Senator und deſſen Gattin ſich eben beym Frühſtück befand.

„So iſt ſie endlich da!“ rief der Senator, nachdem der Diener ſich entfernt hatte, indem er Roberten die Hand reichte. „Eilen Sie jetzt ſogleich zu ihr, mein

theurer junger Freund, versuchen Sie, was Bitten, Vorstellungen, Ueberredung über diese Frau nur irgend vermögen, um sie zu einem offenen Geständnisse zu bringen, denn allein von ihr können uns noch Aufschlüsse kommen, da alle andern Versuche, die theure Verlorne zurückzubringen, scheiterten."

„Ich gehe sogleich," antwortete ihm Robert; „doch wird es sehr schwer halten, zum Ziele zu gelangen, denn da sie sich äußerlich in der Achtung der Menschen aufrecht zu erhalten sucht, darf sie sich nicht zu einer Sache bekennen, die sie entehren würde, wenn sie eingestünde, auch nur den entferntesten Antheil daran zu haben. Besitzt sie aber nur irgend Gefühl, hat sie ein Herz, das der Rührung fähig ist, so will ich es zu erschüttern suchen, indem ich ihr Ihren Kummer schildere, ihr Euphemiens trauriges Loos vor Augen stelle, wenn diese nicht bereuend in ihre Arme zurückkehrt."

Er war mit diesen Worten aufgestanden, hatte Hut und Stock ergriffen und machte Miene sich zu entfernen.

„Gott segne Ihre edlen Bemühungen!" rief ihm Roden nach, indem eine Thräne über seine grauen Wimpern rollte. „Ja, Gott vergelte Ihnen, was Sie für uns thun!" rief auch seine Gattin, indem sie Roberten die zitternde Hand reichte. „Wie ein Engel des Trostes sind Sie in unser Haus getreten," fuhr Roden fort; „doch so war ja auch Ihr Vater, der stets der Beschützer und Tröster der Bedrängten, der wärmste Freund aller Unglücklichen war — und dort oben wird ihm jetzt vergolten werden!"

Mehr vermochte der unglückliche Greis nicht zu spre-

chen, denn das Andenken an den geſchiedenen Freund und an die verlorene Tochter überwältigten ſein Herz und die Lippe verſtummte.

Robert hatte ſich jetzt entfernt; denn auch ihn drohte die Wehmuth zu übermannen. Getröſtet, auf's Neu ſich der Hoffnung hingebend, ſah ihm das edle, ehrwürdige Paar nach, denen er jetzt ein treuer, liebender Sohn war.

Frau von Wallen hatte ein Buch ergriffen, um ſich durch Leſen zu zerſtreuen, denn bang und beklommen ſchlug ihr Herz, weil ſie mit jedem Augenblick die Ankunft des Vaters Euphemiens erwarten mußte; trotz dem hatte ſie ſich dieſer Zuſammenkunft nicht entziehen können, wenn ſie nicht Verdacht auf ſich laden wollte, denn nur zu gut wußte ſie, was Roden zu dem Wunſche vermocht hatte, in's Geheim mit ihr ſelbſt reden zu wollen. Statt des Senators meldete ihr jetzt der eintretende Bediente einen jungen Mann, der dringend ſeine Aufwartung zu machen verlange.

„Habe ich Dir nicht geſagt, Jean, daß ich für Keinen zu Hauſe ſeyn will, als für den Herrn Senator Roden?“ ſagte ſie zu dem an der Thür auf ihre Entſcheidung harrenden Diener; „warum haſt Du den Fremden nicht gleich abgewieſen?“

„Ich that, wie Ew. Gnaden befohlen hatten, aber er ließ ſich nicht irre machen und behauptete, Sie in einer ſehr dringenden Angelegenheit ſprechen zu wollen; ſo glaubte ich Ew. Gnaden erſt benachrichtigen zu müſſen, bevor ich ihn abwieſe.“

„Deine Dummheit iſt jetzt nicht wieder gut zu ma-

chen," sagte sie verdrießlich; „so führe diesen Zudringlichen denn zu mir."

Jean entfernte sich, um zu gehorchen, und schon nach wenigen Augenblicken trat Robert zu ihr ein.

„Mein Name ist Robert Wertheim," sagte er, sich höflich vor ihr verbeugend, „und nur das Dringende der Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, gnädige Frau, kann vielleicht einigermaßen mich bey Ihnen wegen der Zudringlichkeit entschuldigen, mit der ich mich Ihnen in diesem Augenblick nahe."

Sie vermochte ihm nicht sogleich zu antworten, denn hatte früher sein Anblick sie schon verwirrt, so stieg ihre Verwirrung doch sichtbar noch bey der Nennung seines Namens; dann aber lud sie ihn durch eine Bewegung mit der Hand ein, Platz zu nehmen, während sie selbst sich auf das Sopha setzte, neben dem der ihm angewiesene Stuhl stand.

„Ich darf voraussetzen," nahm Robert nach einer Pause wieder das Wort, „daß Ihnen, gnädige Frau, das Verhältniß nicht unbekannt ist, in dem ich zu dem Hause des Senators Roden stehe ....."

„Ich erinnere mich, Ihren Namen mit Achtung in jenem Hause nennen gehört zu haben," sagte sie, nur mit Gewalt das Beben ihrer Stimme unterdrückend. „Wenn ich nicht irre," fuhr sie fort, „so war sogar von einer Verbindung zwischen Ihnen und der einzigen Tochter jenes edlen Paares die Rede."

„Dem war wirklich so," entgegnete Robert; „es war der Wunsch unsrer Eltern, die die innigsten Freunde wa-

ren, ihre Kinder, wenn Herz und Neigung sich zu einander fänden, verbunden zu sehen.“

„Ich hoffe, daß Sie meine Freundin — denn diesen Namen erlaubte Euphemie mir ihr zu geben — ganz den Anforderungen entsprechend gefunden haben, die ein edler Mann von seiner zukünftigen Gattin zu machen berechtigt ist; sie gilt allgemein für ein Muster ihres Standes und Geschlechts, wie sie an äußern Reizen und innern Vorzügen auch wirklich alle ihre Gespielinnen überstralt, und so werden Sie sich im Besitz eines so ausgezeichneten Wesens nur glücklich fühlen können.“

Sie bückte sich bey diesen Worten nieder, um eine Rose aufzuheben, die ihrer Hand entfallen war; es entging Roberten aber nicht, daß sie vor ihm die Röthe auf diese Weise zu verbergen suchte, die ihre Wangen überflog.

„Nach Allem was ich von Euphemien höre, muß ich glauben, daß ihr Gemahl der glücklichste Sterbliche geworden wäre,“ sagte er, sie scharf ansehend; sie schlug das Auge zu Boden, um seinen forschenden Blicken zu entgehen; er fuhr fort: „Es wäre thöricht, gnädige Frau, Ihnen, die Sie so innigen Antheil an dem Schicksale Ihrer Freundin nehmen, ein Geheimniß aus einem Vorfalle machen zu wollen, der sich einen Tag nach Ihrer Abreise zugetragen hat und der besonders die unglücklichen Eltern in die tödtlichste Betrübniß versetzt. Am Morgen, als man Euphemie wecken wollte, um das Frühstück mit ihren Eltern, wie sie es immer zu thun pflegte, einzunehmen, fand man das Zimmer leer, das Bett unberührt, ein Beweis, daß sie die Nacht nicht in demselben zugebracht habe, und trotz allen bisher angestellten Nachforschungen, ist

bis jetzt keine Spur von dem unglücklichen Flüchtling zu entdecken gewesen. Selbst alle Vermuthungen über die Veranlassung zu einer solchen Flucht schweigen, und nur von Ihnen, die Sie das volle, unbegränzte Vertrauen Euphemiens besaßen, nur von Ihnen kann man Aufschlüsse erwarten, oder wenigstens doch Winke, die zu Entdeckungen leiten könnten."

Eine Todtenblässe hatte bey dieser Erzählung Roberts ihr Gesicht überzogen, ja, ein leises Zittern durchbebte sogar ihre Glieder; dann faßte sie sich plötzlich wieder und mit dem Tone des höchsten Erschreckens rief sie:

„O mein Gott! was muß ich von Ihnen hören! mit welcher Nachricht durchbohren Sie mein Herz! Euphemie fort, ihren Eltern entflohen, spurlos verschwunden?! Und das Alles erfahre ich erst jetzt, wo ich die geliebte Freundin in meine Arme zu schließen hoffte? So konnte Euphemie ihre geliebten Eltern, so mich, die ich den zärtlichsten Antheil an ihrem Schicksale nehme, betrüben?!"

Hätte Robert diese Frau nicht schon aus ihren Briefen an Euphemie gekannt, so wäre er sicher durch den Ausdruck des Schmerzes, der sich so lebhaft in allen ihren Mienen und Worten zeigte, getäuscht worden; so aber hielt er letztere für Verstellung, erstere für die schändlichste Heucheley, gegen die sich sein redliches Herz auf's innigste empörte. Doch was beginnen, um die Heucheley zu einem offenen Geständnisse zu bringen? wie ein Gemüth erweichen, das sich sichtbar schon im Schlechten verhärtet hatte? Die Aufgabe war schwer und schien selbst unmöglich zu lösen, denn weder äußere noch innere Hülfsmittel standen ihm ja hier zu Gebot.

„Gnädige Frau,“ ſagte er nach einigem Nachdenken, „es ſind Beweiſe in unſern Händen, daß nicht nur Euphemie Ihnen unbedingt und rückſichtslos ihr Vertrauen ſchenkte, ſondern auch Lehren von Ihnen empfing, die dazu geeignet waren, ſie zu einem ſolchen Schritte zu verleiten, und ſo können Sie es uns nicht verargen, wenn der Verdacht in uns immer mehr Stärke gewinnt, daß Sie, nur Sie uns die gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben vermögen, denn hier, in Ihrem Hauſe muß Euphemie die Bekanntſchaft ihres Verführers gemacht, hier ihn öfterer geſehen haben, und Ihrem Scharfblick kann ein ſolches Verhältniß nicht entgangen ſeyn. Wer iſt denn dieſer Schändliche? wo weilt er? wo hat er ſeinen Raub verborgen? Es ſteht ein Mann vor Ihnen, der Antwort auf dieſe Fragen fordert, ein Mann, der zu dem Aeuſſerſten entſchloſſen iſt, um ſie Ihnen abzuzwingen.“

Er war bey dieſen Worten aufgeſtanden und hatte ſich vor ſie hingeſtellt, ſie mit durchbohrenden Blicken anſehend. Sein Auge funkelte, ſeine Wangen glühten, ſeine ganze, jugendlich ſchöne Geſtalt hatte etwas ſo Imponirendes angenommen, daß die Schuldige den Blick nicht zu ihm zu erheben wagte.

„Mein Herr,“ ſagte ſie endlich nach einer ziemlich langen Pauſe, in der ſie ſich zu faſſen geſucht hatte, „Sie reden in einem Tone zu mir, wie ich ihn weder zu hören gewohnt, noch zu dulden geneigt bin. Was kann Sie berechtigen, eine Frau zu kränken und durch leere, auf Nichts gegründete entehrende Vermuthungen zu beleidigen, die Sie durchaus nicht kennen? Weshalb ſoll denn gerade ich die Mitwiſſerin, ja vielleicht ſogar die Mitbeförderin,

einer Handlung seyn, die den Stempel der Verworfenheit an sich trägt? und seit wann ist die Freundschaft verpflichtet, für das Thun und Lassen der Befreundeten einzustehn? Hat Euphemie denn keinen andern Umgang gehabt, als den in meinem Hause? und welches sind die Beweise, die, Ihrer Behauptung nach, gegen mich zeugen sollen?"

„Ihre eigenhändig geschriebenen Briefe, gnädige Frau," sagte er, ein Packet Schriften aus dem Busen ziehend und es ihr hinhaltend, „Briefe, die Ihrem Verstande zwar alle Ehre machen, aber auch zugleich redende Beweise einer lasen Moral sind."

Sie warf einen schnellen Blick auf die ihr hingehaltenen Schriften und erbleichte sichtbar; dann sagte sie nach einer Pause: „Es sind meine an Euphemie geschriebenen Briefe, ich kann es nicht läugnen und werde es nicht läugnen; aber wie, mein Herr, wenn sie nun nichts weiter wären, als Stylübungen, die ich mit dem jungen Mädchen zur Ausbildung desselben vorgenommen hätte? Euphemie, deren Verstande ich vertrauen durfte, deren Urtheilskraft ich zu schärfen suchte, mußte mir auf diese Briefe antworten, die darin aufgestellten freyen Grundsätze bekämpfen, was meist immer mit dem besten Erfolge geschah, und so glaube ich mir vielmehr ein Verdienst sowohl um den Verstand als um die Moral derselben erworben, als sie zu Grundsätzen und Ansichten verleitet zu haben, die nicht zu unserm Zeitalter passen, die sie in's Verderben geführt haben würden."

Robert verstummte vor dieser Frechheit, aber in allen seinen Zügen sprach sich deutlich die Verachtung aus, die er gegen diese Frau empfand; sie fuhr fort, ohne sich den

Anſchein zu geben, als bemerke ſie, was in ſeiner Seele vorging:

„Wenn ich mich wirklich ſchuldig fühlte, wenn ich auch nur entfernt Veranlaſſung zu dem von Euphemien gethanen unglücklichen Schritte gegeben hätte, würde ich mich wohl ſogleich hier geſtellt, mich freywillig dem tiefgekränkten Vater gegenüber geſtellt haben? Das Laſter iſt furchtſam, die Schuld ſtets von ängſtlicher Beſorgniß der Entdeckung begleitet — ſo würde ich es nicht gewagt haben, mich hier zu zeigen, mich der gerechten Rache beleidigter Eltern darzubieten, wenn ich mich auch nur entfernt ſchuldig fühlte. Der Brief des Senators an meine Freundin, bey der ich mich zufällig aufhielt als er dort anlangte, ſprach lebhaft das Verlangen aus, über einen wichtigen Gegenſtand mit mir perſönlich verhandeln zu wollen, und ohne einen Augenblick zu zögern, entſchloß ich mich zur Rückreiſe; denn eine ſolche Aufmerkſamkeit, ein ſolches freundliches Zuvorkommen, glaubte ich dem Vater meiner geliebten Euphemie, einem Greiſe ſchuldig zu ſeyn, der mich, die Fremde, gaſtfreundlich bey ſich aufgenommen hatte.“

„Ich frage Sie nun,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, während welcher ſie ſeine Antwort erwartet zu haben ſchien, „ich appellire an ihren Verſtand und Ihre Urtheilskraft, handelt ſo wohl die Schuld? deutet ein ſo freymüthiges, offenes Betragen wohl auf ein beflecktes Bewußtſeyn?“

Was hätte Robert gegen dieſe Gründe einzuwenden haben können? was konnte er ihnen Haltbares entgegen ſetzen? Dennoch war er nicht überzeugt von der Unſchuld dieſer Frau, gegen die Alles in ſeinem Herzen ſprach, deren

Benehmen so ganz gegen ihre Worte contrastirte. Weshalb war sie denn erschrocken bey der Nennung seines Namens? weshalb erbleichte sie so sichtbar, als er ihr ihre eigenhändig geschriebenen Briefe zeigte? warum bedurfte sie immer Zeit, um sich zu fassen, zur Antwort zu sammeln? Alles dieses sprach gegen sie, stempelte sie unwidersprechlich zu einer Schuldigen, während ihre Worte sie als die gekränkte, tiefbeleidigte Unschuld darzustellen suchten.

„Ich sehe, mein Herr," sagte sie, einen Ton annehmend, der ein tiefverletztes Gefühl verrathen sollte; „ich sehe, daß wir nicht dahin gelangen werden, einander zu verstehn und zu würdigen. Der gerechte Schmerz, den Sie über den Verlust einer liebenswürdigen Verlobten empfinden, verwirrt Ihr Urtheil und macht Sie ungerecht gegen mich, gegen die Sie einmal ein Vorurtheil gefaßt haben. Sie werden demselben entsagen, wenn Sie sehen, wie eifrig ich meine Bemühungen mit den Ihrigen und denen der unglücklichen Eltern vereinige, um die Verlorene zu ihrer Pflicht und in die Arme der Letztern zurückzuführen, und dieses fordert nicht nur die Freundschaft, die ich für Euphemie trotz ihrer Verirrung noch immer empfinde, sondern auch das lebhafte innere Verlangen von mir, nicht länger von Ihnen verkannt und ungerecht behandelt zu werden."

Sie machte ihm nach diesen Worten eine etwas stolze Verbeugung, die ihm ihren Wunsch deutlich genug zu erkennen gab, daß er sich jetzt entfernen möge, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als diesem Winke Folge zu leisten, so unbefriedigt er auch von dannen gehen mußte.

Achtes Kapitel.

Robert an Auguſt.

Noch immer ſtehe ich auf dem alten Fleck, Auguſt, noch bin ich um nichts weiter, als ich war, da ich Dir zuletzt ſchrieb, und faſt fängt das Spiel an, mich zu ermüden, mir im höchſten Grade widerwärtig zu werden.

Wären die unglücklichen Eltern Euphemiens nicht, deren einziger Troſt, deren einzige Hoffnung ich jetzt bin, die ganz verzweifeln würden, wenn auch ich ſie verließe, ſo wäre ich längſt wieder fort von hier und ſchlüge mir die traurigſte aller Brautfahrten aus dem Sinne.

Zuweilen komme ich mir wie Wielands Don Sylvio vor, der ſeine ſchöne Prinzeſſin Braut unter der Geſtalt eines bunten, glänzenden Schmetterlings überall aufſucht und ihr durch Wald und Flur emſig nachläuft; was werde ich dann gewonnen haben, wenn ich nun wirklich ſo glücklich ſeyn ſollte, ſie zu finden? Könnte ich ſie lieben? dürfte ich ſie noch lieben? könnte ich ein entehrtes Mädchen zum Altare führen? — Sie mag ſchön wie die Göttin der Liebe ſeyn — und nach der Beſchreibung Aller iſt ſie dies — und liebenswürdig wie ein Engel, für mich iſt ſie nichts mehr, darf ſie nichts mehr ſeyn — ſo ſuche ich ſie alſo nicht für mich, ſondern für die unglücklichen Eltern. Wie aber muß ich vor den Leuten hier erſcheinen, die jetzt ſchon längſt Alles wiſſen, denen zum Theil auch bekannt iſt, daß ich Euphemien zum Gatten beſtimmt war? müſſen ſie mich nicht für ſehr verächtlich halten, daß ich einem ent-

laufenen Mädchen so eifrig nachspüre? Können sie wissen, daß ich demselben längst, und auf immer, entsagt habe?

Sieh, das Alles quält und beunruhigt mich, und oft ist es mir, als stünde ich förmlich öffentlich am Pranger und hörte das Hohngelächter rund um mich her; trotz dem vermag ich nicht zu gehn, aus den Dir oben angeführten Gründen.

Ich bin bey dieser Frau von Wallen gewesen, August — sie ist ganz so schön, als man sie mir beschrieben hat, ja schöner selbst noch. Der Wuchs und Anstand einer Juno, das Gesicht einer Hebe, Augen, deren feuriger Glanz selbst in die Brust eines Stoikers Leben und Wärme zu hauchen vermöchten — doch mich ließ sie kalt und leer, denn mit einem von der tiefsten Verachtung erfüllten Herzen kam ich zu ihr, und dieses Gefühl war, wo möglich, noch vermehrt, als ich sie wieder verließ. Zwar ist sie noch keine vollendete Heuchlerin, zwar fehlt es ihr noch an derjenigen Geschicklichkeit, Festigkeit und Gewandtheit im Bösen, durch die sich manche ihrer unglücklichen Schwestern, die schon länger die Laufbahn des Lasters betreten haben, müssen auszeichnen; zwar erröthete und erbleichte sie noch, [illegible] ihr offen meine Meinung und Ansicht über sie gesagt, aber sie ist auf dem besten Wege, es bald so weit zu bringen, als man es nur immer auf dem Pfade sittlicher Verderbniß bringen kann.

Und unter diesen Händen befand sich Euphemie! von dieser Frau geleitet, wuchs sie auf, oder lebte doch wenigstens während einiger Jahre in einem täglichen Verkehr mit ihr! Wenn die Natur ihr auch eine Engelsseele verlieh, was kann von ihr unter diesen Umständen übrig

geblieben seyn? Verblendete Eltern, die ihr aus Schwäche gegen euer Kind dasselbe dem Verderben selbst in die Arme liefertet!

Da saß nun der Vater vom Morgen bis an den Abend an seinem Comptoirpulte, rechnete, sann und sorgte, wie er die Schätze vermehrte, die er seinem einzigen Kinde zu hinterlassen gedachte; da sorgte und richtete nun die sorgsame, fleißige Mutter alles ein, die die beste Hausfrau von der Welt ist, die noch jetzt, trotz des sie niederdrükkenden Grams ihr ganzes weitläuftiges Hauswesen wie am Schnürchen hält, und während sie sannen, sorgten und ordneten, wurde ihnen der köstlichste Schatz, die Moral ihres einzigen Kindes, von frevelnden Händen entwandt!

Ich schreibe Dir hier in Euphemiens Zimmer, in dem ich so gern weile, mit der von ihr geschnittenen Feder, auf ihrem Papier, und eine eigene Wehmuth ergreift mich, indem ich Dinge berühre, die sie früher berührt hat. Ich sitze vor eben dem Fenster, aus dem sie vermuthlich entfloh, denn man fand es am Morgen nach ihrer Flucht nur angelehnt; ihr Zimmer ist im untersten Stockwerk und geht in den Garten hinaus — so war es ihr leicht, sich der Wachsamkeit ihrer Eltern zu entziehen. — Wie mag sie gebebt haben, als sie den Fuß auf das Fenstergesimse setzte, welche Thränen mag sie an eben dieser Stelle vergossen haben! Unglückliche, stand Dir denn nichts warnend zur Seite, als Du diesen Schritt thatest? war Dein Genius entflohn und hielten nur finstre Dämonen Dich umkrallt?

Eine Stunde später.

Die Heuchlerin ist entlarvt — diese Wallen ist doch schuldig, weiß um Alles — ich habe für diese Behauptung

unwiderlegbare Beweise in Händen, und jetzt soll sie mir nicht entrinnen! Höre, wie es kam, daß ich zu dieser Entdeckung gelangte.

Ich sagte Dir zu Ende dieses Briefes, daß ich in Euphemiens Zimmer säße, um an Dich zu schreiben, daß ich mich sogar des von ihr zurückgelassenen Papiers dazu bediente. Der Bogen, den ich zuerst genommen hatte, war vollgeschrieben und ich suchte nach einem andern; ich hatte Papier in ihrem Schranke gesehen, zu dem der Schlüssel aufsteckte und eilte dahin, um mir einen neuen Bogen zu holen, auf dem ich fortfahren könnte.

Indem ich eine Lage des Postpapiers in die Hand nehme, fällt mir ein beschriebener Zettel daraus entgegen; ich hebe ihn auf und erkenne Euphemiens Schriftzüge, die ich aus Briefen kannte, die sie bey feyerlichen Gelegenheiten an ihre Eltern geschrieben hatte.

Die auf dem Zettel enthaltenen Zeilen waren an die Wallen gerichtet, denn sie führten die Aufschrift: „Meine geliebte Aurelie," und diesen Vornamen hat Frau von Wallen. Du kannst denken, daß meine Neugier jetzt zu sehr erregt war, als daß ich das Schreiben hätte ungelesen lassen können, und so fand ich denn, daß dies der Anfang eines unvollendet gelassenen und nicht abgesandten Briefes an die Verrätherin war; der Inhalt lautete, wie folgt:

„Meine geliebte Aurelie!"

„Ja, sie müssen enden, diese Kämpfe, es muß endlich ein entscheidender Schritt geschehen, denn täglich sehe ich den geliebten Mann tiefer versinken, täglich quält er sich und mich mehr mit den Zweifeln an meiner Liebe.

Er verlangt ein Opfer von mir, das ihm die vollste Bürgschaft für dieselbe leiste, er sagt mir, daß er ohne ein solches nicht an meine Liebe und gänzliche Hingebung glauben könne — eine Verrätherin hat ihn um seinen Glauben an Frauentreue und Frauenliebe betrogen; von mir erwartet er ihn zurück, und mit diesem das verlorene Glück seines Lebens — so sey es denn gebracht, Aurelie, was es mich auch kosten möge!

„'Alles für die Liebe!' ist Dein Wahlspruch — ja, Aurelie, Alles für die erhabene, allmächtige Göttin, die mit rosigtem Zepter die Welt regiert, die auch dem Schwächsten Kraft verleiht!

„Ich weiß, was ich ihm opfere, weiß, daß mein Auge die heißesten Thränen über den Schritt vergießen wird, den ich jetzt zu thun bereit bin; aber Er wird gerettet werden, von seinem Leben werden die finstern Dämonen weichen, er wird sich wieder glücklich fühlen, wieder an Frauenliebe und Frauentreue glauben — ihn werde ich versöhnt mit meinem Geschlechte und mit sich selbst sehen — ach! wie könnte ich da noch zaudern?

„Meine gänzliche Hingebung an ihn und seinen Willen wird sein Herz erweichen, ihn tief rühren; er wird selbst sagen: jetzt ist es genug, du hast jegliche Prüfung bestanden, Euphemie; die Wunden, welche verrätherische Liebe mir schlug, sie sind durch deine Liebe geheilt — jetzt komm, laß uns zu den Füßen deiner Eltern sinken und ihre Vergebung zu dem geschlossenen, auf ewig geschlossenen Bunde unsrer Herzen erflehen. Und sie werden uns ihn nicht verweigern, Aurelie, sie werden die schönste und glücklichste Stunde meines Lebens nicht durch ihre Vor-

würfe trüben, ja, sie werden mit Stolz auf den herrlichen Mann sehen, der jetzt unauflöslich sein Geschick an das ihres Kindes knüpfen will und dieses so glücklich zu machen verspricht, als es nur je auf Erden werden könnte!

„Ich weiß, daß meine Eltern andre Pläne und Absichten mit meiner Hand haben, weiß, daß ich dem Sohne eines Jugendfreundes meines Vaters zur Gattin bestimmt bin — doch welche Rechte kann dieser an mich haben, da ich ihm nie Treue gelobt, da ich ihn nie mit Augen gesehen? Wie, ich sollte mich an den Ungekannten, Ungeliebten wie eine Waare verhandeln lassen? ich sollte in ein Bündniß willigen, das mich für immer der Freyheit beraubte, ohne das Glück der Liebe dagegen einzutauschen? Ich müßte mich selbst verachten, Aurelie, wenn ich das könnte“ ....

Hier, August, endete das seltsame Schreiben, das mich, ich gestehe es Dir, zugleich mit Mitleid und Widerwillen gegen die Schreiberin erfüllt hat. Welche Verschrobenheit der Ansichten, mein Freund, welche leere Sophismen, welche bodenlose Schwärmerey!

Doch ist es mir willkommen, denn jetzt kann jene Wallen mir nicht mehr ausweichen; ich habe sie und sie soll mir Alles beichten; will sie nicht gutwillig, so werde ich sie dem Arm der Gerechtigkeit ausliefern, die hier einmal die für sie seltene Rolle der auch die geheimen Sünden rächenden Nemesis spielen soll. Nächstens mehr

von Deinem Robert.

Neuntes Kapitel.

Seinem Vorsatze getreu, begab sich Robert sogleich zu der Wallen, und ohne sich anmelden zu lassen — denn er fürchtete von dem Diener abgewiesen zu werden — trat er in das ihm jetzt bereits wohlbekannte Zimmer derselben.

Sie war nicht allein, und sein unerwarteter Eintritt schien sie sichtbar zu erschrecken; ein Mann, der, wie es schien, in einer sehr vertraulichen Stellung neben ihr auf dem Sopha gesessen hatte, sprang auf und eilte mit raschen Schritten in das anstoßende Cabinet, das er hinter sich zuschlug, augenscheinlich, um nicht gesehen zu werden.

„Ich störe wohl?“ sagte Robert, die im höchsten Grade Verlegene mit einem verächtlichen Lächeln betrachtend. „Doch, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „die Sache war zu dringend, als daß ich hätte anstehn dürfen, um jeden Preis zu Ihnen zu gelangen suchen.“

„In der That,“ entgegnete sie ihm, tief Athem schöpfend und mit der größesten Verlegenheit kämpfend, „in der That, mein Herr, bin ich es nicht gewohnt, in meinem eigenen Hause, ja in meinem Zimmer selbst, von Fremden überfallen zu werden; doch zur Sache, was führt Sie wieder zu mir? Sollten Sie in Hinsicht der Entflohenen vielleicht Entdeckungen gemacht haben und gekommen seyn, sie mir mitzutheilen?“

„Wohl habe ich Entdeckungen gemacht, und das sehr willkommene, die hoffentlich bald zu einem vollkommenen

Aufschlusse führen werden," sagte er, sie mit einem vernichtenden Blicke ansehend. „Freuen Sie sich mit mir, gnädige Frau," fuhr er in einem schneidenden Tone fort, „bald wird der Schleyer völlig gelüftet seyn, der auf dieser Begebenheit ruht, und Sie selbst, die Sie, wie ich aus Ihrem eigenen Munde vernahm, einen so großen und innigen Antheil an derselben nahmen, die Sie so lebhaft wünschen, Euphemie den Ihrigen zurückgegeben zu sehen, werden dazu behülflich seyn, die Sache zu beenden."

„Ich?" fragte sie erschrocken. „Ich kann Ihnen leider nur die traurige Nachricht mittheilen, daß alle meine Bemühungen bisher vergebens gewesen sind, daß ich auch nicht die geringste Spur von Euphemien zu entdecken vermochte; so wären Sie also glücklicher gewesen?"

„Durch die Gunst des Zufalls, ja," sagte er, ein Papier aus dem Busen ziehend und es ihr vor Augen haltend, ohne jedoch dasselbe aus den Händen zu lassen. „Erkennen Sie diese Schriftzüge, meine Gnädige?"

„Es sind die meiner entflohenen Freundin," rief sie überrascht, und nach dem Zettel greifend, den er jedoch zurückzog.

„Gut," nahm er wieder das Wort, mit Gewalt seinen Zorn zurückkämpfend; „nehmen Sie Platz, gnädige Frau, und erlauben mir, dasselbe zu thun; ich werde mir die Freyheit nehmen, Ihnen den Inhalt dieser Zeilen vorzulesen, und Sie werden nach Anhörung derselben nicht umhin können, mir einzugestehn, daß Sie wenigstens einiges Licht über die eben so seltsame als traurige Begebenheit verbreiten."

Sie ſetzte ſich jetzt auf das Sopha: eine Todtenblaſſe hatte ihr Geſicht überzogen, ihre Glieder bebten, der ſchöne Mund verzog ſich krampfhaft. Robert weidete ſich ſichtbar einige Augenblicke an ihrem Zuſtande, dann ſagte er mit einem feinen, ſatyriſchen Lächeln:

„Sie haben Ihre Rolle noch nicht vollkommen inne, gnädige Frau, und fallen noch zu oft aus derſelben; eine ächte, vollendete Schauſpielerin darf ſich niemals von ihren Gefühlen überraſchen laſſen; ſondern muß dieſelben, ſo wie ſich ſelbſt, ſtets vollkommen zu beherrſchen wiſſen.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte ſie mit faſt athemloſer Bruſt; „doch ſchimmert aus jedem Ihrer Worte die Abſicht hervor, mich beleidigen zu wollen; dieſes Beſtreben, mein Herr, einem ſchwachen, hülfloſen Weibe gegenüber, verzeihen Sie, verräth wenig ritterliche Geſinnungen.“

„Mag ſeyn,“ entgegnete er ihr kalt; „doch iſt die Ritterlichkeit bey uns Männern auch nur achtungswürdigen Frauen gegenüber an ihrem rechten Platze. Aber genug der Wortfechtereyen, die uns nicht zum Ziele führen; genehmigen Sie, dem Inhalte dieſer an Sie gerichteten Zeilen Ihre volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken.“

Er las ihr jetzt mit erhobener Stimme den angefangenen Brief Euphemiens vor, ſtand dann auf, faltete das Blatt zuſammen, ſteckte es wieder ein und ſagte, indem er ſich kalt gegen ſie verbeugte:

„Was haben Sie auf dieſe Anklage gegen Sie zu antworten, gnädige Frau? und darf ich jetzt nicht Wahrheit, ein vollſtändiges und offenes Geſtändniß von Ihnen fordern? Sollten Sie es aber doch noch verweigern, ſo werde ich andre Mittel ergreifen müſſen, um es von Ihnen

zu erzwingen; doch rathe ich Ihnen nicht, es dahin kommen zu lassen, denn bey dem Ewigen sey es geschworen, ich bin zu dem Aeußersten entschlossen, um eine Heuchlerin zu entlarven und mir Licht in dieser Angelegenheit zu verschaffen!"

Sie war wie vernichtet und vermochte ihm lange nicht zu antworten; hätte er sie nicht so unsäglich gehaßt und verachtet, so würde ihr Zustand ihm haben Mitleid einflößen müssen; so aber kannte sein Herz kein Erbarmen mit ihr, und wie eine rächende Gottheit, fest den vernichtenden Blick auf sie heftend, stand er vor ihr.

„Werden Sie endlich reden?" fragte er nach einer ziemlich langen Pause; „werden Sie mir jetzt Alles gestehn?"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Cabinets hinter ihm — er hatte des Fremden völlig vergessen, der bey seinem Eintritt in dasselbe geschlüpft war — und eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme sagte:

„Du scheinst hier Comödie, oder wohl gar Tragödie spielen zu wollen, Robert; so erlaube mir, die dritte Person in Deinem Drama abzugeben."

„Friedrich! Du?! rief Robert überrascht, indem er sich nach dem Sprechenden umdrehte.

„Ja, ich," entgegnete ihm dieser kalt, indem er sich seiner Umarmung entzog. „Ich scheine eben zur rechten Zeit hier zu seyn, um Deinem unartigen Betragen gegen diese Dame Schranken zu setzen. Wisse also, daß sie unter meinem Schutze steht und daß ich fest entschlossen bin, jede Ungebühr zu rächen, die man gegen sie sich zu Schulden kommen lassen möchte. Entfernen Sie sich, Aurelie."

ſagte er, ſich zu der Wallen wendend, die bleich und zitternd daſtand; „ich nehme es auf mich, dieſem Hitzkopf zur Raiſon zu bringen.“

„Ich werde es nicht dulden, daß ſie ſich entfernt, bevor ſie mir nicht Rede geſtanden hat,“ rief Robert, indem er ſich zwiſchen Aurelie und die Thür ſtellte; „nicht wieder ſoll ſie mir entſchlüpfen, die glatte, gleißneriſche Schlange!“

„Weißt Du auch was Du wagſt, indem Du eine Bewohnerin dieſer Stadt in ihrem eigenen Hauſe beleidigſt?“ ſagte der Baron, indem er raſch zur Klingel eilte und dieſe anzog.

Sogleich ſtürzte der Bediente der Frau von Wallen in's Zimmer und fragte ängſtlich nach den Befehlen ſeiner Gebieterin.

„Was ſoll das?“ fragte Robert, indem er Friedrich verwirrt und erſchrocken anſah.

„Dich belehren, daß Du hier nicht der Stärkere biſt,“ entgegnete ihm dieſer ruhig. „Jetzt entfernen Sie ſich, gnädige Frau, wir werden dieſen Raſenden zurückzuhalten wiſſen, der ſchonungslos das Gaſtrecht mit Füßen tritt und Sie in Ihrem eigenen Hauſe zu mißhandeln wagt.“

Aurelie benutzte dieſen Wink und entſchlüpfte raſch durch die Thür. Robert, außer ſich gebracht, wollte ihr nachſtürzen, aber Friedrich und der Bediente hielten ihn feſt und zogen ihn mit Gewalt in das Cabinet, deſſen Thür ſie hinter ihm zuſchloſſen.

„Jetzt wirſt Du Zeit haben, Dich zu beſinnen, Knabe!“ rief ihm der Baron durch die geſchloſſene Thür zu. „Ich

laſſe Dir eine halbe Stunde Zeit, und ſollteſt Du dann noch nicht vernünftigen Vorſtellungen Gehör gegeben haben, ſo werde ich Mittel und Wege zu finden wiſſen, Dich noch ärger zu züchtigen. Jeder Bewohner dieſer Stadt lebt unter dem heilſamen Schutze der Geſetze; für Ruheſtörer gibt es eine Polizey und die Hauptwache; willſt Du es zu dieſem Aeußerſten kommen laſſen, ſo habe ich nichts dagegen."

„Ich werde Dich wegen dieſer Behandlung zur ſtrengſten, blutigſten Rechenſchaft zu ziehen wiſſen!" rief Robert außer ſich, indem er einen Verſuch machte, die Thür zu ſprengen, die aber zu ſtark und zu feſt im Schloſſe war, als daß ihm dieſes hätte gelingen können.

„Sorge nicht, ich werde mich Dir ſtellen, wann und wo Du willſt," antwortete ihm der Baron, noch immer ſeine vorige Kaltblütigkeit bewahrend.

Robert antwortete ihm nicht, denn die Wuth, der gerechte Zorn beraubte ihn der Sprache. Er hörte, wie Friedrich und der Bediente das Zimmer verließen, und warf ſich erſchöpft auf ein im Cabinet befindliches Sopha, um zu überlegen, was er beginnen ſolle, um ſich dieſer ſchmählichen Gefangenſchaft zu entziehen. Dann eilte er an das Fenſter, in der Hoffnung, durch dieſes vielleicht entfliehen zu können; aber er würde einen ſolchen Verſuch mit dem Leben haben büßen müſſen, denn die Zimmer lagen im zweyten Stockwerk und gingen in einen kleinen Steinhof hinaus, der ringsum von hohen Waarenböden, hier Speicher genannt, eingefaßt war, ſo daß er auch an der Möglichkeit verzweifeln mußte, Jemand durch ſeinen

Ruf zur Hülfe herbeyzuführen. So blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu ergeben und das Ende seiner schmählichen Haft abzuwarten.

Zehntes Kapitel.

Es dunkelte schon lange, als er den Schlüssel im Schlosse seines Gefängnisses umdrehen hörte und bald fiel ein Lichtschein durch die geöffnete Thür.

„Bist Du jetzt ruhiger und geneigt, mich anzuhören?“ sagte der Baron, der mit einem Lichte zu ihm eintrat.

Robert antwortete ihm nicht, denn der finsterste Haß gegen den einst so zärtlich geliebten Freund erfüllte sein Herz.

„Jetzt erzähle mir,“ fuhr Friedrich fort, ohne seinen Zorn bemerken zu wollen, „erzähle mir, was es zwischen Dir und der Frau von Wallen eigentlich gab?“

„Wie, Du könntest mir einbilden wollen, daß Dir das nicht bekannt wäre?“ antwortete ihm Robert. „Friedrich,“ fuhr er erweichter fort, „Friedrich, wie finde ich Dich wieder! In welchem Zustande von moralischer Versunkenheit muß ich den Mann erblicken, der einst der Leitstern, das Ideal meiner Jugend war! Du der Beschützer, der Freund dieses Weibes, der Hehlerin, der Mitbeförderin einer Schandthat, die eine der achtungswürdigsten Familien dieser Stadt in die tiefste Trauer gestürzt hat?“

„Ich weiß von diesem Allen nichts,“ entgegnete ihm *der Baron* kalt und gefaßt; „ich hörte nur, wie Du Dich

gegen eine Frau vergingst, die vor der Welt als achtungswürdig daſteht, auf deren Ruf kein Flecken haftet, und als Mann konnte, durfte ich eine ſolche Unbill gegen das ſchwächere Geſchlecht, von einem Manne begangen, nicht dulden; das iſt ganz einfach die Geſchichte dieſer Stunden."

„Achtungswürdig nennſt Du eine Frau, die einen Mann in ihrem Cabinet verbergen konnte, als ſie ſich von einem Dritten überraſcht ſah?"

„Das war nicht Aureliens Schuld, ſondern die meinige," entgegnete ihm Friedrich mit Ruhe. „Sie konnte es gern zugeben, daß man mich bey ihr anträfe; aber mir war daran gelegen, hier nicht erkannt, entdeckt zu werden, und ſo war ich es, der ohne ihr Zuthun die Flucht ergriff, ſobald ich nahende Tritte hörte."

„Und was konnte Dich vermögen, Dich hier verborgen halten zu wollen, Friedrich?"

„Du mußt fühlen, daß dieſe Frage indiscret iſt," entgegnete ihm dieſer mit Stolz! „ich glaube Niemanden über mein Thun und Laſſen Rechenſchaft geben zu müſſen, und ſo auch Dir nicht."

„Ja, es iſt Alles, Alles anders zwiſchen uns geworden, Friedrich, und als Feind, als Gegner muß ich Dir jetzt gegenüber ſtehen, den ich einſt ſo zärtlich liebte, von dem ich mich geliebt wähnte! Oder glaubſt Du, ich könne die von Dir erfahrene Beleidigung ungerächt hingehen laſſen?"

„Es iſt dies auch nicht nöthig," ſagte der Baron ſchneidend kalt; „ich ſtehe Dir zu Befehl, heute, morgen, wann Du willſt."

„Morgen *alſo*, *denn* jetzt muß ich mit der Wallen

Er verlangt ein Opfer von mir, das ihm die vollste Bürgschaft für dieselbe leiste, er sagt mir, daß er ohne ein solches nicht an meine Liebe und gänzliche Hingebung glauben könne — eine Verrätherin hat ihn um seinen Glauben an Frauentreue und Frauenliebe betrogen; von mir erwartet er ihn zurück, und mit diesem das verlorene Glück seines Lebens — so sey es denn gebracht, Aurelie, was es auch kosten möge!

„'Alles für die Liebe!' ist Dein Wahlspruch — ja, Aurelie, Alles für die erhabene, allmächtige Göttin, die mit rosigtem Zepter die Welt regiert, die auch dem Schwächsten Kraft verleiht!

„Ich weiß, was ich ihm opfere, weiß, daß mein Auge die heißesten Thränen über den Schritt vergießen wird, den ich jetzt zu thun bereit bin; aber Er wird gerettet werden, von seinem Leben werden die finstern Dämonen weichen, er wird sich wieder glücklich fühlen, wieder an Frauenliebe und Frauentreue glauben — ihn werde ich versöhnt mit meinem Geschlechte und mit sich selbst sehen — ach! wie könnte ich da noch zaudern?

„Meine gänzliche Hingebung an ihn und seinen Willen wird sein Herz erweichen, ihn tief rühren, er wird selbst sagen: jetzt ist es genug, du hast jegliche Prüfung bestanden, Euphemie; die Wunden, welche verrätherische Liebe mir schlug, sie sind durch deine Liebe geheilt — jetzt komm, laß uns zu den Füßen deiner Eltern sinken und ihre Vergebung zu dem geschlossenen, auf ewig geschlossenen Bunde unsrer Herzen erflehen. Und sie werden uns ihn nicht verweigern, Aurelie, sie werden die schönste und glücklichste Stunde meines Lebens nicht durch ihre Vor-

würfe trüben, ja, sie werden mit Stolz auf den herrlichen Mann sehen, der jetzt unauflöslich sein Geschick an das ihres Kindes knüpfen will und dieses so glücklich zu machen verspricht, als es nur je auf Erden werden könnte!

„Ich weiß, daß meine Eltern andre Pläne und Absichten mit meiner Hand haben, weiß, daß ich dem Sohne eines Jugendfreundes meines Vaters zur Gattin bestimmt bin — doch welche Rechte kann dieser an mich haben, da ich ihm nie Treue gelobt, da ich ihn nie mit Augen gesehen? Wie, ich sollte mich an den Ungekannten, Ungeliebten wie eine Waare verhandeln lassen? ich sollte in ein Bündniß willigen, das mich für immer der Freyheit beraubte, ohne das Glück der Liebe dagegen einzutauschen? Ich müßte mich selbst verachten, Aurelie, wenn ich das könnte“ ....

Hier, August, endete das seltsame Schreiben, das mich, ich gestehe es Dir, zugleich mit Mitleid und Widerwillen gegen die Schreiberin erfüllt hat. Welche Verschrobenheit der Ansichten, mein Freund, welche leere Sophismen, welche bodenlose Schwärmerey!

Doch ist es mir willkommen, denn jetzt kann jene Wallen mir nicht mehr ausweichen; ich habe sie und sie soll mir Alles beichten; will sie nicht gutwillig, so werde ich sie dem Arm der Gerechtigkeit ausliefern, die hier einmal die für sie seltene Rolle der auch die geheimen Sünden rächenden Nemesis spielen soll. Nächstens mehr

von Deinem Robert.

Neuntes Kapitel.

Seinem Vorsatze getreu, begab sich Robert sogleich zu der Wallen, und ohne sich anmelden zu lassen — denn er fürchtete von dem Diener abgewiesen zu werden — trat er in das ihm jetzt bereits wohlbekannte Zimmer derselben.

Sie war nicht allein, und sein unerwarteter Eintritt schien sie sichtbar zu erschrecken; ein Mann, der, wie es schien, in einer sehr vertraulichen Stellung neben ihr auf dem Sopha gesessen hatte, sprang auf und eilte mit raschen Schritten in das anstoßende Cabinet, das er hinter sich zuschlug, augenscheinlich, um nicht gesehen zu werden.

„Ich störe wohl?“ sagte Robert, die im höchsten Grade Verlegene mit einem verächtlichen Lächeln betrachtend. „Doch, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „die Sache war zu dringend, als daß ich hätte anstehn dürfen, um jeden Preis zu Ihnen zu gelangen suchen.“

„In der That,“ entgegnete sie ihm, tief Athem schöpfend und mit der größesten Verlegenheit kämpfend, „in der That, mein Herr, bin ich es nicht gewohnt, in meinem eigenen Hause, ja in meinem Zimmer selbst, von Fremden überfallen zu werden; doch zur Sache, was führt Sie wieder zu mir? Sollten Sie in Hinsicht der Entflohenen vielleicht Entdeckungen gemacht haben und gekommen seyn, sie mir mitzutheilen?“

„Wohl habe ich Entdeckungen gemacht, und das sehr willkommene, die hoffentlich bald zu einem vollkommenen

Aufschlüsse führen werden," sagte er, sie mit einem vernichtenden Blicke ansehend. „Freuen Sie sich mit mir, gnädige Frau," fuhr er in einem schneidenden Tone fort, „bald wird der Schleyer völlig gelüftet seyn, der auf dieser Begebenheit ruht, und Sie selbst, die Sie, wie ich aus Ihrem eigenen Munde vernahm, einen so großen und innigen Antheil an derselben nahmen, die Sie so lebhaft wünschen, Euphemie den Ihrigen zurückgegeben zu sehen, werden dazu behülflich seyn, die Sache zu beenden."

„Ich?" fragte sie erschrocken. „Ich kann Ihnen leider nur die traurige Nachricht mittheilen, daß alle meine Bemühungen bisher vergebens gewesen sind, daß ich auch nicht die geringste Spur von Euphemien zu entdecken vermochte; so wären Sie also glücklicher gewesen?"

„Durch die Gunst des Zufalls, ja," sagte er, ein Papier aus dem Busen ziehend und es ihr vor Augen haltend, ohne jedoch dasselbe aus den Händen zu lassen. „Erkennen Sie diese Schriftzüge, meine Gnädige?"

„Es sind die meiner entflohenen Freundin," rief sie überrascht, und nach dem Zettel greifend, den er jedoch zurückzog.

„Gut," nahm er wieder das Wort, mit Gewalt seinen Zorn zurückkämpfend; „nehmen Sie Platz, gnädige Frau, und erlauben mir, dasselbe zu thun; ich werde mir die Freyheit nehmen, Ihnen den Inhalt dieser Zeilen vorzulesen, und Sie werden nach Anhörung derselben nicht umhin können, mir einzugestehn, daß Sie wenigstens einiges Licht über die eben so seltsame als traurige Begebenheit verbreiten."

Sie ſetzte ſich jetzt auf das Sopha: eine Todtenblaſſe hatte ihr Geſicht überzogen, ihre Glieder bebten, der ſchöne Mund verzog ſich krampfhaft. Robert weidete ſich ſichtbar einige Augenblicke an ihrem Zuſtande, dann ſagte er mit einem feinen, ſatyriſchen Lächeln:

„Sie haben Ihre Rolle noch nicht vollkommen inne, gnädige Frau, und fallen noch zu oft aus derſelben; eine ächte, vollendete Schauſpielerin darf ſich niemals von ihren Gefühlen überraſchen laſſen; ſondern muß dieſelben, ſo wie ſich ſelbſt, ſtets vollkommen zu beherrſchen wiſſen.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte ſie mit faſt athemloſer Bruſt; „doch ſchimmert aus jedem Ihrer Worte die Abſicht hervor, mich beleidigen zu wollen; dieſes Beſtreben, mein Herr, einem ſchwachen, hülfloſen Weibe gegenüber, verzeihen Sie, verräth wenig ritterliche Geſinnungen.“

„Mag ſeyn,“ entgegnete er ihr kalt; „doch iſt die Ritterlichkeit bey uns Männern auch nur achtungswürdigen Frauen gegenüber an ihrem rechten Platze. Aber genug der Wortfechtereyen, die uns nicht zum Ziele führen; genehmigen Sie, dem Inhalte dieſer an Sie gerichteten Zeilen Ihre volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken.“

Er las ihr jetzt mit erhobener Stimme den angefangenen Brief Euphemiens vor, ſtand dann auf, faltete das Blatt zuſammen, ſteckte es wieder ein und ſagte, indem er ſich kalt gegen ſie verbeugte:

„Was haben Sie auf dieſe Anklage gegen Sie zu antworten, gnädige Frau? und darf ich jetzt nicht Wahrheit, ein vollſtändiges und offenes Geſtändniß von Ihnen fordern? Sollten Sie es aber doch noch verweigern, ſo werde ich andre Mittel ergreifen müſſen, um es von Ihnen

zu erzwingen; doch rathe ich Ihnen nicht, es dahin kommen zu lassen, denn bey dem Ewigen sey es geschworen, ich bin zu dem Aeußersten entschlossen, um eine Heuchlerin zu entlarven und mir Licht in dieser Angelegenheit zu verschaffen!“

Sie war wie vernichtet und vermochte ihm lange nicht zu antworten; hätte er sie nicht so unsäglich gehaßt und verachtet, so würde ihr Zustand ihm haben Mitleid einflößen müssen; so aber kannte sein Herz kein Erbarmen mit ihr, und wie eine rächende Gottheit, fest den vernichtenden Blick auf sie heftend, stand er vor ihr.

„Werden Sie endlich reden?“ fragte er nach einer ziemlich langen Pause; „werden Sie mir jetzt Alles gestehn?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Cabinets hinter ihm — er hatte des Fremden völlig vergessen, der bey seinem Eintritt in dasselbe geschlüpft war — und eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme sagte:

„Du scheinst hier Comödie, oder wohl gar Tragödie spielen zu wollen, Robert; so erlaube mir, die dritte Person in Deinem Drama abzugeben.“

„Friedrich! Du?! rief Robert überrascht, indem er sich nach dem Sprechenden umdrehte.

„Ja, ich,“ entgegnete ihm dieser kalt, indem er sich seiner Umarmung entzog. „Ich scheine eben zur rechten Zeit hier zu seyn, um Deinem unartigen Betragen gegen diese Dame Schranken zu setzen. Wisse also, daß sie unter meinem Schutze steht und daß ich fest entschlossen bin, jede Ungebühr zu rächen, die man gegen sie sich zu Schulden kommen lassen möchte. Entfernen Sie sich, Aurelie,“

sagte er, sich zu der Wallen wendend, die bleich und zitternd dastand; „ich nehme es auf mich, diesem Hitzkopf zur Raison zu bringen.“

„Ich werde es nicht dulden, daß sie sich entfernt, bevor sie mir nicht Rede gestanden hat,“ rief Robert, indem er sich zwischen Aurelie und die Thür stellte; „nicht wieder soll sie mir entschlüpfen, die glatte, gleißnerische Schlange!“

„Weißt Du auch was Du wagst, indem Du eine Bewohnerin dieser Stadt in ihrem eigenen Hause beleidigst?“ sagte der Baron, indem er rasch zur Klingel eilte und diese anzog.

Sogleich stürzte der Bediente der Frau von Wallen in's Zimmer und fragte ängstlich nach den Befehlen seiner Gebieterin.

„Was soll das?“ fragte Robert, indem er Friedrich verwirrt und erschrocken ansah.

„Dich belehren, daß Du hier nicht der Stärkere bist,“ entgegnete ihm dieser ruhig. „Jetzt entfernen Sie sich, gnädige Frau, wir werden diesen Rasenden zurückzuhalten wissen, der schonungslos das Gastrecht mit Füßen tritt und Sie in Ihrem eigenen Hause zu mißhandeln wagt.“

Aurelie benutzte diesen Wink und entschlüpfte rasch durch die Thür. Robert, außer sich gebracht, wollte ihr nachstürzen, aber Friedrich und der Bediente hielten ihn fest und zogen ihn mit Gewalt in das Cabinet, dessen Thür sie hinter ihm zuschlossen.

„Jetzt wirst Du Zeit haben, Dich zu besinnen, Knabe!“ rief ihm der Baron durch die geschlossene Thür zu. „Ich

lasse Dir eine halbe Stunde Zeit, und solltest Du dann noch nicht vernünftigen Vorstellungen Gehör gegeben haben, so werde ich Mittel und Wege zu finden wissen, Dich noch ärger zu züchtigen. Jeder Bewohner dieser Stadt lebt unter dem heilsamen Schutze der Gesetze; für Ruhestörer gibt es eine Polizey und die Hauptwache; willst Du es zu diesem Aeußersten kommen lassen, so habe ich nichts dagegen."

„Ich werde Dich wegen dieser Behandlung zur strengsten, blutigsten Rechenschaft zu ziehen wissen!" rief Robert außer sich, indem er einen Versuch machte, die Thür zu sprengen, die aber zu stark und zu fest im Schlosse war, als daß ihm dieses hätte gelingen können.

„Sorge nicht, ich werde mich Dir stellen, wann und wo Du willst," antwortete ihm der Baron, noch immer seine vorige Kaltblütigkeit bewahrend.

Robert antwortete ihm nicht, denn die Wuth, der gerechte Zorn beraubte ihn der Sprache. Er hörte, wie Friedrich und der Bediente das Zimmer verließen, und warf sich erschöpft auf ein im Cabinet befindliches Sopha, um zu überlegen, was er beginnen solle, um sich dieser schmählichen Gefangenschaft zu entziehen. Dann eilte er an das Fenster, in der Hoffnung, durch dieses vielleicht entfliehen zu können; aber er würde einen solchen Versuch mit dem Leben haben büßen müssen, denn die Zimmer lagen im zweyten Stockwerk und gingen in einen kleinen Steinhof hinaus, der ringsum von hohen Waarenböden, hier Speicher genannt, eingefaßt war, so daß er auch an der Möglichkeit verzweifeln mußte, Jemand durch seinen

Ruf zur Hülfe herbeyzuführen. So blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu ergeben und das Ende seiner schmählichen Haft abzuwarten.

Zehntes Kapitel.

Es dunkelte schon lange, als er den Schlüssel im Schlosse seines Gefängnisses umdrehen hörte und bald fiel ein Lichtschein durch die geöffnete Thür.

„Bist Du jetzt ruhiger und geneigt, mich anzuhören?“ sagte der Baron, der mit einem Lichte zu ihm eintrat.

Robert antwortete ihm nicht, denn der finsterste Haß gegen den einst so zärtlich geliebten Freund erfüllte sein Herz.

„Jetzt erzähle mir,“ fuhr Friedrich fort, ohne seinen Zorn bemerken zu wollen, „erzähle mir, was es zwischen Dir und der Frau von Wallen eigentlich gab?“

„Wie, Du könntest mir einbilden wollen, daß Dir das nicht bekannt wäre?“ antwortete ihm Robert. „Friedrich,“ fuhr er erweichter fort, „Friedrich, wie finde ich Dich wieder! In welchem Zustande von moralischer Versunkenheit muß ich den Mann erblicken, der einst der Leitstern, das Ideal meiner Jugend war! Du der Beschützer, der Freund dieses Weibes, der Hehlerin, der Mitbeförderin einer Schandthat, die eine der achtungswürdigsten Familien dieser Stadt in die tiefste Trauer gestürzt hat?“

„Ich weiß von diesem Allen nichts,“ entgegnete ihm der Baron kalt und gefaßt; „ich hörte nur, wie Du Dich

gegen eine Frau vergingst, die vor der Welt als achtungswürdig daſteht, auf deren Ruf kein Flecken haftet, und als Mann konnte, durfte ich eine ſolche Unbill gegen das ſchwächere Geſchlecht, von einem Manne begangen, nicht dulden; das iſt ganz einfach die Geſchichte dieſer Stunden."

„Achtungswürdig nennſt Du eine Frau, die einen Mann in ihrem Cabinet verbergen konnte, als ſie ſich von einem Dritten überraſcht ſah?"

„Das war nicht Aureliens Schuld, ſondern die meinige," entgegnete ihm Friedrich mit Ruhe. „Sie konnte es gern zugeben, daß man mich bey ihr anträfe; aber mir war daran gelegen, hier nicht erkannt, entdeckt zu werden, und ſo war ich es, der ohne ihr Zuthun die Flucht ergriff, ſobald ich nahende Tritte hörte."

„Und was konnte Dich vermögen, Dich hier verborgen halten zu wollen, Friedrich?"

„Du mußt fühlen, daß dieſe Frage indiscret iſt," entgegnete ihm dieſer mit Stolz! „ich glaube Niemanden über mein Thun und Laſſen Rechenſchaft geben zu müſſen, und ſo auch Dir nicht."

„Ja, es iſt Alles, Alles anders zwiſchen uns geworden, Friedrich, und als Feind, als Gegner muß ich Dir jetzt gegenüber ſtehen, den ich einſt ſo zärtlich liebte, von dem ich mich geliebt wähnte! Oder glaubſt Du, ich könne die von Dir erfahrene Beleidigung ungerächt hingehen laſſen?"

„Es iſt dies auch nicht nöthig," ſagte der Baron ſchneidend kalt; „ich ſtehe Dir zu Befehl, heute, morgen, wann Du willſt."

„Morgen alſo, denn jetzt muß ich mit der Wallen

sprechen, muß erst eine Angelegenheit in Ordnung bringen, die mir schwer auf dem Herzen liegt, und wie es jetzt auch zwischen uns steht, Friedrich, so habe ich doch das Vertrauen noch zu Deinem Herzen, daß Du mir zu derselben Deine Hand hülfreich bieten wirst. Lies hier diese Zeilen — sie sind von der Hand jenes unglücklichen Mädchens, das, um einem Verführer zu folgen, das Haus sie zärtlich liebender Eltern verließ; sie sind an Aurelien gerichtet, deren Mitwissenschaft aus jedem Worte klar hervorleuchtet. Nachdem Du sie gelesen, wirst Du meinen gerechten Zorn begreifen, meine tiefe, unauslöschliche Verachtung gegen ein Weib, das die Rolle der Verführerin unschuldiger, erfahrungsloser Tugend spielte."

Friedrich hatte den Zettel ergriffen, den Robert ihm hinreichte und las ihn mit angestrengter Aufmerksamkeit; seine Hand zitterte, in der er das Blatt hielt, seine Züge veränderten sich sichtbar, aber von Robert wurde dies nicht bemerkt, weil er, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster stand und, seinen Gefühlen sich ungestört überlassend, in die Nacht hinausschaute.

Endlich wendete er sich nach dem Baron um, und erblickte diesen, wie er mit zusammengesunkener Gestalt, die Augen noch immer starr auf das Papier gerichtet, da saß.

„Was ist Dir?" fragte ihn Robert ängstlich besorgt, so wie er den unglücklichen Freund in diesem seltsamen Zustande erblickte.

Friedrich fuhr wie aus einem schweren Traume empor, sah ihn starr an und sagte dann: „Ja, das ist reine, rücksichtslose, ganz sich hingebende Liebe! das ist das Götter-

kind, das ich auf Erden, unter dieſem treuloſen, verrätheriſchen Geſchlechte nicht mehr anzutreffen hoffte!“

„Wie, Du könnteſt die Handlungsweiſe dieſes unglücklichen verblendeten Mädchens billigen?“

„Billigen?“ rief Friedrich aufſtehend und ihn mit leuchtenden Augen betrachtend; „billigen bloß? Anbeten muß ich ſie, die dem Geliebten ſolche Opfer zu bringen vermochte, die ihr Herz allen andern Gefühlen verſchloß, um es ausſchließlich zum Altare einer ſolchen Liebe zu weihen! Verſöhnt hat dieſe Eine mich mit dem Leben, mit der Welt, mit mir ſelbſt, indem ſie mir die Ueberzeugung gab, daß noch reine Opfer im Tempel der Liebe dargebracht werden.“

„Ich weiß,“ fuhr er nach einer Pauſe, während welcher Robert ihn mit Erſtaunen betrachtet hatte, fort, „daß ſie Dir zur Gattin beſtimmt war; Du ſelbſt ſandteſt mich früher einmal an ſie ab, um Dir Bericht über ſie abzuſtatten. Damals war ſie erſt fünfzehn Jahr alt; die ſüße Roſe ruhte noch halb als Knospe verhüllt unter dem Schutze der Blätter, doch konnte der aufmerkſame Beſchauer ſchon die Fülle der Schönheit ahnen, zu der ſich die duftende Blüthe dereinſt entfalten würde. Jetzt hat ſie ſich entfaltet — und mein, mein muß ſie werden, um mich für die unverdienten Qualen zu entſchädigen, die ich bisher erlitt; ich kämpfe auf Tod und Leben mit Dir um ihren Beſitz!“

Er eilte mit dieſen Worten fort, ohne Roberts Antwort abzuwarten, der vor Erſtaunen nicht zu Wort hatte kommen können.

„Der Wahnſinn hat ihn erfaßt,“ ſagte er endlich, aus

seiner Betäubung erwachend. „Wie, mit mir will er um Euphemien kämpfen, mit mir, dem ich sie nie streitig machen würde, selbst wenn ich sie gefunden hätte? Sein Los will er an das einer Entehrten knüpfen? die Liebe eines Mädchens hofft er zu erringen, das Vater und Mutter verließ, sich mit Schmach und Schande bedeckte, um einem geliebten Verführer zu folgen? Das wollte er, der früher so zart über Frauen-Ehre und Frauen-Tugend dachte? — Doch wie?“ — ein Gedanke durchzuckte sein Herz und er stand einen Augenblick still.

„Ueber alles dieses soll sie mir Rechenschaft geben,“ fuhr er fort; „halte ich doch den aus diesem Labyrinthe leitenden Faden in Händen — er soll mir nicht wieder entschlüpfen!“

Er nahm das Licht und verließ das Cabinet, dessen Thür offen geblieben war; auch die der in dasselbe führenden Stube war nur angelehnt. Alles war todtenstill im Hause, und nur der Schall seiner eigenen Tritte widerhallte auf der breiten Treppe. Er klopfte an mehrere Thüren und öffnete sie, als ihn Niemand zum Eintreten einlud; alle waren finster und leer.

Endlich kam er in's Erdgeschoß und erblickte Licht in einem Zimmer; er klopfte auch hier an und eine weibliche Stimme rief „herein!“

Eine alte Frau, mit der Brille auf der Nase, saß vor einem großen aufgeschlagenen Buche, das Robert für eine Bibel erkannte, und sah ihn neugierig an, so wie er zu ihr eintrat.

„Wo finde ich Frau von Wallen?“ fragte er sie; „ich *habe nothwendig* mit derselben zu sprechen.“

„Da sind der Herr um zwey Stunden zu spät gekommen,“ entgegnete ihm die Alte, die Brille abnehmend und aufstehend. „Die gnädige Frau, welche hier nur zur Miethe wohnten — ich bin die Hüterin des Hauses, während meine Herrschaft sich auf dem Lande befindet — „haben Alles richtig gemacht und sind dann mit Sack und Pack davon gefahren. Es war eine liebe, gute gnädige Frau,“ fuhr sie geschwätzig fort, „und obgleich man in unsrer Stadt nicht eben viel von den Adlichen hält, so kann ich doch nicht mit Recht über sie klagen.“

„Verdammt!“ rief Robert unwillig, mit dem Fuße stampfend; „so ist sie mir doch entschlüpft! Doch, gute Frau, wißt Ihr nicht, wohin sie ihren Weg genommen hat?“

„Ich kann es just nicht sagen;“ entgegnete ihm die Alte; „aber aus einem unsrer Thore wird sie wohl gefahren seyn, und weit weg, denn sie hatte Extrafuhr bestellt.“

Es blieb Roberten jetzt nichts übrig, als sich weg zu begeben und zu Rodens zurückzukehren, um diesen, die gewiß schon ängstlich seiner harrten, das Vorgefallene mitzutheilen und mit ihnen gemeinsam zu überlegen, was jetzt geschehen müsse, um die Flüchtige einzuholen und zur Rechenschaft zu ziehen, denn von derselben war ja nun fast mit Gewißheit der vollständigste Aufschluß zu erwarten.“

Indeß loderte sein Herz in dem gerechtesten Zorne gegen Friedrich auf, denn daß dieser die Flucht Aureliens befördert, wenigstens um dieselbe gewußt habe, schien ihm keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Deshalb also hatte er ihn so lange eingeschlossen gehalten? So war er ein

Helfershelfer dieſer Frau, die Robert in tiefſter Seele verachtete? Vielleicht fand noch gar ein andres Verhältniß zwiſchen beyden ſtatt, vor dem ſein Sittlichkeitsgefühl zurückbebte? ja, er konnte den ehemaligen, ſo inniggeliebten Freund in deſſen ganzem gegenwärtigen Treiben und Weſen nicht wiedererkennen — nur die äußere Hülle ſchien von demſelben geblieben und die große, ſchöne, erhabene Seele gänzlich aus derſelben entwichen zu ſeyn!

Dieſe Betrachtungen und Gedanken beſchäftigten ihn ſo ſehr und ſo ausſchließlich, daß er beynah auf ſeinem Wege nach dem Roden'ſchen Hauſe einen Mann umgerannt hätte, der ihm, gleichfalls in Nachdenken vertieft, eilig in entgegengeſetzter Richtung um die Straßenecke entgegenkam.

„Verzeihung, mein geſchätzter Herr Wertheim,“ ſagte der Andere, indem er höflich den Hut abzog, „Verzeihung für meine Unvorſichtigkeit!“

„Sie, Herr Kirchenberg?“ entgegnete ihm Robert; „bald wäre ich an Ihnen vorübergeſtreift, ohne Sie zu bemerken, und doch iſt mir Ihre Gegenwart ſehr erwünſcht. Kommen Sie mit mir, ich habe mit Ihnen zu reden, Ihnen einige Aufträge zu geben; doch müſſen Sie gleich kommen, denn die Sache hat Eile.“

„Ihre Aufträge ſind mir ſtets ſehr willkommen,“ ſagte der Kleine, eine ſehr wichtige Miene annehmend und Roberten aus ſeiner Doſe eine Priſe Spaniol anbietend; „aber Sie werden mich für jetzt, das will ſagen, für die nächſte Stunde, gütigſt entſchuldigen, denn ich habe ein Geſchäft, welches durchaus keinen Aufſchub leidet. Sie kennen vielleicht Frau von Wallen?“ .... Er hielt hier

einen Augenblick inne und sah Robert von der Seite an, indem er eine Prise nahm.

„Wohl kenne ich diese Dame," entgegnete ihm der Befragte, indem er ihn gespannt ansah; „so sind also auch Sie mit derselben bekannt? vielleicht gar in Geschäftsverbindung?"

„Vertraut dürfen Sie sagen, geschätzter Herr, ihre rechte Hand, wenn Sie wollen, denn alle ihre Geschäfte gehen durch meine Hände, und ich darf behaupten, daß die Gnädige keinen Finger in kaltes Wasser steckt, ohne mich vorher deshalb gehörig consultirt zu haben. Nun, sie weiß, daß ihr auch Keiner besser und redlicher dienen würde als ich, und so ist dies Vertrauen nur eben so gerecht, als es schmeichelhaft für mich ist, und" — —

„Wenn Sie jetzt eben zu ihr wollen," fiel Robert ihm in die Rede, »so können Sie nur gleich mit mir kommen, denn ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Frau von Wallen vor mehreren Stunden schon die Stadt verlassen hat und verreist ist."

„Als ob ich das nicht wüßte, lieber Herr! als ob die gute Dame mir aus einer so wichtigen Angelegenheit, als es eine weite Reise ist, ein Geheimniß machen könnte!"

„So sind Sie auch davon bereits unterrichtet und wissen, wohin sie den Lauf ihrer Reise richtete?" fragte ihn Robert, indem er ihn forschend ansah.

„Auch damit kann ich dienen! Die Gnädige ist in's Bad gereist, wohin sie schon von Berlin aus wollte — Sie sehen, daß ich Alles weiß — nach Pyrmont, wohin sie schon voriges Jahr reisen wollte. Doch hatte sie nicht Geld genug zu der kostspieligen Reise und dem nach kost-

spieligern Aufenthalte dort. Ich soll ihr nun hinreichende Fonds nachsenden; sehen Sie, hier sind die Anweisungen von ihrer eignen Hand auf ein Banquierhaus, die ich eben einkassiren und ihr mit der heute abgehenden Post schicken wollte.“ Er zog bey diesen Worten sein Portefeuille hervor und zeigte Roberten die Anweisungen, die wirklich von Aureliens Hand geschrieben waren.

„Schon gut,“ sagte dieser, vergnügt über die höchst willkommene Entdeckung; „besorgen Sie erst ruhig Ihre Geschäfte und kommen dann morgen, wenn es Ihnen eben paßt, zu mir, denn meine Angelegenheiten haben jetzt noch Zeit.“ Er lüftete bey diesen Worten den Hut ein wenig und eilte dann mit raschen Schritten fort, dem Roden'schen Hause zu; Kirchenberg sah ihm mit einer triumphirenden, fast höhnischen Miene nach, schlug mit den Fingern ein Schnippchen und setzte dann langsam seinen Weg fort.

Robert war kaum im Hause des Senators angelangt, als er auch schon seinem Bedienten befahl, Postpferde zu bestellen und Alles zu einer schnellen Abreise in Stand zu setzen. Dann hatte er mit dem Senator und dessen Gattin eine ziemlich lange Unterredung und kaum war eine und eine halbe Stunde verflossen, so schwang er sich in den bereitstehenden leichten Reisewagen, begleitet von den Segenswünschen des unglücklichen Paares, dessen letzte Stütze und Hoffnung er ja nur war. Wohin das Ziel dieser schnellen Reise ging, werden meine Leser errathen, ohne daß ich nöthig habe, es erst zu sagen.

Elftes Kapitel.

Robert reiſte Tag und Nacht durch, ſparte kein Geld und kam ſo raſch vorwärts; das reizende Pyrmont lag jetzt vor ihm, er hatte glücklich und ohne irgend ein Mißgeſchick das ſchöne Städtchen erreicht.

Die Jahrszeit war günſtig und ſo faſt alle Häuſer von Badegäſten überfüllt; er fand nur mit Mühe ein Unterkommen in einem ziemlich ſchlechten Wirthshauſe; aber alles dieſes war ihm jetzt im höchſten Grade gleichgültig, denn er hatte ja nur das Eine Ziel vor Augen, das, Aurelie aufzuſuchen, dieſe zur Rechenſchaft und zur Verantwortung zu zwingen. Aber vergebens waren alle ſeine Nachforſchungen — die Wallen war weder in Pyrmont, noch traf ſie während der drey Wochen, die er ſich dort, gefoltert von der höchſten Ungeduld, aufhielt, daſelbſt ein. Jedes Haus wurde von ihm und ſeinem ziemlich ſchlauen Bedienten durchforſcht, jede Promenade beſucht; ſelbſt die reizenden Umgegenden durchſtreifte man vergebens und ſo entſchloß er ſich endlich, einſehend, daß Kirchenberg ihn abſichtlich getäuſcht und irre geführt habe, zur Rückkehr. Aber der Elende, den er jetzt mit im Complot glaubte, ſollte ſeiner gerechten Rache nicht entgehen und ſo ſchrieb er vor ſeiner Abreiſe von dem Badeorte an den Senator und bat dieſen, den Geſchäftsmann feſtnehmen und auf das ſtrengſte verhören zu laſſen; wenigſtens mußte man ihm ſo das Geſtändniß von dem wahren Aufenthalte der Wallen *abzwingen können*, um den er gewiß wußte.

Nachdem er dieſe Maßregel getroffen hatte, machte er Anſtalten zur Abreiſe; aber er wollte nicht direct nach Hamburg zurückkehren, ſondern zuvor noch andre Brunnenörter beſuchen, ob er vielleicht nicht dort eine Spur von Aurelien fände.

Mit Einbruch der Nacht kam er zu Neundorf an und fand willige Aufnahme in einem guten Wirthshauſe. Indem er die Treppe deſſelben hinanſtieg, kam ein langer ſchwarzgekleideter Mann dieſelbe herunter; der volle Schein eines ſchon angezündeten Lichtes, welches die Treppe beleuchtete, fiel auf das bleiche Geſicht des Fremden; dieſer, ohne auf den Ankommenden zu ſehen, wollte raſch an ihm vorüber eilen, als Robert im höchſten Grade überraſcht ſeinen Namen rief.

Er drehte ſich jetzt zu dem Rufenden um, ſah ihn einen Augenblick mit ſeinen dunklen Augen an und ſagte dann:

„Gute Nacht, Robert, ich ſuche ſie, wie Du, und mein Wagen ſteht vor der Thür; wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt es im Sprichwort.“

„Wie, Friedrich, auch Du ſuchteſt die Wallen?“ fragte Robert ihn voll Erſtaunen.

„Die Wallen? wer ſagt denn das? Willſt Du der Deine Aufwartung machen, ſo iſt ſie oben; ich komme eben von ihr. Doch glaube es mir auf mein Wort, guter Junge, ſie weiß eben ſo wenig als Du und ich. Gehab Dich wohl, ich muß eilen!“

„Nein ich laſſe Dich ſo nicht, Du finſtrer Träumer,“ ſagte Robert, ihn beym Arm erfaſſend; Du mußt mit mir, mußt mich zu ihr begleiten, ſie zwingen, mir endlich Eu-

phemiens Aufenthalt zu entdecken, um den sie weiß, den wir nur von ihr erfahren können!"

„Wollte Gott, daß Du wahr redetest," entgegnete ihm Friedrich, sich von ihm losreißend; „wollte Gott, daß ich alles dieses träumte und zu einem schönen Glück erwachte; zu einem Glück, das ich Unseliger mit frecher Hand selbst zerstörte! Sie blühte so süß, die holde duftige Rose, sie blühte mir," fuhr er nach einer Pause mit dumpfer Stimme fort; „doch trat ich sie in den Staub, und mit ihr den letzten Rest von irdischer Glückseligkeit!"

Er fuhr sich mit diesen Worten über die in düstre Falten zusammengezogene Stirn, winkte dem Freunde mit der Hand ein Lebewohl zu und eilte rasch die Stufen vollends hinunter, in den unten bereit stehenden und mit vier raschen Braunen bespannten Reisewagen, der schnell mit ihm davon fuhr.

Kaum war er einige Schritte gefahren, so bemerkte er, daß er sich nicht allein befände; eine weiße Gestalt richtete sich in der Wagenecke empor und eine warme, zitternde Hand ergriff die seinige. Er bebte schaudernd vor dieser unerwarteten Berührung zurück, und schon wollte er dem Kutscher zurufen, zu halten; als eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme zu ihm sagte:

„Mache kein Aufsehen, Friedrich, ich bin es; die Furcht vor dem jungen Brausekopf trieb mich aufs Neue zur Flucht an."

„Wie, Du hier, Octavie?" sagte er, ihr unwillig seine Hand entziehend.

„Ich hörte Dich auf der Treppe, an die ich Dich begleitet hatte, mit ihm sprechen, erkannte sogleich seine

„Dieſer Dukaten iſt Euer,“ ſagte Robert, indem er ihm das Goldſtück zeigte, „wenn Ihr mir innerhalb einer Stunde ſichre Kunde verſchaffen könnt, wohin ſie ihren Weg genommen haben. Am leichteſten wird dieſes auf der Poſt oder bey den hieſigen Fuhrleuten zu erfahren ſeyn, denn zu Fuße werden ſie doch nicht den Weg angetreten haben.“

„Ich kann Ihnen wirklich nichts darüber ſagen, gnädiger Herr,“ entgegnete ihm der Aufwärter; „doch fürchte ich, daß wir einen ſchweren Stand haben werden, da jetzt faſt ſtündlich Wagen mit Gäſten von allen Gegenden ankommen und ſtündlich wieder welche abgehn, die dann gern Reiſende mit zurücknehmen; doch verſpreche ich Ihnen, mein Möglichſtes thun zu wollen. Befehlen Sie auch noch ſonſt etwas?“

„Ihr findet mich in einer Stunde in Nummer 4, welches man mir zum Wohnzimmer angewieſen hat,“ ſagte Robert; „wir wollen ſehen, wer glücklicher in dieſer Zeit in ſeinen Nachforſchungen geweſen iſt, Ihr oder ich.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich und ſtieg eben jene zweyte Treppe hinab, über die auch die Wallen die Flucht ergriffen hatte.

Auf dem weiten Vorhofe ſtanden mehrere Männer und Frauen, die den ankommenden Reiſenden ihre Dienſte zur Abladung des Gepäcks und zu andern kleinen Geſchäften, gegen eine geringe Vergütung, anzubieten pflegen, und eins von dieſen geſchäftigen Geſchöpfen, ein junger rüſtiger Burſche, wurde leicht von Roberten gewonnen, ihn zur Poſt und zu allen Orten zu führen, wo die an-

kommenden und abfahrenden Fuhrleute sich aufzuhalten pflegten.

Er schien jetzt mehr als früher vom Glück begünstigt zu werden, denn in einer elenden Schenke, die von Kutschern wimmelte, sagte man ihm, daß ein einzelner Mann, dem Anscheine nach ein Bedienter, vor einer halben Stunde mit einem leer zurückfahrenden Wagen nach Oldendorf abgefahren sey; er habe verschiedenes Gepäck, welches von zwey Männern getragen wurde, bey sich gehabt, und schiene sehr große Eile gehabt zu haben.

Robert beschrieb dem Wirthe, der ein freundlicher, geschwätziger Alter war, den Diener der Wallen, so wie die Livree desselben, und hatte das Vergnügen, zu hören, daß diese Beschreibung genau mit dem Abgereisten übereinstimme.

„Jetzt treibt mir Pferde, rasche, muntre Pferde, und sobald als irgend möglich, auf," wandte er sich an seinen bisherigen Führer; „je schneller Ihr mich bedient, je größer soll Eure Belohnung seyn. Ihr wißt mich ja zu finden, in Nummero 4 im goldenen Falken."

„Sie sollen trefflich bedient werden, gnädiger Herr," sagte der Bursche, indem er sich nach der andern Seite entfernte, und wirklich saß auch Robert schon nach einer Stunde in seinem mit vier muthigen Pferden bespannten Wagen, der rasch mit ihm davon flog.

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

Sieh' doch die schönen Blumen!
Hier Krokus, hier Violen,
Narzissen dort und milde
Vergißmeinnicht! Wer pflücket
Die meisten wohl auf morgen
Zu Deinem Wonnefeste?" —
Die holde Göttin lächelt,
Und spricht: „So laß uns pflücken!" —
Weit schneller doch ist Amor,
Und freut sich schon des Sieges,
Als Phyllis kommt, die Schönste
Der Hirtinnen, vom Busche,
Wo scherzend sie mit Damon,
Dem treuen Schäfer, weilte.
Sie hilft Cytheren sammeln,
Und Amor bleibt zurücke:
Er stampft voll Zorn die Erde,
Und ruft: „Du sollst es büßen!"
Da plötzlich wird verwandelt
Die anmuthreiche Phyllis
In eine weiße Taube.
Der arme Damon klaget,
Und fleht: o Göttin, scheide
Mich nie von meiner Trauten!"
Mitleidig spricht Cythere:
„Dem schlimmen Sohn zum Trotze
Gesell' ich hier der Unschuld
Und Treu' erwählte Farben!"
Da plötzlich wird verwandelt
Der liebevolle Damon
In einen blauen Tauber:
Das frohe Paar durchflattert
Die Luft; es fliegt auf Ulmen,
Und schnäbelt sich so zärtlich,
Und zieht, vereint auf immer,
Cytherens gold'nen Wagen.

L. Geib.

Die
Französische
Ritterschaft
von
Frau Amable
Tastu.
Uebersetzt
von
Carl Geib.

Das Franzöſiſche Ritterthum.

Von

Frau Amable Taſtu, geb. Voïart.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl Geib.

Vorerinnerung des Originals.

Aus Furcht, einem Werke von wenigem Belang ein wiſſenſchaftliches Anſehn zu geben, wollte ich nicht auf jeder Seite die Schriftſteller anführen, aus welchen ich die mir nothwendigen Belege geſchöpft habe. Es ſey mir genug, ſie hier denjenigen meiner Leſer zu nennen, deren Neugier etwa die darin herrſchende Genauigkeit zu bewahrheiten ſucht. Man wird leicht erkennen, was ich den trefflichen Denkwürdigkeiten des La Curne de Sainte-Palaye verdanke. Der Pater Menétrier, der P. Daniel, und Herr von Roquefort, haben mir den übrigen Stoff geliefert.

Zudem konnte ich nichts Beſſeres thun, als aus der allgemeinen Sammlung der die Geſchichte Frankreichs betreffenden Denkwürdigkeiten zu ſchöpfen, und habe auch manchmal die Ausdrücke des berühmten Schriftſtellers, von dem wir den Geiſt des Chriſtenthums beſitzen, entlehnt.*)

Zum Verſtändniß einiger veralteten Worte, die den Leſer verweilen könnten, gab ich am Schluß ein kleines Wortregiſter der romaniſchen Sprache. Hat dieſes Büchlein Erfolg, (welches ich mir aber noch nicht zu ſchmeicheln wage,) ſo ſind bereits manche Materialien zu deſſen Fortſetzung geſammelt. Die Troubadours würden dann das Franzöſiſche Ritterthum ergänzen, und ich würde, nach dem nämlichen Plan, die glänzendſten und berühmteſten Epochen des Ritterthums bey verſchiedenen Nationen aufeinander folgen laſſen.

*) Chateaubriand.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Manche herrliche Tugenden und Gefühle, welche die jetzige Zeit noch hegt, ſtammen aus dem ſogenannten Mittelalter, und unverkennbar iſt der Einfluß ſeines Geiſtes auf die ſittliche Bildung der Neueren. Ehre, Liebe und Glaube ſind das Eigenthum jeder edlen Seele. Das Ritterthum hat die zarte Huldigung gegen die Frauen, den Muth in Gefahren, den Schutz der Unterdrückten, und unverbrüchliche Treue in Wort und That, mit Andacht und Gottesfurcht im Bunde, als unabänderliche Grundſätze aufgenommen und den Sinn dafür noch höher geſteigert. Ich erwähne nicht die Mißbräuche, welche man demſelben Schuld gibt; ſie lagen nicht im Geiſte des Inſtituts, ſondern in den Verhältniſſen der Zeit. Das Ritterthum im engern Sinne des Worts iſt rein-Germaniſchen Urſprungs; denn es iſt hinlänglich hiſtoriſch erwieſen, daß ſeine Elemente ſich bey unſern Altvordern ſchon vor Einführung des Chriſtenthums fanden, woher es ſich, als letzteres dazu trat, ſpäter entwickelte. Dies geſchah zuerſt bey den Franken unter Karl dem Großen, ja bereits vor demſelben, und ſehr viel wirkten in der Folge die Normannen, welche, aus dem Scandinaviſchen Norden kommend, ſich hauptſächlich an der nördlichen Küſte Frankreichs, und dann auch in ſüdlicheren Landen, feſtſetzten, auf den ritterlichen Geiſt durch ihren kühnen Hang zu Abentheuern und ihren poetiſchen Sinn, wo dann auch von ihnen manche Heldenſagen der neuen Heimath, gleich denen ihres Stammlandes, dichteriſch ausgebildet wurden. Es iſt alſo nicht zu läugnen, daß das Ritterthum in Frankreich zuerſt ſeine wahre Geſtalt erhielt und

den Rittern anderer Nationen zum Muster diente, was besonders in den Kreuzzügen geschah, durch welche diese Gestalt erst recht vervollkommnet ward. Es wurde unter den übrigen Völkern im nämlichen Sinne geübt, und trug nur bey jedem die eigenthümliche Farbe des Klima's und Nationalcharacters. Die Normannen brachten als Eroberer seinen ächten Geist nach England, wo er mit der schlicht-Germanischen Weise der Angelsachsen zusammentraf; den Deutschen gefiel besonders das freye Burgleben in der schönen, frischen Natur ihrer Höhen und Wälder; in den heitern Gegenden des südlichen Frankreichs und Cataloniens verband sich ein harmlos-idyllisches Wesen mit Ritterthum und Galanterie, und bey den Spaniern herrschte der ernste, alt-Castilische oder westgothische Heldengeist im Anhauche des Südens, und zugleich wirkten hier die abentheuerlich-kriegerische Neigung und die fruchtbare Phantasie der Araber, mit welchen jene im langen und endlich siegenden Kampfe standen, so daß in diesem Lande ein romantischer Geist begründet ward, der sich, auch unter manchen ungünstigen Umständen, auf besondere Weise erhielt und fortpflanzte. —

Ich hoffe, mit der Uebersetzung der vorliegenden Bogen, worin eine Dame, nach Benutzung der Quellen, welche unterrichtete und sachkundige Männer lieferten, den Geist des Ritterthums und einige Charactere desselben bey ihrer Nation mit wenigen, aber schönen und treffenden, Zügen geschildert hat, unsern verehrten Leserinnen und Lesern keine unerfreuliche Gabe zu spenden, um so mehr, da jetzt so manche herrliche Blume der Poesie aus jener Zeit wieder an das Licht gezogen wird.

Die Gedichte, welche sich wahrscheinlich auf Lieder von Troubadours und sonstige Poesieen der Ritterzeit gründen, habe ich theils im Versmaße des Originals, theils, bey der Empfänglichkeit der Deutschen Sprache für alle Arten rhythmischer Kunst, in andern, südlichen oder nordischen, Formen nachzubilden gesucht.

dern auch die Aufopferung seines Blutes und seines Lebens zu verlangen. Wer sich dieser Pflicht entzog, entehrte sich für den Rest seiner Tage. Die Damen hatten noch ein besonderes Vorrecht. Ohne Waffen, um sich im Besitz ihrer Güter zu behaupten, und ohne Mittel, ihre bedrohte Unschuld zu erweisen, wäre ihnen oft Land und Vermögen von einem ungerechten und mächtigen Nachbar geraubt worden, und ihr guter Name unter den Pfeilen der Verläumdung erlegen, hätten sich nicht stets die Ritter sogleich zu ihrer Vertheidigung gewaffnet. Es gehörte zu den Hauptartikeln dieser Anstalt, nicht übel von den Damen zu reden, und nicht zu erlauben, daß Jemand sich dessen in Gegenwart der Ritter unterstand.

Wenn die Vernachlässigung ihrer Pflicht gegen unterdrückte oder beleidigte Privatpersonen sie schon allein herabwürdigen konnte, mit welchem Schimpf würde sich nicht derjenige bedeckt haben, der im Kriege vergessen hätte, was er seinem Fürsten und seinem Vaterlande schuldig war? Vermöge seines Standes Richter über alle Pairs, *) das heißt, über alle, die, nach der Lehnsverfassung seines

*) Pairs. In den Romanen von Karl dem Großen wird oft der zwölf Pairs (worunter Roland, Olivier, Rinaldo von Montalban ꝛc.) gedacht, nämlich der zwölf erblichen Kronvasallen, die sich an Rittertugenden gleich waren oder doch seyn sollten. In der Folge hießen Pairs oder Pares Franciae alle vom König unmittelbar belehnte Barone, deren jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden konnte. Daher entsprang die jetzt wieder bestehende Kammer der Pairs unter den Deputirten des Königreichs. Geschichtlich kennt man jene zwölf Pairs (sechs geistliche und sechs weltliche) erst unter Ludwig VII. (S. Wielands Anm. zum Oberon). G.

Gleichen waren, hätte er sich durch Urtheilssprüche wider das Gesetz der Billigkeit nicht weniger entehrt, als auf dem Schlachtfelde durch Handlungen wider das Kriegsgesetz. Aber die Schärfe der Gerechtigkeit und der strenge Ernst mußten zugleich bey ihm gemäßigt seyn durch eine Milde, eine Bescheidenheit und ein abgeschliffenes Wesen, welche der Name Höflichkeit (Courtoisie) vollkommen ausdrückt, und deren Regeln in keinen andern Gesetzen so förmlich zu finden sind, als in denen des Ritterthums. Auch besteht kein sonstiges Gesetz mit so vieler Gewalt auf der Nothwendigkeit, sein Wort unverletzlich zu halten, und keins flößt einen solchen Abscheu gegen Lügen und Falschheit ein, wie diese. Man kann bey la Colombière die sechs und zwanzig Artikel des von den Rittern geleisteten Eides sehen, unter welchen derjenige zu bemerken ist, welcher sie verband, nach der Rückkehr von ihren Unternehmungen oder Fahrten genaue und treue Rechenschaft abzulegen über alle glücklichen oder unglücklichen, ehrenvollen oder demüthigenden Abentheuer, welche sie bestanden, und welche sämmtlich in die Berichte der Herolde oder Wappendiener eingetragen wurden. Die Erzählung ihres Thatenglücks belebte den Muth der andern Ritter; die ihrer Unfälle tröstete im Voraus jene, welche das nämliche Loos erfahren konnten, und lehrte sie, sich dadurch niemals beugen zu lassen. Zudem war es ein Mittel, die Liebe der Wahrheit, diese alleinige dauerhafte Grundlage aller Tugenden, im Geist und Herzen der Ritter festzuhalten und jeder Probe zu unterwerfen. Wenn auch diese Wahrheitsliebe nicht in aller Reinheit aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums auf das unsrige über-

dern auch die Aufopferung seines Blutes und seines Lebens zu verlangen. Wer sich dieser Pflicht entzog, entehrte sich für den Rest seiner Tage. Die Damen hatten noch ein besonderes Vorrecht. Ohne Waffen, um sich im Besitz ihrer Güter zu behaupten, und ohne Mittel, ihre bedrohte Unschuld zu erweisen, wäre ihnen oft Land und Vermögen von einem ungerechten und mächtigen Nachbar geraubt worden, und ihr guter Name unter den Pfeilen der Verläumdung erlegen, hätten sich nicht stets die Ritter sogleich zu ihrer Vertheidigung gewaffnet. Es gehörte zu den Hauptartikeln dieser Anstalt, nicht übel von den Damen zu reden, und nicht zu erlauben, daß Jemand sich dessen in Gegenwart der Ritter unterstand.

Wenn die Vernachlässigung ihrer Pflicht gegen unterdrückte oder beleidigte Privatpersonen sie schon allein herabwürdigen konnte, mit welchem Schimpf würde sich nicht derjenige bedeckt haben, der im Kriege vergessen hätte, was er seinem Fürsten und seinem Vaterlande schuldig war? Vermöge seines Standes Richter über alle Pairs, *) das heißt, über alle, die, nach der Lehnsverfassung seines

*) Pairs. In den Romanen von Karl dem Großen wird oft der zwölf Pairs (worunter Roland, Olivier, Rinaldo von Montalban ꝛc.) gedacht, nämlich der zwölf erblichen Kronvasallen, die sich an Rittertugenden gleich waren oder doch seyn sollten. In der Folge hießen Pairs oder Pares Franciae alle vom König unmittelbar belehnte Barone, deren jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden konnte. Daher entsprang die jetzt wieder bestehende Kammer der Pairs unter den Deputirten des Königreichs. Geschichtlich kennt man jene zwölf Pairs (sechs geistliche und sechs weltliche) erst unter Ludwig VII. (S. Wielands Anm. zum Oberon). G.

Gleichen waren, hätte er sich durch Urtheilssprüche wider das Gesetz der Billigkeit nicht weniger entehrt, als auf dem Schlachtfelde durch Handlungen wider das Kriegsgesetz. Aber die Schärfe der Gerechtigkeit und der strenge Ernst mußten zugleich bey ihm gemäßigt seyn durch eine Milde, eine Bescheidenheit und ein abgeschliffenes Wesen, welche der Name Höflichkeit (Courtoisie) vollkommen ausdrückt, und deren Regeln in keinen andern Gesetzen so förmlich zu finden sind, als in denen des Ritterthums. Auch besteht kein sonstiges Gesetz mit so vieler Gewalt auf der Nothwendigkeit, sein Wort unverletzlich zu halten, und keins flößt einen solchen Abscheu gegen Lügen und Falschheit ein, wie diese. Man kann bey la Colombière die sechs und zwanzig Artikel des von den Rittern geleisteten Eides sehen, unter welchen derjenige zu bemerken ist, welcher sie verband, nach der Rückkehr von ihren Unternehmungen oder Fahrten genaue und treue Rechenschaft abzulegen über alle glücklichen oder unglücklichen, ehrenvollen oder demüthigenden Abentheuer, welche sie bestanden, und welche sämmtlich in die Berichte der Herolde oder Wappendiener eingetragen wurden. Die Erzählung ihres Thatenglücks belebte den Muth der andern Ritter; die ihrer Unfälle tröstete im Voraus jene, welche das nämliche Loos erfahren konnten, und lehrte sie, sich dadurch niemals beugen zu lassen. Zudem war es ein Mittel, die Liebe der Wahrheit, diese alleinige dauerhafte Grundlage aller Tugenden, im Geist und Herzen der Ritter festzuhalten und jeder Probe zu unterwerfen. Wenn auch diese Wahrheitsliebe nicht in aller Reinheit aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums auf das unsrige über-

die gute Edelfrau durch den hintern Theil des Thurms heraus, ließ ihren Sohn vor ſich kommen, und ſprach folgende Worte zu ihm: „Pierre, mein lieber Freund, Du trittſt nun in den Dienſt eines adelichen Fürſten. So viel eine Mutter ihrem Kinde etwas empfehlen kann, empfehle ich Dir drey Dinge, ſo ſehr ich nur kann, und wenn Du ſolches thuſt, ſo ſey verſichert, daß Du ehrenvoll in dieſer Welt leben wirſt. Das erſte davon iſt, daß Du vor allem Gott liebeſt und ihm dieneſt, ohne ihn jemals auf irgend eine Art zu beleidigen. Befiehl Dich ihm jeden Morgen und Abend, und er wird Dir beyſtehen. Das zweyte iſt, daß Du gegen alle Edelleute mild und höflich ſeyſt und jeden Hochmuth von Dir entferneſt. Sey kein Verläumder, kein Lügner! halte Dich mäßig ſowohl im Eſſen, als im Trinken! Fliehe den Neid; denn er iſt ein ſchändliches Laſter. Sey kein Schmeichler, kein Ohrenbläſer; denn dergleichen Menſchen werden nicht leicht edel gebildet. Sey aufrichtig in That und Rede; halte immer Wort; ſey hülfreich armen Wittwen und Waiſen, und Gott wird es Dir lohnen! Mit dem dritten Theil der Güter, ſo Gott Dir verleihen wird, ſey wohlthätig gegen arme Nothleidende; denn kein Menſch verarmt, der ihm zu Ehren ſchenket. Nimm ſo viel von mir, mein Sohn, daß Du ein Allmoſen geben kannſt, welches Dir herrlich an Leib und Seele gedeihen ſoll. Dies iſt alles, was ich Dir auferlege. Wohl, glaube ich, werden Dein Vater und ich nicht mehr lange leben. Gott erzeige uns zum allerwenigſten die Gnade, daß, ſo lange wir am Leben ſind, uns immer guter Bericht von Dir zukomme.“ — Hierauf antwortete ihr der gute Ritter, ſo jung er auch war: „Frau

Mutter! Ich danke Euch in möglichſter Demuth für die gute Lehre, und hoffe ſie ſo genau zu befolgen, daß vermittelſt der Gnade desjenigen, in deſſen Schutz Ihr mich empfehlt, Ihr damit zufrieden ſeyn werdet. Und jetzt, nachdem ich mich ſehr demüthig Eurer Gnade empfohlen, nehme ich Abſchied von Euch.“ — Die gute Dame zog aus ihrem Aermel ein kleines Beutelchen, worin ſie nur ſechs Thaler in Gold und einen in Münze hatte, welche ſie ihrem Sohne gab. Dann rief ſie einem der Diener ihres Bruders, des Biſchofs von Grenoble, und übergab ihm ein kleines Felleiſen, in dem ſich einiges ihrem Sohne nöthige Weißzeug befand, mit dem Erſuchen, er wolle, wenn Letzterer dem edlen Herrn von Savoyen vorgeſtellt ſey, den Diener des Schildknappen, unter deſſen Aufſicht er ſtehen würde, bitten, daß er ein wenig darauf Acht haben möge, bis jener älter geworden, und ſtellte ihm zwey Thaler zu, um ſie demſelben zu geben. Nach dieſem Geſpräch nahm der Biſchof von Grenoble Abſchied von der Geſellſchaft, und rief ſeinem Neffen, der, als er ſich auf ſeinem edlen Streithengſte befand, im Paradies zu ſeyn glaubte. So ſchlugen ſie den geraden Weg nach Chambéry ein, wo ſich damals der Herzog Karl von Savoyen aufhielt. —

III. Der Edelknabe.

Die Stelle eines Edelknaben oder dienenden Pagen (Page Varlet, auch Damoiſeau*) war

*) Damoiſeau, Damiſel, Dameiſel, Damoiſel: ein Jüngling von edler Herkunft, der noch nicht die Ritterwürde empfangen hatte, aber darnach ſtrebte. T.

die erste, welche man den jungen Leuten gab, die aus den Jahren der Kindheit traten. Die übrigen Diener des Hauses von geringerer Klasse wurden als Unterknechte mit dem Namen Gros-Varlets bezeichnet. Jene Edelknaben hatten den gewöhnlichen Dienst bey ihrem Herrn und ihrer Gebieterin zu verrichten. Sie begleiteten solche auf der Jagd, auf Besuchen oder Lustritten, waren ihre Botschafter, bedienten sie sogar an der Tafel und schenkten ihnen den Trunk ein. Der erste Unterricht, welchen man denselben ertheilte, betraf hauptsächlich die Liebe Gottes und der Damen. Um den jungen Neuling die Regeln der Galanterie ausüben zu lehren, überließ man ihm frühzeitig die Wahl von einer unter den schönsten, edelsten und tugendhaftesten Damen des Hofes, wo er sich aufhielt. Ihr mußte er, wie einem höheren Wesen, über alle seine Gefühle, Gedanken und Handlungen Rechenschaft ablegen. Oft entstand im Herzen des jungen Edelknaben für die Tochter seines Herrn jene dauerhafte zärtliche Neigung, welche nachmals Wunder von Tapferkeit unsterblich machten. Ungeheure Gothische Gebäude, bejahrte Wälder, und große Teiche in einsamer Gegend nährten diese unzerstörbare Leidenschaft, welche sich zu einer Art von Geschick oder von Bezauberung gestaltete.

Vom Gefühl des Muthes erregt, verfolgte der Edelknabe die männlichen Uebungen, welche ihm der Ehre Bahn eröffneten. Auf einem ungezähmten Roß traf er im dichten Hain mit seiner Lanze die wilden Thiere, oder er rief den Falken von des Himmels Höhe zurück, und zwang den Tyrannen der Lüfte, sich, furchtsam und unterwürfig, auf seine kühne Faust zu setzen. Bald ließ er, wie Achill als

Kind gethan, die Renner in der Ebne dahinfliegen, und schwang sich von einem auf den andern, indem er über sein Kreuz sprang oder schnell ihm auf dem Rücken saß. Bald stieg er bis zur obersten Höhe einer wankenden Leiter, dachte sich schon auf der Bresche, und rief: Montjoie Saint Denis! —

Manchmal versammelte er seine jungen Gefährten, und übte sich mit ihnen, den Stein oder den Wurfspeer zu schleudern, oder einen Paß zu vertheidigen, welchen Andere erzwingen wollten. Sie bildeten dann aus ihren Kappen (Chaperons) eine Art von Helm oder Sturmhaube, und stritten um die Eroberung irgend eines Platzes. Auf solche Art schufen ihnen diese Kampfspiele, als Vorbereitung zu den Arbeiten des Kriegs, den Hang für das Turnieren, eine des ritterlichen Muthes so würdige Ergötzlichkeit.

Aber das Wichtigste im Unterricht des jungen Zöglings, und was man ihn auch wirklich vor allem lehrte, war, daß er den herrlichen Character des Ritterthums hochachten, und in den Rittern die Tugenden, welche sie zu diesem Rang erhoben, verehren müsse. Die Beyspiele, welche er am Hofe seines Barons sah, kamen diesen Grundsätzen zu Hülfe. Denn hierher zogen unaufhörlich bekannte und unbekannte Ritter, welche sich gefährlichen Abentheuern geweiht, und die allein aus den Königreichen von Catay,*) von den Gränzen Asiens, und aus jenen mährchenhaften Landen, wo sie dem Unrecht gesteuert und die Ungläubigen bekämpft, zurückkehrten.

*) Catáy, eine Landschaft in China. G.

die erste, welche man den jungen Leuten gab, die aus den Jahren der Kindheit traten. Die übrigen Diener des Hauses von geringerer Klasse wurden als Unterknechte mit dem Namen Gros-Varlets bezeichnet. Jene Edelknaben hatten den gewöhnlichen Dienst bey ihrem Herrn und ihrer Gebieterin zu verrichten. Sie begleiteten solche auf der Jagd, auf Besuchen oder Lustritten, waren ihre Botschafter, bedienten sie sogar an der Tafel und schenkten ihnen den Trunk ein. Der erste Unterricht, welchen man denselben ertheilte, betraf hauptsächlich die Liebe Gottes und der Damen. Um den jungen Neuling die Regeln der Galanterie ausüben zu lehren, überließ man ihm frühzeitig die Wahl von einer unter den schönsten, edelsten und tugendhaftesten Damen des Hofes, wo er sich aufhielt. Ihr mußte er, wie einem höheren Wesen, über alle seine Gefühle, Gedanken und Handlungen Rechenschaft ablegen. Oft entstand im Herzen des jungen Edelknaben für die Tochter seines Herrn jene dauerhafte zärtliche Neigung, welche nachmals Wunder von Tapferkeit unsterblich machten. Ungeheure Gothische Gebäude, bejahrte Wälder, und große Teiche in einsamer Gegend nährten diese unzerstörbare Leidenschaft, welche sich zu einer Art von Geschick oder von Bezauberung gestaltete.

Vom Gefühl des Muthes erregt, verfolgte der Edelknabe die männlichen Uebungen, welche ihm der Ehre Bahn eröffneten. Auf einem ungezähmten Roß traf er im dichten Hain mit seiner Lanze die wilden Thiere, oder er rief den Falken von des Himmels Höhe zurück, und zwang den Tyrannen der Lüfte, sich, furchtsam und unterwürfig, auf seine kühne Faust zu setzen. Bald ließ er, wie Achill als

Kind gethan, die Renner in der Ebne dahinfliegen, und schwang sich von einem auf den andern, indem er über sein Kreuz sprang oder schnell ihm auf dem Rücken saß. Bald stieg er bis zur obersten Höhe einer wankenden Leiter, dachte sich schon auf der Bresche, und rief: Montjoie Saint Denis! —

Manchmal versammelte er seine jungen Gefährten, und übte sich mit ihnen, den Stein oder den Wurfspeer zu schleudern, oder einen Paß zu vertheidigen, welchen Andere erzwingen wollten. Sie bildeten dann aus ihren Kappen (Chaperons) eine Art von Helm oder Sturmhaube, und stritten um die Eroberung irgend eines Platzes. Auf solche Art schufen ihnen diese Kampfspiele, als Vorbereitung zu den Arbeiten des Kriegs, den Hang für das Turnieren, eine des ritterlichen Muthes so würdige Ergötzlichkeit.

Aber das Wichtigste im Unterricht des jungen Zöglings, und was man ihn auch wirklich vor allem lehrte, war, daß er den herrlichen Character des Ritterthums hochachten, und in den Rittern die Tugenden, welche sie zu diesem Rang erhoben, verehren müsse. Die Beyspiele, welche er am Hofe seines Barons sah, kamen diesen Grundsätzen zu Hülfe. Denn hierher zogen unaufhörlich bekannte und unbekannte Ritter, welche sich gefährlichen Abentheuern geweiht, und die allein aus den Königreichen von Catay,*) von den Gränzen Asiens, und aus jenen mährchenhaften Landen, wo sie dem Unrecht gesteuert und die Ungläubigen bekämpft, zurückkehrten.

*) Catáy, eine Landschaft in China. G.

„Man sieht (sagt Froissard,*) wo er von dem Hause Foix spricht) in dem Saal, im Gemach und im Hofe Ritter und Ehren-Schildknappen ein- und ausgehen, und man hört sie von Waffen und Liebe sprechen. Hier fand sich alles, was ehrenvoll war; jede Kunde, aus welchem Land und aus welchem Königreich sie auch seyn mochte, vernahm man daselbst; denn sie kamen, um der Tapferkeit des edlen Herrn Willen, aus allen Ländern dahin.“

Der junge Edelknabe erholte sich von den Beschwerden des Tags, wenn die Burgbewohner, um den großen Heerd vereint, durch wundervolle Erzählungen ihre Abendstunden kürzten. Oft sangen die Dame des Schlosses und ihre Fräulein**) eine alte Ballade, vom einförmigen und leisen Geräusch der Spindeln und Webstühle begleitet. Bey ritterlichen Waffen galt damals der Grundsatz:

Geräusch' im Feld, Lust auf der Burg!

„Wenn der edle Herr Amanien des Esears; sich im Winter, nach dem Aufstehen von der Tafel, in dem mit Matten wohl belegten oder tapezirten Saale an ein gutes Feuer gesetzt, hatte er seine Knappen um sich, und unterhielt sich mit ihnen über Waffen und Liebe. Denn alles in seinem Hause, bis auf die geringsten Knechte, gab sich mit Lieben ab.“ —

---

*) Ein Chronikschreiber unter der Regierung König Ludwigs XII. von Frankreich. G.

**) Fräulein (Damoiselle, Damiselle, Dameiselle, Donselle): eine Tochter von edler Herkunft, oder ein Weib, das nicht den Damentitel hatte und die Gattin eines Junkherrn (Damoiseau) oder Schildknappen war. T.

IV. Der Schildknappe.

Der Edelknabe ging zum Schildknappen (Ecuyer) über, und die Religion führte bey jedem Wechsel den Vorsitz. Den diese höhere Stufe betretenden Jüngling begleitete sein Vater oder seine Mutter zum Altar. Jedes huldigte mit einer Kerze in der Hand. Der Priester, welcher den Gottesdienst hielt, nahm vom Altar ein Schwert, und umgürtete mit demselben, nach wiederholtem Segenspruch, den jungen Edelmann, der es von jetzt an trug. In Ermanglung der Eltern gelobten mächtige Pathen oder schöne Pathinnen am Altare für den künftigen Helden Gottesfurcht, Treue und Liebe.

Die Schildknappen waren nach dem Dienst, wozu man sie gebrauchte, in mehrere Klassen getheilt. Die ehrenvollste Stelle war die eines Leib-Schildknappen, der auch Ehren-Schildknappe genannt ward.

In diesem neuen Stande, zu dem man gewöhnlich im Alter von vierzehn Jahren gelangte, konnte der junge Zögling aus den Beyspielen, nach welchen er sich bilden sollte, noch größeren Vortheil ziehen. Er gab sich nunmehr alle Mühe, die Gewogenheit seines Herrn zu verdienen, dem Hof, an dem er stand, zu gefallen, und den Fremden, welche dorthin zum Besuch kamen, die Ehrenbezeigungen (honneurs, ein Ausdruck, der sich bey uns erhielt) zu leisten; ja, er verdoppelte seine Kräfte, um mit allen Vorzügen zu erscheinen, die äussere Annehmlichkeit, zuvorkommender Empfang, höfliche Redensart, Bescheidenheit, Weisheit und Zurückhaltung im Gespräch, nebst einer edlen Leichtigkeit sich auszudrücken, wo es nö-

thig war, verleihen kann. Der junge Schildknappe lernte lange insgeheim diese Kunst der Wohlredenheit; weil er als vorschneidender Knappe (Ecuyer-tranchant) den Gastmählern stehend beywohnte, und, wie die Krieger Homer's, das Geschäft hatte, selbst die Speisen zu zerlegen, und sie den edlen Gästen, mit welchen er umgeben war, auszutheilen. Die größten Herren schämten sich nicht der Verrichtung solcher Dienste, welche in den Schlössern der Fürsten manchmal von ihren eigenen Söhnen geleistet wurden. Der junge Graf von Foix war Vorschneider an der Tafel seines Vaters Gaston de Foix, wie Froissard erzählt, der uns die Geschichte von dem tragischen Ende dieses jungen Prinzen aufbewahrte.

„An einer Tafel, dem König gegenüber, (sagt der edle Herr von Joinville,) aß der König von Navarra, welcher sehr geschmückt und geziert war mit Goldstoff an Waffenrock*) und Mantel, das Wehrgehänge, die Bukkeln und den Hauptschmuck von feinem Golde — bey welchem ich vorschnitt." —

Nach der Mahlzeit bot der Schildknappe den Tischgenossen das Waschbecken an, und ordnete alles für die Vergnügungen, welche gewöhnlich folgten. Des Abends, nachdem er den Schlaftrunk gebracht, führte er die Gäste seines edlen Herrn in die für sie bestimmten Gemächer.

---

*) Waffenrock: ein bis auf die Lenden herabgehendes Gewand, welches beständig von den Rittern über der Rüstung getragen ward. Es hatte kurze Aermel und stand offen an den Seiten. Gefüttert war es mit Hermelinpelz oder mit Grauwerk, und jeder ließ darauf in kostbarem Stoffe sein Wappen sticken. T.

Die Runde, welche er um Mitternacht in den Sälen und Höfen der Burg machte, beschloß sein Tagewerk.

Der Schildknappe folgte seinem Herrn in den Krieg, trug seine Lanze und seinen Helm *) über dem Sattelknopf, und führte seine Rosse mit der rechten Hand. „Als er in den Wald kam, begegnete er vier Schildknappen, welche vier weiße Streithengste an der rechten Hand führten.“ **)

In den Schlachten war seine Pflicht, dem Ritter Waffen zu bringen, ihm ein frisches Pferd zu geben, und die Streiche, welche man auf ihn gerichtet, abzuwehren, jedoch sich immer in den engen Schranken der Vertheidigung haltend. Auch bewachte er die im Kampfe gefangenen Gegner. Man fühlt, welchen Eindruck dieses Schauspiel auf das Gemüth derjenigen, so Zeugen davon waren, hervorbringen mußte. Wie lebhaft war ihr Verlangen, auch solchen Ruhm zu erhalten, sobald ihnen darnach zu streben vergönnt wäre! Nie kam der Nacheifer, diese mächtige Triebfeder glänzender Thaten, stärker in das Spiel, als bey der Anstalt des Ritterthums. Jeder Schildknappe durfte nach dem Range seines Herrn trachten; er wußte, daß dieser wie er begonnen hatte. Die Streitbahn war geöffnet; der Erfolg hing von dem Muth ab, und alles wirkte, ihn zu entflammen.

*) Der Helm: eine Kaske mit einem Visier, die zur Bewaffnung des Hauptes diente. T.

**) Der Streithengst: ein Hand- und Schlachtpferd, tauglich für einen bewaffneten Mann, und zugeritten auf der Bahn für die Ritter, welche sich desselben bey Festlichkeiten, Kampfspielen, Turnieren, und bey dem Heere bedienten. Dieses Roß hieß Dextrier oder Destrier, und ward auch Lanzen- und Dienstpferd, auch Renner (coursier und courserot) genannt. T.

Ward ein Turnier veranstaltet, so beneidete heimlich der junge Schildknappe, wenn er seinem Herrn die Rüstung anlegte, dessen Loos. Jedoch erfüllte er seine Pflicht, und führte den stolzen Hengst vor, dessen kriegerisches Feuer durch den fernen Klang der Trompeten erhoben ward. Er folgte mit seinen Augen dem Paladin, der in die Schranken flog. Jede brave That erhöhte seinen Durst nach Ruhm, und wenn nun der Sieger den Preis aus den Händen der Schönsten empfing, dann war er nicht länger Meister seiner heftigen Gemüthsbewegung. Armer Knappe! Dein Herz hat vielleicht unter diesen edlen Damen gewählt; noch darfst Du nicht ihre Farbe tragen, und während Du unbeweglich und gedankenvoll auf der Seite stehst, fodern Deine Wünsche jetzt die herrliche Würde, nach welcher Du strebst, und welche Dir wenigstens das Recht verleihen soll, eine so treue und so lang in Dich verschlossene Liebe zu gestehen.

V. Der Ritterorden.

Wenn dem Waffen-Aspiranten (Poursuivant d'armes) nichts mehr an den nöthigen Eigenschaften fehlte, ward er zum Empfang der Ritterwürde zugelassen. Das für diese Ceremonie gesetzlich vorgeschriebene Alter war das von ein und zwanzig Jahren. Doch wurde diese Regel nicht als ständig beobachtet. Die Geburt gab unsern Prinzen vom Geblüt und allen Fürsten gewisse Vorrechte, welche ihren höheren Rang bezeichneten, und auch die übrigen Aspi-

ranten erhielten die Ritterwürde eher, als der Gebrauch es verlangte, wenn ihr Verdienst, wie Brantôme sagt, sie alt und reif dazu gemacht hatte.

Den Tag vor seiner Aufnahme bereitete sich der Neophyte zu der Ehre vor, die ihn erwartete, und zwar durch alle Handlungen, welche ihm die Religion und das Verlangen, des Standes, den er nun erhalten sollte, würdiger zu seyn, eingaben. Es waren strenge Fasten, das demüthige Geständniß aller Fehler seines Lebens, die mit Andacht empfangenen Sacramente, Bäder als Sinnbild der einem Ritter nöthigen Reinheit, und endlich jener fromme Gebrauch, der unter dem Namen der Waffenwache bekannt war, und darin bestand, die Nacht vor dem Tage der Feyerlichkeit in einer Kirche oder Kapelle unter Gebeten hinzubringen.

Unterdessen ward der Tempel geschmückt, die heiligen Feuer strahlten, und der Boden war mit Blumen bestreut. Ein Volkshaufe drängte sich in den Hallen. Der Neophyt, in weißer Tracht, mit entblößtem Haupt, das Schwert an der Schärpe über seine Schulter hängend, näherte sich dem Altar in Begleitung seiner Pathen. Der Priester segnete das Schwert, und gab es ihm zurück. Hierauf überreichte es der Junker, auf den Knieen liegend, dem edlen Herrn, der ihn zum Ritter schlagen sollte. Dieser fragte den Aspiranten, zu welchem Zweck er in den Orden treten wolle, und ob er die dazu nöthigen Tugenden in sich fühle; denn es wäre besser, ein guter Schildknappe, als ein untauglicher Ritter zu seyn. Als der Neophyt die Fragen beantwortet und den Eid geleistet hatte, ward er von tapfern

Rittern und edlen Damen umgeben, welche ihn mit den äußern Zeichen der Ritterwürde bekleiden mußten. Man that ihm nacheinander die goldenen Sporen, das Panzerhemd,*) den Harnisch, die Armschienen und die Panzerhandschuhe an; sodann ward er mit dem Schwert umgürtet. Jetzt, während er immer in bescheidener Haltung auf den Knieen lag, erhob sich der edle Herr, der ihm den Orden verleihen sollte, und gab ihm mit der Fläche seines Schwertes drey Schläge auf die Schulter, wobey er die Worte sprach: Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg schlage ich Dich zum Ritter. Alsdann übergab man dem neuen Ritter den Helm, den Schild**) und die Lanze. Man führte sein treues Roß vor, auf welches er sich ohne Hülfe des Bügels schwang und das er mit anmuthiger Gewandtheit tummelte, indem er seine Lanze schwenkte oder sein Schild leuchten ließ. So durchzog er die Straßen und öffentlichen Plätze, von der Volksmenge begleitet, welche seiner Geschicklichkeit Beyfall rief, und ihre Freude aussprach, einen Vertheidiger mehr zu besitzen.

Jedoch empfing man die Ritterwürde nicht immer auf

---

*) Panzerhemd: ein Gewebe von ehernen Fäden oder Kettchen, welches eine Art von Hemd bildete, das man in der Schlacht trug. Es hieß auch Hauber, und bedeckte die Brust bis unter die Rippen, von wo es bis auf die Kniee herabhing. Die Edlen und Ritter hatten allein das Recht, solches zu tragen. T.

**) Schild (Ecu, Escu): eine alte Schutzwaffe. Sie hatte die Form eines leichten Schildes; man bediente sich derselben gewöhnlich bey den Turnieren und ließ zu dem Ende seine Sinnbilder und Wappenzeichen darauf malen. T.

eine so feyerliche Art. Die Schranken eines Turniers, ein Burggraben, die Bresche eines Thurms, waren oft der ehrenvolle Schauplatz, wo den Tapfern und Heldenmüthigen dieser Orden verliehen wurde. Noch im Getümmel eines Handgemenges knie'ten brave Schildknappen vor dem König oder dem Feldherrn, der ihnen den ritterlichen Bruderkuß ertheilte. Fand diese Feyerlichkeit während einer Belagerung statt, so ersetzte der Sturm, oder, wenn er noch entfernt war, eine Wache auf dem Festungswerk, die Waffenwache in der Kapelle. Geschahen solche Beförderungen vor oder während der Schlacht, so brachten sie oft die glücklichste Wirkung hervor, weil die neuen Ritter sich mit aller Kraft ihres Muthes der empfangenen Ehre würdig zu zeigen strebten. Mehrere Beyspiele dienen hier als Beleg, unter andern die kühne That des jungen Bouciecaut. Er war erst zum Ritter geschlagen, und befand sich in der Schlacht bey Rosbeck.*) Hier wollte er sich mit einem großen und stämmigen Flamänder messen. Dieser, der einen so schwachen Feind gering hielt, warf ihm seine Streitaxt aus der Hand, und sagte verächtlich: „Geh', Kind, und sauge an der Brust! Ich sehe wohl, die Franzosen haben Mangel an Leuten, weil sie Kinder in die Schlacht führen.“ Der Jüngling, aufgebracht über diesen Spott und den Verlust seiner Waffe, unterlief den Arm des Riesen, zog sein kurzes Schwert, stieß ihm dasselbe, trotz dem Harnisch, in die Seite, und streckte ihn zu Boden. Dann fragte er: „Spielen die Kinder Deines Landes auch solche Spiele?“ —

*) Hier erlitten die Flamänder eine Niederlage durch K. Karl VI. G.

VI. Der Wahlspruch.

Die Wahl eines Denkspruchs war für den neuen Ritter ein sehr wichtiger Gegenstand. Er begnügte sich manchmal damit, einen Theil der Wappenzeichen desjenigen, der ihn zum Ritter geschlagen, seinem eigenen Familienwappen beyzufügen, und namentlich, wenn er den Orden aus der Hand eines Fürsten empfangen hatte. Andere trugen auf ihren Schilden Sinnbilder, oder Worte, welche sich auf ihren Namen, oder mehr noch auf ihre geheimen Gefühle, bezogen. Einige nahmen einen Spruch an, der sie auf dem Wege der Ehre erhalten sollte; andere begnügten sich mit mysteriösen Buchstaben oder Chiffern; manche trugen auch, aus zartfühlendem Ehrgeize, den Schild blank oder mit einer einzigen Farbe bemahlt, in Erwartung, daß die Umstände, worin sich ihre Tapferkeit bewiese, über ihr Wappen entschiede. Das gegen die Ungläubigen genommene Kreuz, ein Schwert oder eine Lanze, die bey den Turnieren erkämpft worden, ein dem Feind entrissenes Banner, ein Thurm, ein Schloß, die Zinnen erstürmter oder vertheidigter Wälle, schmückten den Schild des Braven, und oft wurden sie bey ähnlichen Thaten erneuert. Manchmal auch nöthigte die Bescheidenheit oder ein geheimes Gelübde den jungen Ritter, seinen Wahlspruch zu verbergen. Dann überzog er seinen Schild mit einer Decke, oder mit einem Schleyer (guimple), der feiner war, als die Lilienblume, so lange, bis denselben die in der Schlacht empfangenen Hiebe zerrissen, oder bis die von dem Ritter selbst vorgeschriebene Bedingung erfüllt war.

Man ſehe hier einige Beyſpiele von verſchiedenen Gattungen üblicher Wahlſprüche. Die Namen ihrer Eigenthümer ſind in unſrer Geſchichte bekannt.

Unter die Wahlſprüche, welche auf den Namen desjenigen, der ſie führte, anſpielen, gehört der des Hauſes Grandſon: Mit kleiner Glocke großen Schall (Grand son); dann jener der Herzoge von Nemours aus dem Hauſe Savoyen: Man folge ſeiner Straße (Sa voie); der von Portier: Aller Burgen Thorwächter (Portier); der von Auberjon: Kette auf Kette bildet das Panzerhemd (Auberjon) ꝛc.

Die Turniere veranlaßten die räthſelhaften Wahlſprüche, wobey es den Rittern genug war, von der geliebten Perſon verſtanden zu ſeyn. So hieß der Spruch des Hauſes Lyobard im Lande Bugey: Denket daran, Schöne; verlaßt Euch darauf! —

Als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, ſich in dritter Ehe mit Iſabelle von Portugal vermählt hatte, nahm er den Wahlſpruch an: Keine Andere will ich haben; oder, wie er von Einigen gemeldet wird: Keine Andere will ich haben, Dame Iſabeau, ſo lange ich lebe. Er ſtiftete zu Ehren jener Prinzeſſin den Orden vom goldenen Vließ.*)

*) Andere Geſchichtſchreiber ſagen, der Orden vom goldenen Vließ wäre zu Ehren einer Dame aus Brügge, deren Reize den Herzog feſſelten, geſtiftet worden; es hätte nämlich, weil das Haar dieſer Schönen, ſo von einer etwas röthlichen Blondheit war, den Höflingen einige Späße entlockt, Philipp, nach dem Bericht der Chronikenſchreiber, dieſelbe deshalb zu tröſten geſucht und den Stoff dieſer Scherze zu einem ehrenden Sinnbild erhoben. T.

dern ihrer Handlungen und der fortwährende Gegenſtand ihrer Gedanken. Sie geſellten ihn zu allen Thaten, und beyde Gefühle (Liebe und Andacht) waren in ihrer Seele, und auch oft in ihrer Sprache, vereint. Darum glich die den Damen erwieſene Huldigung einem Gottesdienſt, und die Waffenzeichen, welche man von denſelben empfing, wurden wie Reliquien verehrt. So ſah man in jener Zeit, wie ein Ritter bey'm Turnier erſchien, deſſen linker Arm mit einem Gewandſtück, einem Armband, oder mit einem andern Gunſtgeſchenke ſeiner Dame geſchmückt war, und der in der rechten Hand ein ſymboliſches Zeichen der Andacht hielt, womit er ſich bekreuzte.

Die Geſetze des Ritterthums, nach welchen der Schutz und die Vertheidigung der Frauen für eine Ehrenpflicht gehalten ward, gewährten denſelben einen Erſatz für die ſie bedrohenden Gefahren, da in jener Epoche das Recht des Stärkeren in gewiſſem Betracht das allein gültige war. Die religiöſe Achtung, welche man den Frauen bezeigen mußte, ging ſo weit, daß es verboten war, übel von ihnen zu reden. Beging ein Ritter dieſen Fehler, ſo verfügte ſich die beleidigte Dame an den Ort, wo man ein Turnier verkündet hatte. Wenn ſie den Schild des Beleidigers unter den zu dieſem Zweck ausgeſtellten erkannte, ſo berührte ſie das Wappenzeichen mit einem Stäbchen, und ſprach mit lauter Stimme ihre Beſchwerden aus. Konnte ſie ihre Anklage mit einigen Beweiſen unterſtützen, ſo war der unbeſcheidene Ritter der Ehre beraubt, am Turnier Theil zu nehmen, wofern die Gekränkte ſelbſt ihm nicht verzieh.

Der Wille einer Dame war ein heiliger Befehl. Man unterwarf sich sogar ihren Launen. Das in so großem Ansehn stehende Weib konnte zu ihrem Geliebten sagen: „Sprich drey Jahre lang kein Wort!“ und fand Gehorsam.*) Tapfere Ritter setzten eine Ehre darein, Diener oder Aspiranten der Liebe (Servans oder poursuivans d'amour) zu heißen. Mit Stolz trugen sie im Kampfe die Farben oder den Wahlspruch ihrer Gebieterin. Das Andenken derselben erhöhte noch ihren Muth. Sie wußten, daß große Thaten das Recht hatten, der Schönheit zu gefallen. „Ach! Sähe mich doch meine Dame!“ rief der edle Herr von Heuranges, als er die Sturmleiter erstieg. Die Dame dagegen lobte die Bravheit (Prouesse) ihres Ritters, welche der Ruf ihr gemeldet, und sandte ihm Zelter, Streitrosse und Liebesbriefe, womit sie ihm ihre Hand zum Lohn seiner Thaten versprach. Wenn aber so viel Heldenmuth und Beständigkeit dem Diener der Liebe dennoch das Herz seiner Dame nicht erwarb, so wurde die Religion seine Zuflucht; er vertauschte den Panzer mit dem Mönchsmantel, und barg in den Zellen eines Klosters seinen

*) Man kennt mehrere Beyspiele dieser Art aus der mythischen und historischen Ritterwelt. Uebrigens vergißt die Verfasserin, in diesem Kapitel der Cours d'Amour (Liebesgerichte, Minnehöfe) zu erwähnen, worin, unter dem Vorsitze edler und oft sehr vornehmer Damen, die Liebesstreitigkeiten der Ritter und ihrer Damen entschieden, auch manche auf Liebe und Treue Bezug habende sinnreiche Fragen vorgelegt und erörtert wurden. Sie entstanden in der Provence, und verbreiteten sich von da nach andern Gegenden Frankreichs. G.

Natur redete zu den Menschen, die ihr näher standen. Wie so manche liebliche Dichtung verschönte die Romane unserer Voreltern! Von welcher Begeisterung wurde der Jüngling ergriffen, der, wenn er den Dienst des Edelknechts oder Schildknappen verließ und die goldenen Sporen anlegte, ein Beschützer der Schönheit ward! Unter ihren Augen empfing er den Preis der Tapferkeit. Schon war die Rennbahn fertig; schon suchten die Augen der Damen, welche sich auf erhabenen thurmähnlichen Bühnen gereihet hatten, die mit ihren Farben geschmückten Krieger. Endlich verkündete Trompetenschall ihre Ankunft. Sie ritten langsam einher, mit Mühe das Feuer der wilden Streithengste bändigend. Auf allen Seiten schimmerten goldstrahlende Waffenrüstungen und wehten vielfarbige Helmbüsche. Die Schildknappen folgten nach, und trugen die Banner oder Fähnlein (pennons) ihrer Herren *), und die Herolde ließen das Feldgeschrey eines jeden Ritters, so wie er in die Schranken trat, ertönen **). Zugleich sangen Trabadours:

*) Pennon: eine Standarte mit einem langen Schweif, die Fahne eines einfachen Edelmanns. T.

*) Jeder Ritter nahm ein Feldgeschrey an, welches er in den Schlachten und bey Turnieren wiederholte und woran er erkannt ward. Dies war entweder sein eigner Name, oder die Anrufung eines Heiligen, oder ein Losungswort. So riefen, nach dem P. Ménétrier, die Könige von Frankreich: Montjoie Saint-Denis! Eine Mont-joie (Freudenberg) war ein Haufen Steine, um die Wege anzuzeigen, und da das Panier, welches man zu St. Denis nahm, die Märsche und Lagerplätze des Heers bezeichnete, so wurden die Truppen durch den Ruf: Mont-joie Saint-Denis! vereint, welches so viel hieß, als: Zum Banner von Saint-Denis! Im nämlichen Sinn riefen

Schaut, der Liebe Diener, schauet
Dort empor nach dem Balkone
Zu des Paradieses Engeln!
Ringt und kämpfet stark und freudig!
Ha! dann liebt und ehrt man Euch.

Endlich ließen die Kampfrichter ihr weißes Stäbchen fallen, und riefen: Laßt gehen! (Laissés aller!) Trompeten schmetterten, die Schranken öffneten sich, hundert Ritter sprengten von den zwey Enden des Kampfplatzes heran, und trafen sich in der Mitte; Lanzensplitter flogen, Stirn gegen Stirn rannten und fielen die Rosse. Heil dann dem Helden, der, seinen Stoß mäßigend und als rechtlicher Ritter nur von dem Gürtel bis zur Schulter treffend, seinen Gegner, ohne ihn zu verwunden, aus dem Sattel warf! Alle Herzen gewann er sich; alle Damen wollten ihm neue Gaben zum Waffenschmuck senden. Dabey riefen die Herolde den Rittern zu: Gedenke, wessen Sohn du bist, und schlage nicht aus der Art! — Rennspiele, einzelner Streit, Waffengänge und Gefecht in Schaaren zeigten abwechselnd die Tapferkeit, Stärke und Gewandtheit der Kämpfer in allem Glanze*). Jeder bemerkenswerthe Lanzenstoß, jeder her-

die Herzoge von Burgund: Mont-joie Saint-Andrieu! (Zum Banner von Saint-André!) und die Herzoge von Bourbon: Mont-joie Nôtre-Dame! wegen des Bildes U. L. Frauen, das sie auf der Fahne trugen. Manchmal bat ein Ritter als treuer Vasall seine Dame, ihm das Feldgeschrey anzusagen. T.

*) Waffengang oder Waffenpaß (Pas d'armes): ein Ort: den ein Ritter zu vertheidigen unternahm, und den man nicht überschreiten konnte, ohne diesen Ritter zu bekämpfen, welcher vorher sein Wappenschild an einem Baum oder an einem Pfahl aufgehangen hatte. Der Verwegene, so ihm den Paß

vorstrahlende Gewinn ward von den Minstrels verherrlicht. Der Ruf: Ehre den Söhnen der Braven! erscholl von allen Seiten, und tausend Freudentöne, mit dem Getöse der Waffen vermischt, trugen den Namen und den Ruhm der Sieger bis zum Himmel empor. Jede Dame befeuerte den Muth ihres Ritters, und warf ihm ein Armband, eine Haarlocke, eine Schärpe zu. Da wurde auch ein Sargines, der bisher vom Felde des Ruhmes entfernt, aber schnell durch die Liebe in einen Helden umgeschaffen war, ein junger Unbekannter, der die Farben seiner Geliebten zu tragen noch nicht gewagt hatte, und der zum erstenmal Gelegenheit fand, sich unter ihren Augen hervorzuthun, als Sieger des Kampfes ausgerufen. Sie erhielten von den Damen einen Kuß, und rings erschollen die Worte: Liebe der Damen! Tod der Helden! Lob und Preis den Rittern! Jetzt führten die Damen den Siegtrunkenen nach dem Pallaste. Unter dem Triumphgesange der Minstrels, den Lobpreisungen der Herolde, und dem Zujauchzen des Volkes, wäre es wohl nöthig gewesen, ihn zu erinnern, daß er ein Sterblicher sey, hätte ihn nicht das Ritterthum gelehrt, daß eine bescheidene Haltung noch den Glanz des Sieges erhöhet, und ihm deshalb nicht unaufhörlich in seiner naiven Sprache wiederholt:

Der ist ein Ritter, zweifle nicht!
Wer laut drein schlägt und leise spricht

streitig machen wollte, berührte den Schild mit der Spitze seiner Lanze oder seines Schwertes. Darauf schlugen sie sich, und und der Besiegte überließ dem Sieger den Preis, über den man vor dem Kampf einig geworden war. T.

IX. Die Gelübde.

Auf die Kampfspiele oder Turniere folgte gewöhnlich ein glänzendes Gastmahl. Der siegreiche Ritter, von den Damen entwaffnet und von ihnen mit kostbaren Gewändern bekleidet, wurde zur Tafel geführt, wo ihm der Fürst die erste Stelle gab. Während die Troubadours Liebeslieder (Lais) *) sangen, ward ein gebratener Fasan oder Pfau, den man mit seinem Gefieder sorgfältig geschmückt hatte, in einem großen goldenen Becken von Damen oder Fräulein in die Mitte der edlen Versammlung getragen und den Gästen der Reihe nach angeboten. Jeder von diesen that, die Hand über den Vogel ausgestreckt, ein Versprechen, oder übernahm eine Verbindlichkeit nach eigenem Gefallen. Dies nannte man das Pfauen- oder Fasanengelübde. Alsdann trug einer der tapfersten Ritter, den die Damen gewählt, mit ihnen den edlen Vogel zu dem, welchen er für den Bravsten hielt, und trotz allem Widerstande, welchen immer die Bescheidenheit entgegensetzte, vertheilte er den Pfau unter dessen Augen, und zwar mit der Sorgfalt, daß jeder Gast nach Wunsch bedient ward und kein Theil übrig blieb. Der Gebrauch dieser allgemeinen oder besonderen Gelübde herrschte überall. Solche feyerliche, durch die Religion, die Ehre oder die Liebe eingegebene Verpflichtungen hatten einen unabänderlichen Charakter, und nichts konnte denjenigen entschuldigen, der sie verletzte. So thaten die in einer Stadt belagerten Krieger das Ge-

*) Lai: eine Dichtung, welche mit unsern Romanzen übereinkam; ein zärtlicher und schwermüthiger Gesang. T.

lübde, sie bis in den Tod zu vertheidigen, während die Belagerer schwuren, sie entweder zu erobern oder im Sturme zu fallen. Gelübde einzelner Männer gaben jenen feyerlichen Versprechungen noch mehr Kraft. So gelobte ein Kämpfer, sein Fähnlein zuerst auf der Bresche aufzupflanzen; ein anderer schwur, sich allein in die Reihen der Feinde zu stürzen oder auf diese den ersten Streich zu führen. Der tapfere James d'Endelée hatte das Gelübde gethan, daß er in der ersten Schlacht, wobey der König von England oder einer seiner Söhne zugegen wäre, sich als den besten Kämpfer zeigen oder wie ein Verbrecher sterben wolle. Er hielt Wort in der Schlacht von Poitiers. Aber warum suchen wir diese Beyspiele bey fremden Nationen, da unsere eigene so schöne Muster darbietet. Ich gelobe Gott und dem heiligen Yvo, sagte Bertrand du Guesclin zu den Einwohnern von Tarascon, daß ich euch mit des Sturms Gewalt haben muß. Ein andermal schwur er im Namen der heil. Dreyeinigkeit, er wolle nur drey Weinsuppen essen, bis er einen Engländer, der ihm Trotz geboten, bekämpft hätte.

Waren die Ritter aus einer Gefahr befreyt, oder wollten sie eine Gnade vom Himmel erlangen, so erfolgten die heiligen Gelübde. Dies waren Reisen an Orte, so der fromme Glaube werth hielt, oder Versprechungen, dessen Schutz im Kampfe mit den Saracenen ihren Arm zu weihen, und in der Kirche eines Münsters ihre eigene oder die vom Feind eroberte Waffenrüstung niederzulegen. Oft war Liebe die Triebfeder solcher frommen Schenkungen; öfter noch begeisterte sie zu dem, was die Tapferkeit

gelobte. Ein im Turnier oder im Schlachtfelde errungener Preis, Gefangene, die man machen, ein Posten, den man dem Feinde wegnehmen sollte, dies war es, was eine Dame von ihrem Geliebten foderte, um darnach zu urtheilen, ob er ihrer würdig sey. Indem sie als Proben der Liebe große Thaten verlangte, schloß sie sich dem Ruhme des Ritters an und lohnte ihm durch ihren Beyfall. Dieser dagegen bewies die Schönheit und das Verdienst seiner Dame durch die Tapferkeit, womit er sie vertheidigte.

X. Die Unternehmung (L'Emprise).

Wenn der Krieg den Rittern keinen Anlaß bot, dem Vaterlande zu dienen, so suchte ihre Tapferkeit in der Ferne Gelegenheit zur Auszeichnung. Während einer langen Friedenszeit begaben sich die Braven auf den Weg, um alle jene wundervollen Abentheuer, welche von unsern Dichtern besungen und in unsern Chroniken aufbewahrt sind, zu erspähen und durchzuführen. Sie befreyten gefangene Prinzessinnen, straften die Ungläubigen, gaben den Wittwen und Waisen Schutz, und vertheidigten sich eben so sehr gegen die Treuloßigkeit der Zwerge, als gegen die Kraft der Riesen. Oft bewährte sich ihr Muth durch Theilnahme an fremden Kriegen, und ihre Gerechtigkeitsliebe dadurch, daß sie sich auf die Seite des Guten und Rechten schlugen. So ritten sie von Stadt zu Stadt und von Hof zu Hof, mit dem Streben, ohne Furcht und ohne Tadel zu erscheinen. Jeden Tag

trafen sie neue Gelgenheit, sich zu verherrlichen, an, oder sammelten merkwürdige Ereignisse; denn sollten sie sich auch ihrer eigenen Thaten nicht rühmen, so sollten sie doch diejenigen, wovon sie Zeugen waren, kund thun. Der Ritter ist ein Räuber an des andern Gut, welcher die muthige That des andern verschweigt, und der ist als ein Prahler erfunden, wer die seinige offenbart.

Im Frieden vermehrten sich auch die Waffengänge, Fehden und Unternehmungen, deren Zweck die Ehre des Vaterlandes oder die Liebe der Damen war. Jedoch hielten die unseligen Kriege unter der Regierung Carls VI. drey Französische Ritter, Roie, Sampi und Boucicault, nicht ab, die Ausforderungen, welche ihnen die Sieger von allen Seiten anboten, allein zu bestehen. Die Fremden mußten die gegen Frankreichs Ritter gewagten Angriffe theuer bezahlen, und letztere, Großmuth mit der Tapferkeit vereinend, gaben den Verwegenen, welche sie in die Schranken gefordert, Rosse und Waffen zurück. Der König wollte nicht zugeben, daß seine Ritter den Handschuh aufhoben und einzelne Kränkungen rächten; aber sie sprachen zu ihm: „Sire! die Ehre Frankreichs hat für dessen Söhne einen so natürlichen Werth, daß, wenn der Teufel selbst zu einer Befehdung aus der Hölle hervorkäme, er Leute finden würde, die ihn bekämpften.“

Ein Geschichtschreiber erzählt: „Zu dieser Zeit geschah es auch, daß von den Rittern aus Spanien und Portugal drey Portugiesische, die im Ritterthume sehr berühmt waren, aus, ich weiß nicht welchem, tollen

Antrieb gegen drey Französische Ritter auf den Kampfplatz traten. Aber — es sey bey Gott versichert! — Die Portugiesen wurden von den Franzosen eher geschlagen, als man Zeit braucht, zu Pferde von dem Thore Saint-Martin an das von Saint-Antoine zu kommen."

Der Ritter, welcher auf ein Unternehmen auszog, trug auf seinen Waffen Ketten, einen Ring, eine Fessel, oder andere Zeichen, so der Damen Hand daran befestigt hatte. Er durfte sie, nach dem Gelübde, erst am Schluß eines oder mehrerer Jahre ablegen, wenn sich nicht etwa ein Ritter fand, der ihm den Kampf anbot, und ihn dadurch befreyte, daß er ihm sein Unternehmen abnahm, das heißt, daß er ihm das Pfand nahm, welches er trug, und welches in der Gewalt des Siegers blieb. „Ich hoffe, es wird demjenigen, der Euch befreyen will, theuer zu stehen kommen," sagte die Dame von Belles-Cousines zu dem edlen Herrn von Saintré, indem sie ihm ein Armband, als Zeichen seiner Unternehmung anheftete *). In Saintré's Geschichte ist die Rede von dem Grafen von Loiselench (einem an den Französischen Hof gekommenen Polen), „der zu „Roß und zu Fuß ein Waffenzeichen von zwey goldenen „Reifen, den einen ober dem Ellenbogen des linken Arms, „den andern unter der Fußbeuge, jeden mit einer ziemlich „langen goldenen Kette befestigt, fünf Jahre hindurch „tragen mußte .... bis er einen Ritter oder Schildknapp „pen von tadellosem Namen und Wappen fände, der ihn „von seinen Waffen befreyte .... und um desto früher

*) Johann Saintré, ein Französischer Ritter aus der Zeit Carls VI. G.

Die Großmuth dieses Grafen übertraf sich selbst (nach dem nämlichen Geschichtschreiber) bey dem Empfang des Herzogs von Bourbon, der aus dem Castilischen Kriege zurückkam: „Damals erschienen vor ihm von Seiten des „Grafen von Foix drey Ritter, und sprachen: ‚Edler „Herzog, hier ist ein Geschenk, welches Euch der edle „Graf von Foix bey Eurer Rückkehr aus Spanien „überreicht. Denn er weiß wohl, daß Ihr viele Kosten „hattet. Darum gibt er Euch, zum glücklichen Einzug „in sein Land Béarn, achttausend Franken, dieses Maul„thier, diese zwey Streitrosse, und diese zwey Prunk„pferde (Palefrois).‘ Darauf antwortete der Herzog: „‚Edle Herren, vielen Dank dem Grafen von Foix. „Was jedoch die Goldgülden anlangt, so werde ich nichts „davon nehmen. Gern aber empfange ich den Rest.‘ Also „wurden die Gelder verweigert, die Rosse und das Maul„thier aber behalten. Bald darauf kam der Graf von „Foix selbst zu dem Herzog, und führte ihn unter sei„nem Banner in die Stadt Ortais. Er gab ihm die „Wohnung in seiner Burg, und die sämmtliche Mann„schaft desselben wurde in der Stadt beherbergt. So „brachte der Herzog drey Tage in Ortais zu. Es gab „daselbst herrliche Mittags- und große Abendmahlzeiten, „und der Graf von Foix zeigte dem Herzog von Bour„bon einen Theil seines Staates. Am vierten Tag nahm „der Herzog Abschied von dem Grafen, welcher den Rit„tern und Schildknappen desselben treffliche Geschenke „gab, und es ward mir gesagt, daß die Ankunft des „Herzogs von Bourbon dem Grafen von Foix zehn„tausend Franken gekostet habe.“ —

Aber der in einer Burg angelangte Ritter fand daſelbſt nicht immer Feſte, wofern nicht die Gelegenheit eins für ihn war, daß er einen Verräther ſtrafen, einen Unterdrückten rächen, oder eine beklagenswerthe Dame, die in den Feſſeln eines Eiferſüchtigen ſchmachtete, befreyen konnte.

Oft war es eine junge und ſchöne Burgherrin, welche ſich gaſtfrey gegen unſere Ritter bewies. Wenn die Dame des Hauſes den Ruf der Güte und Tugend hatte, ſo ſprach er zu ihr: „Meine Freundin, oder meine gute Dame, oder mein gutes Fräulein, ich bitte Gott, daß er Euch in dieſem Beſitz und in dieſer Ehre unter der Zahl der Guten erhalten wolle; denn man muß Euch ſehr loben und ehren.“

Oft auch geſchah es, daß die Burgherrin, von ihrem Gaſt eine Gabe begehrend, die Hülfe ſeines Schwertes gegen die Verfolgungen eines mächtigen Nachbars in Anſpruch nahm. War ſie — Dank der Tapferkeit dieſes Ritters! — von ihrem Feinde befreyt, ſo hatte ihr Vertheidiger eine zweyte Gefahr zu beſtehen. Die Reize und die Erkenntlichkeit der edlen Dame ſetzten oft die Treue des Paladins in Verlegenheit. Aber um den Schwüren, die er ſeiner Geliebten gethan, nicht abtrünnig zu werden, rief er allen Muth in ſeine Seele zurück, und noch ehe die Morgenröthe erſchien, ſattelte er ſelbſt ſein Streitroß, und entfernte ſich ohne Geräuſch aus dieſem gefährlichen Aufenthalt.

XII. Die Waffenbrüderschaft.

Wenn sich das Ritterthum der Liebe und der Leidenschaft für den Ruhm geschickt zu bedienen wußte, um die Gefühle der Ehre und Tapferkeit im Herzen der Ritter zu erhalten, so sah es auch, daß das allen Menschen so heilsame Band der Freundschaft nöthig war, um so viele Helden zu vereinen, unter welchen die Rivalität eine Quelle für den Staat unseliger Streitigkeiten werden konnte. Zur Verhütung derselben also schlossen sich unter dem Ritter jene Bündnisse, wodurch sie Waffengenossen oder Waffenbrüder wurden. Diese Vereine entsprangen aus gegenseitiger Achtung. Krieger, welche sich oft bey denselben Unternehmungen begegnet, empfanden für einander jene Zuneigung, welche einem tugendhaften Herzen, das bey andern gleiche Tugenden antrifft, so natürlich ist. Nach diesem ehrenvollen Bande strebend, gesellten sie sich zu irgend einer großen That, die ein bestimmtes Ziel haben sollte, oder auch zu Thaten für ihr ganzes Leben. Sie schwuren, alle Gefahr und allen Ruhm miteinander zu theilen, und sich nicht zu verlassen, so lange einer des andern bedürfe. Der Ritter, welcher in seiner Jugend diese Heldenbande geschlossen, hatte nicht zu fürchten, daß er am fremden Gestade allein sterben würde. Stets von seinem Waffenbruder begleitet, fand er bey ihm kriegerische Hände, um sein Grab zu höhlen, und einen Arm, um ihn zu rächen. Diese Verbindungen waren durch die furchtbarsten Schwüre bekräftigt. Manchmal ließen sich die beyden Freunde Blut entnehmen, und vermischten es in demselben Kelch. Sie trugen als Pfand ihrer gegenseitigen

Treue ein goldenes Herz, eine Kette, oder einen Ring. Selbst die den Rittern so theure Liebe behauptete hier nur das zweyte Recht über ihre Herzen, und man half dem Freund noch vor der Geliebten.*)

Etwas jedoch konnte diese Bande auflösen: die feindlichen Verhältnisse ihres gegenseitigen Vaterlandes. Der Bund zweyer Waffenbrüder von verschiedenen Nationen hörte auf, wenn der ihrer Länder nicht mehr bestand. Hue von Carvalay, ein Englicher Ritter, war der Freund von Bertrand Du-Guesclin. Als der schwarze Prinz dem König Heinrich von Castilien den Krieg erklärt hatte, ward Hue genöthigt, sich von Bertrand zu trennen. Er nahm Abschied von ihm, und sprach: „Edler Herr, wir müssen scheiden. Wir waren gute Gefährten, und hatten immer von Deinem zu meinem (gemeinschaftliches Gut), sowohl an erobertem Besitz, als an empfangenen Kleinodien, und niemals begehrte jeder seinen Antheil. Doch dünkt mir, ich hätte mehr erhalten, als Ihr, und darum bitte ich Euch, daß wir miteinander abrechnen“ .. „Wie?“ sagte Bertrand; „das ist nur eine Rede. Ich habe nie an diese Rechnung gedacht ... Ich weiß nicht, ob Ihr mir etwas schuldig seyd, oder ob ich es Euch bin; darum sey alles ausgeglichen ... Man darf nur Gutes thun, und das Recht will, daß Ihr Euerem Herrn folgt. Gut war unsere Freundschaft, und so soll auch der Abschied seyn, der meines Erachtens nö-

*) Dennoch verlangte die Rücksicht für das zärtere Geschlecht, daß ihm zuerst Hülfe ward, und kein ritterlicher Freund hätte sie vor der Dame angenommen. G.

thig ist.“ Darauf umarmte Bertrand ihn und auch alle seine Genossen; sehr traurig war der Abschied. —

Als Du-Guesclin späterhin in die Gewalt der Engländer gerathen war, fand er den nämlichen Carvalay wieder, der ihm noch von der Rechnung, die sie miteinander zu ordnen hätten, sprechen wollte. „Bertrand,“ sagte er zu seinem Freund, „wir waren Kriegsgefährten im Spanischen Lande . . . Seit dieser Zeit bin ich Euer Schuldner, worüber ich Auskunft haben möchte; zum allerwenigsten aber helfe ich Euch hier mit 30,000 Goldstücken.“ Bertrand schlug sie aus, und sagte, daß er mit guter Genossenschaft nicht abrechne. „Jedoch,“ fügte er hinzu, wenn ich etwas bedarf, werde ich Euch darum bitten.“ —

Selbst der Tod konnte diese heiligen Vereine nicht zerstören. Ludwig von Sancerre, ein anderer Waffenbruder Du-Guesclin's, unternahm es in Gemeinschaft desselben, von den Engländern einen Theil der Guyenne wieder zu erobern. Nach dem Tode des braven Connétable verfolgte Sancerre, so lange er konnte, die Unternehmung, welche sie miteinander begonnen hatten. So ist jener Heldensinn, dessen Farbe die Tugenden unserer tapfern Ritter verschönt, und der sich mit ihren theuersten Gefühlen, der Religion, der Freundschaft und der Liebe, einmüthig verbindet, das auszeichnende Gepräge jener glänzenden Epoche unserer Jahrbücher.

XIII. Des Ritters Lebensbeſchluß.

Wenn der brave Ritter ſeinem Vaterlande, für welches er tapfer gekämpft, theuer geworden, wenn ſein Name in Frankreich durch die Turniere, und im Auslande durch ſeine Unternehmungen und Waffengänge, berühmt war; wenn er die Uebung der ihm gebotenen Tugenden mit dem Muthe vereint hatte, und wenn er, ſo liebenswürdig als brav, gleichmäßig von Jagd, Waffen und Liebe zu ſprechen wußte, dann durfte er als Lohn die Hand ſeiner Dame verlangen, deren er jetzt würdig erſchien. Dieſe ihm ſo lange verſprochene Hand wurde ihm endlich gewährt, und er führte ſeine junge Gattin im Triumphe nach der Burg ſeiner Väter. Hier verlebte er nunmehr alle Zeit, die ſeine Pflicht ihm vergönnte, und erholte ſich von den Kriegsbeſchwerden an der Seite eines liebenden und gefühlvollen Weibes.

Bey der Vermählung entſagte das Fräulein der deſpotiſchen Herrſchaft, welche ſie bis dahin geübt, und eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit trat an die Stelle der abſoluten Gewalt. Eingezogen in ihrer alten Burg lebend, ging ſie, wenn ihr Baron (um die Sprache der Zeit zu reden) von einem Gefechte zurückkam, ihm mit Ehrfurcht entgegen, hielt, während er abſtieg, den Bügel ſeines Roſſes, verband ſeine Wunden, wenn er deren empfangen hatte, und half, im Fall er noch Gefährten mitbrachte, den Mägden das Mahl bereiten, worauf ſie, derweil ſeine Gäſte an der Tafel ſaßen, dieſe oft ſtehend bediente.

Jedoch die Jahre fliehen hinab. Der Ritter, welcher lange den jungen Waffen-Aſpiranten glorreiche Beyſpiele

gegeben, empfand nach und nach die Last des Panzers. Jetzo blieb seinem Vaterland allein das Recht, zu verlangen, daß er sein Schwert zog. Er entschloß sich, zum letztenmal in den Schranken des Turniers zu erscheinen. Nachdem er noch durch einige treffliche Lanzenstöße seine jungen Nebenbuhler in Erstaunen gesetzt, nahm er für immer Abschied von jenen glänzenden, seinem Ruhm aber forthin unnützen, Kampfspielen. So sagt der Geschichtschreiber Ludwigs XII bey Gelegenheit eines damals gehaltenen Turniers: „Der edle Herr von Clérieux, welcher schon im Spätherbst seiner Jahre stand, that hier Wunder; denn mit einem Lanzenstoße warf er einen Edelmann aus der Picardie, und zwar Mann und Pferd miteinander zu Boden. Sogleich nach dieser That entwaffnete und erfrischte er sich unter zwey schönen Zelten, und sandte seinen Helm einer Dame von Paris, mit der Bitte, sie möge ihn aufbewahren. Er ließ ihr zugleich wissen, daß er für seinen Theil den Gang geschlossen habe (clos le pas), und daß er nie mehr gesonnen sey, sich bey Kampfspielen oder Turnieren, wo man die Rüstung tragen müsse, einzufinden.“ —

Um nunmehr allein die noch übrige Kraft dem Vaterlande zu weihen, thaten diese ehrenwerthen Ritter Verzicht auf Kämpfe, welche ihnen keine Früchte trugen; denn ungern und selten machten sie Gebrauch von der traurigen Wohlthat des Alters, die den Sechzigjährigen erlaubte, das Waffenhandwerk gänzlich zu verlassen. Doch selbst dieses Alter war für sie nicht ohne Annehmlichkeit. Wohnten sie als bloße Zuschauer, oder als Kampfrichter mit dem weißen Stäbchen in der Hand, den Turnieren bey, dann

schlossen sie durch die Erinnerung sich den Thaten der jüngeren Ritter an, und ihre Stimme rief den Namen des Tapfersten aus. Aber ihre Nachfolger ermuthigend, gedachten sie der Zeit ihrer eig'nen Waffenthaten, und fanden, daß in ihrer Jugend alles besser gewesen sey. Dann sprachen sie:

Tugendlich noch waren Ritter
Damals, voll der reinen Liebe,
Herzlich, fein, bescheiden, fröhlich,
Ihren Damen treu verbunden,
Harmlos lebend für und für;
Biederkeit noch herrscht' im Lande,
Kein Geschwätz und kein Verläumden;
Jetzo vor Geschwätz und Lüge
Graut mir — ach! Die Zeit der Alten
War die beste doch allhier.

Eustache Deschamps.

Dies war das Leben eines braven Ritters. So viele Tugend und Tapferkeit verdiente gewiß alle Ehre. Wenn er starb, hielt ihm die Ritterschaft in Trauer ein herrliches Leichenbegängniß. Die Anordnung der Feyerlichkeiten, die Verzierungen seines Grabmals, gaben Aufschluß über die mehr oder weniger glorreichen Umstände, wovon der Hintritt des Helden begleitet war. Sein Banner, seine Standarte und sein Fähnlein, die man auf den Grabhügel pflanzte, verkündeten, daß er in der Schlacht gestorben sey. So folgte der Ruhm, nach welchem die Ritter immer gestrebt, ihnen bis zur Gruft nach.

Diese schöne Anstalt des Ritterthums, welche nach und nach erlosch, hat in unserer Nation unvertilgbare Spuren hinterlassen, nicht allein jenen brausenden Muth, der immer die Franzosen auszeichnete, sondern auch die leidenschaftliche Achtung, so ihnen der Waffenruhm einflößt,

und welche sie oft die Abwesenheit solcher Eigenschaften, die weniger glänzend und doch bewundernswerther sind, nicht bemerken ließ. Alle vom Volk geliebte Könige, der heil. Ludwig, Franz I, Ludwig XII, haben mit verschiedenen Tugenden die hervorstrahlendste Tapferkeit vereint. Heinrich IV. rief in der Schlacht bey Ivri seiner weichenden Mannschaft zu: „Wendet Euch, wenn auch nicht für den Kampf, doch um mich sterben zu sehen!“ —

Gedichte.

Der mütterliche Abschied.

Geh', Liebstes mir in Wonn' und Leiden,
Und lerne bey den Tapfern jede Pflicht!
Sey stärker, als ich selbst, im Scheiden —
Die Thräne wall' aus Deinem Auge nicht!
Geh'! Wandle Deines Vaters Wege,
Den Schwur getreu im Herzen hege,
Und denk', o Sohn, am fernen Ort
An Deiner Mutter Abschiedswort!

Es folgt Beschwerd' und Kriegesfeuer
Der Kindheit Scherz und frohem Gaukelspiel:
Sey stets Dir unser Name theuer,
Und strebe nach der Helden wacker'm Ziel!
Doch weichst Du auf des Ruhmes Bahnen
Vom edlen Vorbild Deiner Ahnen,
Dann, Sohn, erwach', und denke dort
An Deiner Mutter Abschiedswort!

Das Vaterland vor allem liebe,
Im hohen Muth auch stets gerecht und mild!
Treu', Höflichkeit und Wohlthat übe,
Die Keckheit straf' und sey der Jungfrau'n Schild!
Dann, hoff' ich, wird es einst gelingen,
Ein edles Herz Dir zu erringen:
Zeuch denn in Gottes Namen fort,
Und denk' an mich und an mein Wort!

Der Edelknabe.

Ich hör' im Waffensaale rufen
Den edlen Herrn mit starkem Ton;
Von Knechten wimmelt's auf den Stufen,
Des Jägers Hand erhebt den Falken schon.
Nie soll auf mich der Ritter schmählen:
Gerüstet bin ich freudenvoll,
Und lern', um künftig zu befehlen,
Nunmehr die Kunst, wie man gehorchen soll.

Am frohen Mahl den Humpen biete
Nur ich dem hohen Rittersmann;
Was Ehre, Lieb' und Gottes Güte,
Sein treues Weib und er mich lehren kann.
Ich darf zur Lust auch Kämpfe wagen;
Der Burgherr, meines Ruhmes Freund,
Spricht dann: „Die Kunst, so Dich geschlagen,
Erlern', um bald zu schlagen unsern Feind!"

Wenn sich im trauten Abendkreise
Die Fräulein auf dem Schlosse reih'n,
Dann lausch' ich der Balladen Weise,
Dem Fragespiel, dem Mährchen, hold und fein;
Und wenn ich nun das Lied begehre
Von süßer Liebe Lust und Qual,
Wird mir, der ich auf Damen höre,
Die Kunst, daß sie mich hören auch einmal.

Der Schildknappe.

Wenn kühn mein Herr die Gegner hat bezwungen
In dem Turnier, und sich des Kranzes freut,
Dann schlägt sein Herz, weil Sieg sein Arm errungen,
Doch mehr für die, so ihm den Dank verleiht:

DIE WAFFEN-WACHE.

Wann wirst Du mir den Tag, o Sonne, bringen,
An dem ich soll, wie er, den Preis erringen?

Trag' ich den Speer des Ritters im Gefechte,
Dann glüht mein Muth, er fühlt den höher'n Schwung;
Doch muß ich steh'n und schau'n, wie es dem Knechte
Geziemt; es bleibt nur die Vertheidigung:
Wann wirst Du mir den Tag, o Sonne, bringen
Zum Kampf? Wann werd' auch ich die Palm' erringen?

Die blond-gelockte Dam' erscheinet wieder,
Wenn über'm Thurm erglänzt der Abendstern;
Sie winkt mir, schlägt die sanften Blicke nieder,
Und gibt ein süßes Blatt für meinen Herrn:
Wann wirst Du mir den Tag, o Sonne, bringen,
An dem ich solche Botschaft kann erringen?

Dann liebt' ich warm! — Doch ohne That und Namen
Ist noch der arme Knapp'; er steht allein,
Und lenkt sein Auge nicht zu edlen Damen;
Denn welche noch wird ihm Geliebte seyn?
Ach! Wolle nur den Tag die Sonne bringen,
An dem ich lieben darf und Lieb' erringen!

Die Waffenwache.

Horch! Siebenmal die Glocke schlug:
Den Helm auf's Haupt, den Speer zur Hand!
Hier muß ich steh'n nach Recht und Fug,
Bis Morgen glänzt am Hügelrand.
O Nacht! Du seyst mir dennoch hold,
Obschon Dein Lauf so träg' entrollt:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht,
Sie kürzen mir die lange Nacht.

Es tönet hier von Zeit zu Zeit
Die Glock' in dumpfen Schlägen aus;
Im öden Thurm die Eule schreyt,
Und mehret noch der Stille Graus;
Doch ruhig auf und nieder geht
Mein Schritt, bis neu das Licht ersteht:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht
Erheitern mir die lange Wacht.

O edle Hoffnung! Morgen früh'
Werd' ich den Rittern beygesellt,
Und finden kann ich einst, wie sie,
Den Tod im lorbeerreichen Feld;
Vielleicht dann eine Thräne weint
Sie, der ich längst mein Herz vereint:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht
Versüßen mir die lange Wacht. —

Es röthet neu das Morgenlicht
Der Burgkapelle Fenster schon;
Auf! Ich gehorche meiner Pflicht,
Und ringe nach der Ehre Lohn.
O Nacht! Du warst mir lieb und hold,
Obschon dein Lauf so träg' entrollt:
Wohlan!
Der Liebe Traum, der Ehre Macht
Vollenden mir die lange Wacht.

Der Wahlspruch.

Reich', edler Knecht, mir diese blanken Waffen
Zur neuen Tracht, wie sie mein Stand begehrt!
Seyd unbesorgt, ihr Ritter! ohn' Erschlaffen
Beweis' ich mich des Frankennamens werth.

EIN RITTER VOR DEM BURGTHOR.

ll das Geschick nur Leid und Kummer schaffen,
nn sey von Euch mein Wahlspruch nie gehört!
: Flor, den über'm Schild ich jetzo trage,
ll bleiben bis zu meinem Todestage.

in Streitroß tobt, es eilt wie Sturm der Winde
ll Gluth, und reißt mich in den Kampf hinein:
ı Britten flammt mein kühner Stahl, ich finde
hm oder Tod in ihren stolzen Reih'n;
ı sink' ich dort im heft'gen Schlachtgewinde,
ll vom Geschick mein Muth verrathen seyn,
nn werd' enthüllt der Wahlspruch, den ich trage
f meinem Schild, mit Ehr' am Todestage!

Ist Du dann auch, geliebte Dame, sehen
ı Mannes Schild, der dich verehret nur?
: hoffnungslosen Liebe Gram und Wehen
:kündet er, und den geheimen Schwur.
h' hier das Bild von meinem Loose stehen:
: weißer Schwan im Felde von Azur;
ın: Schweigen bis zu meinem Todestage!
heißt der Spruch, den auf dem Schild ich trage.

Das Schloß und die Abtey.

O Maid! um die das Feuer
Der Lieb' in mir entglüht,
Die mir vor Allem theuer
Und doch mich ewig flieht,
Soll hier mein Leben enden,
Wo manche Thräne floß?
Du kannst mein Schicksal wenden:
O öffne mir Dein Schloß!

Ihr Siedler, ungestöret
Im Frieden der Abtey,

O daß in Euern Herzen bliebe,
Was jetzt die Pflicht in mir gebot:
„Den Damen gebt die Liebe,
„Dem stolzen Gegner Tod!“

Schon fliegt das Roß im muth'gen Tanze,
Rasch in Gefahren rennt es hin,
Und von dem kräft'gen Stoß der Lanze
Wankt mancher edle Paladin.
Erweckend hier die zarten Triebe,
Dort schreckend, wo ein Feind uns droht,
Ruft hoch: „Der Damen Liebe,
„Des stolzen Gegners Tod!“

Und tönet, wo ein Speer getroffen,
Des Braven Name laut zurück,
Dann fällt auch bald — o süßes Hoffen! —
Im Kreis auf uns ein holder Blick;
Dann wird auch unserm Flammentriebe
Auf jener Au', im Abendroth,
Vielleicht der Damen Liebe,
Wo nicht, der Helden Tod!

Das Pfauengelübde.

Die den edlen Vogel bringet,
Schönstes Fräulein, wolle nahen!
Hier den neuen Schwur verkündend,
Werd' ich treu dem ersten bleiben:
Darf ich sprechen, nun — so wird allein
Lieb' und Schweigen mein Gelübde seyn.

Im Turnier den Preis errungen
Hab' ich; doch ist meine Dame
Streng noch, sie verbeut noch immer,

DIE PFAUEN GELÜBDE.

O edles Band der Lieb' und Tapferkeit,
Ich werde nie, ach! nie von Dir befreyt!

Als meine Holde mit dem sanften Blick
Das süße Pfand der Liebe mir gegeben,
Da sprach sie mild: „O kehrest Du zurück,
Dann soll ein Band auf ewig uns umweben!"
O Wonn'! Ich fühle dieser Gabe Glück,
Und eher noch verlier' ich Gut und Leben.
Der Lieb' und Hoffnung Band, mir stets geweiht,
Ich werde nie, ach! nie von Dir befreyt!

Die Waffenbrüder.

Wir waren, o Bruder, so lange vereint
In Kampf, Beschwerden und Freuden;
Doch unsere Fürsten, sie lösen ihr Band,
Und Trennung gebietet das Vaterland —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Jetzt einsam wandl' ich auf dornigem Pfad
Der Ehre; wir müssen uns meiden!
Wer sagt dann, fall' ich in tobenden Reih'n:
„Ihr muthigen Kämpfer, gedenket noch sein!" —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Und steht fest unter den Franken mein Ruhm
Durch Thaten, von Manchem zu neiden,
Wer theilt ihn so herzlich, ihr Helden, von Euch?
Wer fühlt es so innig? Wer denkt mir so gleich? —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Wer seufzt, da fern noch die Schöne mich bannt,
In meine Thränen und Leiden?
Wenn einst sie die Strenge durch Milde versüßt,
Wer naht, der das Glück mit dem Frohen genießt? —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Wie klagt' ich in Sorgen des Lebens, da noch
Die Freundschaft lächelt' uns beyden:
Jetzt seh' ich die Hoffnung im Sturme verweh'n,
Glück, Freuden und wackere Stütze vergeh'n —
O Pflicht! O trauriges Scheiden!

Die Burgherrin.

„Komm, Ritter, komm in dieses Schloß!
(So spricht zu mir die junge Schöne;)
Häng' auf den Helm, stell' ein das Roß!
Komm, Ritter, komm in dieses Schloß!
Nacht schon sich auf die Höh'n ergoß,
Im Walde ruh'n der Vögel Töne.
Komm, Ritter, komm in dieses Schloß!"
So spricht zu mir die junge Schöne.

Wie traulich dieser Aufenthalt!
Wie reizend ach! die junge Schöne!
Trüb' ist die Flur, der Wind so kalt,
Doch traulich dieser Aufenthalt,
Wo ich, bis neu der Tag entwallt,
Und länger noch, zu ruh'n mich sehne.
Wie traulich dieser Aufenthalt!
Wie reizend ach! die junge Schöne!

Jedoch umsonst! Ich muß von hier:
Nachdenkend ist die junge Schöne.
„Bis morgen komm!" So ruft sie mir;
Allein umsonst! Ich muß von hier —
Sie senkt das Haupt; mir dünket schier,
Im Auge stand ihr eine Thräne.
Vergebens, ach! Ich muß von hier:
Nachdenkend ist die junge Schöne.

Die Rückkehr.

Die Nacht ſchon dunkelt,
Sie naht ſo ſchnell;
Kein Licht mehr funkelt
In dem Caſtell.
O Schönſte, höre,
Wachſt Du, auf mich!
Kein Pochen ſtöre
Im Schlummer Dich!
Wie ſollt' ich's wagen?
Wenn Morgenſchein
Erglänzt am Hain,
Darf Lieb' ihr ſagen:
„Der Dich verehrt,
„Nun wiederkehrt!"

Wieg' ein die Süße,
O Blüthentraum!
Allein zerfließe
Wie leichter Schaum,
Wenn meinem Drange
Die Stunde winkt,
Was ach! ſo lange
Der Liebe dünkt.
Doch eh' uns golden
Der Morgen tagt,
O Träume, ſagt
Zu meiner Holden:
„Der Dich verehrt,
„Nun wiederkehrt:

Hat dieſen Tönen
Gelauſcht ihr Ohr,
Fährt ſie mit Sehnen
Vom Schlaf empor;

Das Lager fliehet
Die Schöne bald;
Ihr Antlitz glühet,
Ein Seufzer wallt.
Sie wagt, zu schauen,
Und Amor spricht:
„Eh' Morgenlicht
„Verklärt die Auen,
„Ist heimgekehrt
„Der Dich verehrt!"

Wie pocht und bebet
Mir Herz und Sinn!
O flücht'ger schwebet,
Ihr Schatten, hin!
Dich, Tag der Wonne,
Wünscht nur mein Herz,
Der Freuden Sonne
Auf langen Schmerz!
Laß, Lieb', empfahen
Das Glück uns hier,
Beflügle mir
Aurorens Nahen,
Das ihm so werth,
Der heimgekehrt!

Das Andenken.

In der Hand das weiße Stäbchen
Sitz' ich bey dem Spiel der Junker,
Hör' in ausgelaß'ner Rede
Scherzen leichtgesinnte Knaben.
Willst auf kargen Ruhm Du lenken
Und auf Lust der Worte Prahlen,

Ha! Was ſprächſt Du, eitle Jugend,
Wäre Dir mein Angedenken?

Ehre hat mein Schwert geführet,
Ehrenwerth bin ich erprobet;
Nie hat meinen Schutz vergebens
Angefleht betrog'ne Schwäche;
Nie Wehrloſe wollt' ich kränken,
Stets getreu der edlen Sitte:
Strebt, daß Euch in meinem Alter
Werd' ein ſolches Angedenken!

Alte Treu' und Rittertugend
Iſt Euch eine ſchwere Feſſel:
Locken, braun und blond, in Golde
Zieren Eure blanken Helme;
Einer nur die Liebe ſchenken
Wollt' ich, hab' ſie nie verrathen:
Mehr, als tauſend Tändelſpiele,
Gilt ein ſüßes Angedenken.

Junker, glaube meiner Rede!
Scherze nicht ob meinen Worten!
Ehre, Tapferkeit und Liebe
Lernt ſich in erfahr'ner Schule.
Mögen Deine Sinne lenken
Liebestreu' und wack're Dienſte
Für Dein Land! Dann bleibet immer
Dir das ſchönſte Angedenken.

Olivier und Roland.

Ihr ew'gen Wäll' am Frankenland
Nehmt auf das ſieggewohnte Heer!
Schon Freude jedes Herz empfand;
Es ſchlägt der nahen Wiederkehr;

Und rings ertönt in Echo's Klang
Der stolzen Krieger Hochgesang:
Mit Kaiser Karl in muth'gen Weisen
Sie Olivier und Roland preisen.

Doch, tapf're Franken, haltet ein!
Befürchtet ein unsel'ges Loos!
Denn tückisch fällt in Eure Reih'n
Der Tod aus jener Berge Schoos.
O seht! schon rollt der Fels herab,
Und schmettert Euch in's Thal hinab;
Die Lanzen droh'n, die Pfeile schießen,
Das Blut der Franken zu vergießen.

Hat jemals, wenn der Kampf begann,
Roland der Feinde Schaar gezählt?
Ihm bleibt sein Arm, die Ehr', ein Mann,
Den er zu seinem Freund gewählt.
Ihr Helden, Frankreichs Ruhm und Glück,
Verdient das holdeste Geschick!
Doch so viel Thaten, Muth und Prangen
Soll ach! zu früh das Grab umfangen.

Schon zweimal hat der Wiederhall
Sein Horn in Thälern nachgetönt,
Und durch die Eb'ne dringt der Schall;
Der Kaiser steht, und horcht, und wähnt —
Eil', edler Fürst! Er ruft Dir nicht
Aus Furcht um seines Lebens Licht:
Wenn Roland je nach Hülfe strebet,
So ist's, weil er um Frankreich bebet.

Jezt — doch zu spät! — als treuer Freund
Eilt Karl zum Kampfplatz dort hinauf,
Und Ahnung, die so bang erscheint,
Beflügelt seiner Rosse Lauf:

Sein Blick durchschweift die ganze Flur,
Und sucht ringsum des Helden Spur —
Ach! Roland liegt, dem Tod zum Raube,
Mit Olivier im blut'gen Staube.

Du Guesclin an Rolands Grabe.

In diesem Thal, wo Frankreichs Stolz erlag,
Ist Roland auf unsel'gem Grund gefallen;
Heil birgt und Tapferkeit seit jenem Tag
Der Stein: hier schläft der größte Held von allen.
Wenn Fürst und Land der Herr beschützen mag,
Dann send' er mir herab aus seinen Hallen
Für ihren Dienst Treu', edlen Sinn und Muth,
Gleich jenem, der in diesem Felde ruht.

Und kommt's, daß in der Feinde Haft ich bin,
(Oft lohnt des Krieges Schicksal mit dem Bösen,)
Dann spinnet noch der Auen Schäferin
In unserm Land ihr Fädlein, mich zu lösen.
So hätt' auch Frankreich mit gerührtem Sinn
Sein Gut gebracht — wär' nicht das Loos gewesen
Dem Wunsche taub — um neue Lebensglut
Ihm zu verleih'n, der hier im Felde ruht.

An meinem Grabe doch, ihr Franken, weint,
Wenn ich auch nicht von Gott das Glück erlange,
Wie Roland, der so kühn und groß erscheint,
Zu sinken in der Schlachten edlem Gange!
Dann bebe noch des Vaterlandes Feind
Nach meinem Tod! Es leb' in dem Gesange
Der Krieger mein Gedächtniß brav und gut,
Wie jenes, der in diesem Felde ruht.

Johanna d'Arc.

Der Nächte Fackel leuchtet auf den Höhen,
Im Frankenlager wohnt die Stille nur;
In meinem Banner rauscht der Weste Wehen,
Und weckt den leisen Ton auf dieser Flur.
Ich wach', und fühle nah' mein Schicksal stehen;
Ach! dieses Thal schon ahnet seine Spur:
Glänzt über mir der Mond im lichten Scheine,
So schlängeln dort sich Blitz' am fernen Haine.

Merk' auf! Es kommt die feierliche Stunde,
Wo mir genaht des Himmels Königin:
Erseufzend ging ich, treu der hohen Kunde,
Wie sie befahl, zu dem Triumphe hin;
Da lenkte Gott mein Schwert im tapfern Bunde
Auf Englands Heer, und brachte mir Gewinn:
Jetzt, da ich Frankreich half aus dunkeln Wogen,
Fühl' ich zur heim'schen Ruh mich hingezogen. —

Weht ihr nach unsern Au'n, o Abendwinde,
Die Thräne, so mein Auge nun entsandt?
Stöhnt in des Buchbaums Zweigen ihr gelinde,
Wo Schatten ich in bessern Tagen fand?
Enteilt zu meiner Hütt' in jene Gründe,
Wo ich so oft im frommen Fleiße stand!
Ach! könntet meinen Vater ihr umschweben,
Könnt' euer sanfter Hauch ihm Ruhe geben!

Dem König gab ich seine Krone wieder:
Warum nicht läßt er mich von dannen geh'n?
Mich lockt kein Ruhm mit prangendem Gefieder,
Ich kann den schimmerreichen Lohn verschmäh'n.
Mein Hüttchen seh' ich nun, den grünen Flieder,
Der Wiese Gold, die Siedler auf den Höh'n:
Lothringens Flur, als Hirtin, fromm, bescheiden,
Will ich auf deiner Trift die Heerde weiden!

Doch ha! Schon hör' ich Frankreichs Ruf erſchallen,
Und kämpfe bis zum lezten Lebenslicht;
Mein Loos iſt, für das Vaterland zu fallen;
Denn ihm bewahrt' ich Liebe nur und Pflicht.
Nie — ahnt mir — ſoll ich nach der Heimath wallen,
Sie nimmer ſeh'n, bevor mein Auge bricht:
Tragt dann mein Lebewohl, ihr Abendwinde,
Und meinen Staub in jene ſtillen Gründe!

Gaſton de Foix.

Was, Krieger, ſoll der Leichenzug bedeuten,
Der langſam durch die Ebne ſich erſtreckt,
Gefang'ne, Trauerfahnen ihm zur Seiten,
Und jenes Roß, mit ſchwarzem Flor bedeckt?
Gaſton iſt hin! Noch will man ihm bereiten
Die letzte Ehr', und Klageton erweckt
Sein Fall bey jedem Kämpfer; die Geſänge
Ertönen dumpf der hörbegier'gen Menge:
«Weint, Franken, um des Vaterlandes Hort!
Doch hemmt den lauten Schmerz auf ſeinem Hügel!
Italia's Wetterſtrahl, der Braven Spiegel
Ruht in der Helden Schlaf an dieſem Ort!»

Ach! hat ſich, wo des Ruhmes Palmen ragen,
Nicht ſchützend über ihm ihr Laub vereint?
Den Siegesruf verwandelt ſchnell in Klagen
Das harte Loos, ſo unſer Heer beweint.
Wo iſt, Nemours, Dein Glanz, Dein kühnes Wagen?
Der arge Tod hat Deinen Glanz verſteint:
So wird dem Strom, der ſeiner Quell entſtürzet,
Vom Wintereis der raſche Lauf gekürzet.
«Weint, Franken u. ſ. w.

Des Adlers Sohn erhebt in kühnem Feuer
Sich hoch, und prüft der Schwinge Kraft und Glück;

Er theilet Wolken, ſchaut zur Sonne freyer,
Doch ein Geſchoß wirft ihn auf's Land zurück:
Gaſton, im Siege ſchon, eilt noch zu neuer
Gefahr, da wird Verräther ſein Geſchick;
Bayard will in die Schaar der Feinde brechen
Zur Hülf', allein — Bayard kann ihn nur rächen!
«Weint, Franken u. ſ. w.

O Held! des Ruhmes Lorbeern noch umranken
Den letzten Schritt auf Deiner Kriegesbahn;
Wohl tauſend Gegner Deinem Muthe ſanken,
Und lagen um Dich her auf jenem Plan.
Dein edler König, Vater aller Franken,
Auf den ſie ſtets mit Lieb' und Ehrfurcht ſah'n,
Er hat den unglückvollen Sieg beweinet,
Weil ihm die Kunde Deines Falls erſcheinet!
«Weint, Franken u. ſ. w.

Ihr Trauerfahnen, ſenket euch im Schreiten
Des Zuges, der durch Ebnen ſich erſtreckt!
Gefang'ne, wallt der düſtern Schaar zur Seiten,
Und du, ſein Roß, mit ſchwarzem Flor bedeckt!
Gaſton iſt hin! Dort will man ihm bereiten
Den letzten Dienſt, der unſ're Klage weckt:
Schreibt, Krieger, wo ihn hüllt des Grabes Enge,
Noch ein den Schluß der traurigen Geſänge!
«Weint, Franken u. ſ. w.

Bayard in Brescia.

Verwundet in Italia's Ebnen, fand
Bayard die Ruh' und Pflege nun bey jenen,
Die, kam der Held auch feindlich in ihr Land,
Doch ſeine Macht geſchützt in Kriegestönen,
Und Plündrungswuth von ihnen abgewandt:
Dankbar erkennt Ihr ſolches, junge Schönen!

Mit ſanften Harmonie'n, mit trautem Wort
Und Balſam tröſtet Ihr ſein Leiden dort.

„Ihr werdet, Frankreich's Städt', ihn wiederſehen!
Oft ſchützet euch ſein Arm und Muth:
Sein Leben wird dem grauſen Tod entgehen;
In ritterlicher Ehre Glut
Seht Ihr ihn nun auf Euern Mauern ſtehen,
Wo er dem Siege weiht ſein edles Blut.
Laß, Schweſter, uns des Helden Leid verſüßen!
Mög' im Geſang ſich Ruh' auf ihn ergießen!

„Ihr, gute Völker Frankreichs, ſeht ihn wieder!
Der Armen Noth gedenket ſein;
Des Himmels Gnade lächelt nieder,
Den Ritter, Frankreichs Ruhm, empfangen ſeine Brüder;
Nun ſteht er bald in ihren Reih'n,
Erfüllt iſt das Gebet, ſo ihm Bedrängte weih'n.
Laß, Schweſter, uns u. ſ. w.

„Ihr ſeht ihn, Frankreichs edle Damen,
Der Recht und Unſchuld oft geſchirmt nach Ritterpflicht!
O holde Schönen, fürchtet nicht,
Daß Liebesgluten hier in ſeine Seele kamen!
Doch hört am Feindesſtrand des Edlen Namen!
Er trocknet unſ're Thrän', er war uns Heil und Licht.
Laß, Schweſter u. ſ. w.

„Ihr ſeht ihn, Frankreichs Ritter! Kühn
Lenkt' Euch ſein Ruf im tapfern Streite:
Nun wird ſein Helmbuſch weh'n und ihm zur Seite
Der Siegesgott in Schlachten zieh'n;
Sein König, werth des Helden, nennt ſchon heute
Den Ritter ohne Furcht und Tadel ihn.
Laß, Schweſter u. ſ. w.

„Du ſiehſt ihn, ſchönes Frankenland!
O laß ihn uns noch wen'ge Augenblicke,
Daß ohne Waffen noch beglücke
Der Held Italia's vor ihm erbebten Strand!
Doch hält vergebens ihn der reinſten Liebe Band;
Sein Herz eilt nach dem Vaterland zurücke.
Laß, Schweſter u. ſ. w.

La Trémouille.

Vergeßt mein nicht! (so sprach seit jungen Jahren
Ein Ritter, der den Frankennamen ehrt,
Und, Bayard gleich an Muth in den Gefahren,
Stets ohne Furcht und Tadel sich bewährt;)
Ihr, die mein glühend Herz erheben,
Ihr folgt mir, wenn mein Auge bricht:
Ruhm, Tapferkeit und edles Streben,
Vergeßt mein nicht!

Vergeßt mein nicht! Den Spruch hab' ich erwählet:
Die Freundschaft war ja meines Lebens Glück,
Und allen, die ihr Hauch für mich beseelet,
Rief dieses Wort Erinn'rung oft zurück;
Und schirmt' ich je Euch, zarte Frauen,
Konnt' Euer lächelnd Angesicht
Mit Ruh' auf meine Thaten schauen,
Vergeßt mein nicht!

Vergeßt mein nicht auch Ihr, o Frankreichs Feinde!
Gesetz ertheilen wollt Ihr künftig dort.
Vergeßt mein nicht! denn heldenmüth'ge Freunde,
Zu tausend rufen sie mit mir das Wort;
Und trotzt Ihr, meine Waffenbrüder
Dem Feind, erschallt zu Ehr' und Pflicht
Der Braven Kriegstrommete wieder,
Vergeßt mein nicht!

Vergiß mein nicht, o Herr und edler König,
Dem alles Glück, doch nicht die Ehre, schwand!
Ich seh', es bleibt der Freyheit ach! so wenig,
Der Hoffnung wenig für mein Vaterland.
Im Feld Pavia's muß ich fallen;
Hier wölkt sich unsrer Thaten Licht:
Wenn, Franken, Thränen Euch entwallen,
Vergeßt mein nicht!

lang bey sich, übte ihn in Werken, die seiner kriegerischen Natur zusagten, und verfuhr dabey so gut, daß es ihm gelang, jenen mit seinen Eltern wieder zu versöhnen. Bertrand, jetzt frey seiner herrschenden Neigung überlassen, zeichnete sich bald bey einem Turniere aus.

Der Krieg, so in der Bretagne zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois, welche beyde auf dieses Herzogthum Anspruch machten, sich entzündet, war für Du-Guesclin ein Anlaß, seine ersten Waffenthaten zu verrichten. England unterstützte die Ansprüche des Johann von Montfort, Bertrand erklärte sich für Karl, der von Frankreich beschützt war, und wußte bald seinen Namen furchtbar zu machen.

Jedoch die Engländer, deren Stolz durch die Gefangenschaft des Königs Johann erhöht wurde, schmeichelten sich mit der Hoffnung, Frankreich, das sie von allen Seiten berannt, zu erobern. Du-Guesclin benutzte den zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois geschlossenen Waffenstillstand, eilte zu dem Dauphin, Regenten von Frankreich (nachmals Karl V.), und bot ihm seine Dienste an. Er begann damit, daß er unter den Augen des Fürsten das Schloß von Melun mit Sturm einnahm, und diese glänzende Waffenthat rechtfertigte den großen Ruf, den er sich bereits erworben hatte. Auch das Fort von Rouleboise und die Städte Mantes und Meulan unterwarfen sich seiner Tapferkeit. Endlich brachte er den Engländern in geordneter Schlacht bey Cocherel eine Niederlage bey, und nahm den Captal von Buch, ihren Feldherrn, gefangen.

Es wäre zu weitläuftig, alle glanzvollen Thaten dieses Helden aufzuzählen, den das Glück manchmal verrieth, den aber sein Wechsel nie beugen konnte.

Als Karl von Blois in der Schlacht bey Auray das Leben verloren hatte, erbot sich Bertrand, der in Frankreich keine Gelegenheit mehr zum Streiten fand, bey König Karl V., das Reich von dem Haufen der Landstreicher zu befreyen, welche es, in Folge der langen Kriege, die man zu bestehen

gehabt, verheerten. Er gab dem Könige den Vorwand ein, daß dieser den Tod seiner Schwägerin, Blanca von Bourbon, welche ihr Gemahl, Pedro der Grausame, König von Castilien, umbringen ließ, rächen wolle. Bertrand bewog alle jene Soldaten und ihre Führer, ihm nach Spanien zu folgen, wo er alle Kraft anwandte, Pedro niederzuwerfen, um seinen Bruder Heinrich, Grafen von Transtamara, auf den Thron zu setzen. Diese erste Unternehmung, welche anfänglich zu gelingen versprach, scheiterte an der Hülfe, so der Prinz von Wallis dem Pedro leistete. Heinrich verlor die Schlacht bey Navaretta, wo Bertrand, nebst dem größten Theil der Französischen Heerführer, gefangen ward. Der Prinz von Wallis bot Du-Guesclin die Freyheit an, und wollte, daß dieser selbst sein Lösegeld bestimmen möchte. Der Bretagnische Held nannte eine ungeheure Summe. «Wo aber nehmt Ihr all dieses Gold her?» rief der erstaunte Prinz. «Von meinen Freunden,» erwiederte der stolze Du-Guesclin. «Es gibt kein Mägdlein in Frankreich, die nicht ihren Rocken spänne, um mich aus Eueren Händen zu befreyen.» — Die Prinzessin von Wallis, gerührt von Du-Guesclins Tugenden, schoß zuerst eine starke Summe her, um die Freyheit eines Mannes zu erkaufen, welcher der furchtbarste Feind ihres Vaterlandes war. «Ach! Madame!» rief er, sich ihr zu Füßen werfend; «ich hatte bis jetzt geglaubt, der häßlichste Ritter Frankreichs zu seyn; aber ich hege nicht mehr so böse Meinung über mich, da mir die Damen solche Geschenke machen.» —

Du-Guesclin wartete nicht lange auf seine Befreyung. Ein Edelmann ward beauftragt, den Engländern das Lösegeld für diesen ruhmreichen Gefangenen zu bezahlen.

Er eilte nun, sich an der Spitze von 7000 Franzosen dem Transtamara, welcher Toledo belagerte, anzuschließen. Hier entschied Du-Guesclin nach zwey Gefechten, deren erstes ohne ihn zum Nachtheil Heinrichs ausgefallen wäre, mit seinen Franzosen den Sieg. Bald darauf erfolgte das unglück-

Doch ha! Schon hör' ich Frankreichs Ruf erſchallen,
Und kämpfe bis zum lezten Lebenslicht;
Mein Loos iſt, für das Vaterland zu fallen;
Denn ihm bewahrt' ich Liebe nur und Pflicht.
Nie — ahnt mir — ſoll ich nach der Heimath wallen,
Sie nimmer ſeh'n, bevor mein Auge bricht:
Tragt dann mein Lebewohl, ihr Abendwinde,
Und meinen Staub in jene ſtillen Gründe!

Gaſton de Foix.

Was, Krieger, ſoll der Leichenzug bedeuten,
Der langſam durch die Ebne ſich erſtreckt,
Gefang'ne, Trauerfahnen ihm zur Seiten,
Und jenes Roß, mit ſchwarzem Flor bedeckt?
Gaſton iſt hin! Noch will man ihm bereiten
Die lezte Ehr', und Klageton erweckt
Sein Fall bey jedem Kämpfer; die Geſänge
Ertönen dumpf der hörbegier'gen Menge:
«Weint, Franken, um des Vaterlandes Hort!
Doch hemmt den lauten Schmerz auf ſeinem Hügel!
Italia's Wetterſtrahl, der Braven Spiegel
Ruht in der Helden Schlaf an dieſem Ort!»

Ach! hat ſich, wo des Ruhmes Palmen ragen,
Nicht ſchützend über ihm ihr Laub vereint?
Den Siegesruf verwandelt ſchnell in Klagen
Das harte Loos, ſo unſer Heer beweint.
Wo iſt, Nemours, Dein Glanz, Dein kühnes Wagen?
Der arge Tod hat Deinen Glanz verſteint:
So wird dem Strom, der ſeiner Quell entſtürzet,
Vom Wintereis der raſche Lauf gekürzet.
«Weint, Franken u. ſ. w.

Des Adlers Sohn erhebt in kühnem Feuer
Sich hoch, und prüft der Schwinge Kraft und Glück;

Er theilet Wolken, ſchaut zur Sonne freyer,
Doch ein Geſchoß wirft ihn auf's Land zurück:
Gaſton, im Siege ſchon, eilt noch zu neuer
Gefahr, da wird Verräther ſein Geſchick;
Bayard will in die Schaar der Feinde brechen
Zur Hülf', allein — Bayard kann ihn nur rächen!
«Weint, Franken u. ſ. w.

O Held! des Ruhmes Lorbeern noch umranken
Den letzten Schritt auf Deiner Kriegesbahn;
Wohl tauſend Gegner Deinem Muthe ſanken,
Und lagen um Dich her auf jenem Plan.
Dein edler König, Vater aller Franken,
Auf den ſie ſtets mit Lieb' und Ehrfurcht ſah'n,
Er hat den unglückvollen Sieg beweinet,
Weil ihm die Kunde Deines Falls erſcheinet!
«Weint, Franken u. ſ. w.

Ihr Trauerfahnen, ſenket euch im Schreiten
Des Zuges, der durch Ebnen ſich erſtreckt!
Gefang'ne, wallt der düſtern Schaar zur Seiten,
Und du, ſein Roß, mit ſchwarzem Flor bedeckt!
Gaſton iſt hin! Dort will man ihm bereiten
Den letzten Dienſt, der unſ're Klage weckt:
Schreibt, Krieger, wo ihn hüllt des Grabes Enge,
Noch ein den Schluß der traurigen Geſänge!
«Weint, Franken u. ſ. w.

Bayard in Brescia.

Verwundet in Italia's Ebnen, fand
Bayard die Ruh' und Pflege nun bey jenen,
Die, kam der Held auch feindlich in ihr Land,
Doch ſeine Macht geſchützt in Kriegestönen,
Und Plündrungswuth von ihnen abgewandt:
Dankbar erkennt Ihr ſolches, junge Schönen!

Mit sanften Harmonie'n, mit trautem Wort
Und Balsam tröstet Ihr sein Leiden dort.

„Ihr werdet, Frankreich's Städt', ihn wiedersehen!
Oft schützet euch sein Arm und Muth:
Sein Leben wird dem grausen Tod entgehen;
In ritterlicher Ehre Glut
Seht Ihr ihn nun auf Euern Mauern stehen,
Wo er dem Siege weiht sein edles Blut.
Laß, Schwester, uns des Helden Leid versüßen!
Mög' im Gesang sich Ruh' auf ihn ergießen!

„Ihr, gute Völker Frankreichs, seht ihn wieder!
Der Armen Noth gedenket sein;
Des Himmels Gnade lächelt nieder,
Den Ritter, Frankreichs Ruhm, empfangen seine Brüder;
Nun steht er bald in ihren Reih'n,
Erfüllt ist das Gebet, so ihm Bedrängte weih'n.
Laß, Schwester, uns u. s. w.

„Ihr seht ihn, Frankreichs edle Damen,
Der Recht und Unschuld oft geschirmt nach Ritterpflicht!
O holde Schönen, fürchtet nicht,
Daß Liebesgluten hier in seine Seele kamen!
Doch hört am Feindesstrand des Edlen Namen!
Er trocknet uns're Thrän', er war uns Heil und Licht.
Laß, Schwester u. s. w.

„Ihr seht ihn, Frankreichs Ritter! Kühn
Lenkt' Euch sein Ruf im tapfern Streite:
Nun wird sein Helmbusch weh'n und ihm zur Seite
Der Siegesgott in Schlachten zieh'n;
Sein König, werth des Helden, nennt schon heute
Den Ritter ohne Furcht und Tadel ihn.
Laß, Schwester u. s. w.

„Du siehst ihn, schönes Frankenland!
O laß ihn uns noch wen'ge Augenblicke,
Daß ohne Waffen noch beglücke
Der Held Italia's vor ihm erbebten Strand!
Doch hält vergebens ihn der reinsten Liebe Band;
Sein Herz eilt nach dem Vaterland zurücke.
Laß, Schwester u. s. w.

La Trémouille.

Vergeßt mein nicht! (so sprach seit jungen Jahren
Ein Ritter, der den Frankennamen ehrt,
Und, Bayard gleich an Muth in den Gefahren,
Stets ohne Furcht und Tadel sich bewährt;)
Ihr, die mein glühend Herz erheben,
Ihr folgt mir, wenn mein Auge bricht:
Ruhm, Tapferkeit und edles Streben,
Vergeßt mein nicht!

Vergeßt mein nicht! Den Spruch hab' ich erwählet:
Die Freundschaft war ja meines Lebens Glück,
Und allen, die ihr Hauch für mich beseelet,
Rief dieses Wort Erinn'rung oft zurück;
Und schirmt' ich je Euch, zarte Frauen,
Konnt' Euer lächelnd Angesicht
Mit Ruh' auf meine Thaten schauen,
Vergeßt mein nicht!

Vergeßt mein nicht auch Ihr, o Frankreichs Feinde!
Gesetz ertheilen wollt Ihr künftig dort.
Vergeßt mein nicht! denn heldenmüth'ge Freunde,
Zu tausend rufen sie mit mir das Wort;
Und trotzt Ihr, meine Waffenbrüder
Dem Feind, erschallt zu Ehr' und Pflicht
Der Braven Kriegstrommete wieder,
Vergeßt mein nicht!

Vergiß mein nicht, o Herr und edler König,
Dem alles Glück, doch nicht die Ehre, schwand!
Ich seh', es bleibt der Freyheit ach! so wenig,
Der Hoffnung wenig für mein Vaterland.
Im Feld Pavia's muß ich fallen;
Hier wölkt sich unsrer Thaten Licht:
Wenn, Franken, Thränen Euch entwallen,
Vergeßt mein nicht!

lang bey sich, übte ihn in Werken, die seiner kriegerischen Natur zusagten, und verfuhr dabey so gut, daß es ihm gelang, jenen mit seinen Eltern wieder zu versöhnen. Bertrand, jetzt frey seiner herrschenden Neigung überlassen, zeichnete sich bald bey einem Turniere aus.

Der Krieg, so in der Bretagne zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois, welche beyde auf dieses Herzogthum Anspruch machten, sich entzündet, war für Du-Guesclin ein Anlaß, seine ersten Waffenthaten zu verrichten. England unterstützte die Ansprüche des Johann von Montfort, Bertrand erklärte sich für Karl, der von Frankreich beschützt war, und wußte bald seinen Namen furchtbar zu machen.

Jedoch die Engländer, deren Stolz durch die Gefangenschaft des Königs Johann erhöht wurde, schmeichelten sich mit der Hoffnung, Frankreich, das sie von allen Seiten berannt, zu erobern. Du-Guesclin benutzte den zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois geschlossenen Waffenstillstand, eilte zu dem Dauphin, Regenten von Frankreich (nachmals Karl V.), und bot ihm seine Dienste an. Er begann damit, daß er unter den Augen des Fürsten das Schloß von Melun mit Sturm einnahm, und diese glänzende Waffenthat rechtfertigte den großen Ruf, den er sich bereits erworben hatte. Auch das Fort von Rouleboise und die Städte Mantes und Meulan unterwarfen sich seiner Tapferkeit. Endlich brachte er den Engländern in geordneter Schlacht bey Cocherel eine Niederlage bey, und nahm den Captal von Buch, ihren Feldherrn, gefangen.

Es wäre zu weitläuftig, alle glanzvollen Thaten dieses Helden aufzuzählen, den das Glück manchmal verrieth, den aber sein Wechsel nie beugen konnte.

Als Karl von Blois in der Schlacht bey Auray das Leben verloren hatte, erbot sich Bertrand, der in Frankreich keine Gelegenheit mehr zum Streiten fand, bey König Karl V., das Reich von dem Haufen der Landstreicher zu befreyen, welche es, in Folge der langen Kriege, die man zu bestehen

gehabt, verheerten. Er gab dem Könige den Vorwand ein, daß dieser den Tod seiner Schwägerin, Blanca von Bourbon, welche ihr Gemahl, Pedro der Grausame, König von Castilien, umbringen ließ, rächen wolle. Bertrand bewog alle jene Soldaten und ihre Führer, ihm nach Spanien zu folgen, wo er alle Kraft anwandte, Pedro niederzuwerfen, um seinen Bruder Heinrich, Grafen von Transtamara, auf den Thron zu setzen. Diese erste Unternehmung, welche anfänglich zu gelingen versprach, scheiterte an der Hülfe, so der Prinz von Wallis dem Pedro leistete. Heinrich verlor die Schlacht bey Navaretta, wo Bertrand, nebst dem größten Theil der Französischen Heerführer, gefangen ward. Der Prinz von Wallis bot Du-Guesclin die Freyheit an, und wollte, daß dieser selbst sein Lösegeld bestimmen möchte. Der Bretagnische Held nannte eine ungeheure Summe. «Wo aber nehmt Ihr all dieses Gold her?» rief der erstaunte Prinz. «Von meinen Freunden,» erwiederte der stolze Du-Guesclin. «Es gibt kein Mägdlein in Frankreich, die nicht ihren Rocken spänne, um mich aus Eueren Händen zu befreyen.» — Die Prinzessin von Wallis, gerührt von Du-Guesclins Tugenden, schoß zuerst eine starke Summe her, um die Freyheit eines Mannes zu erkaufen, welcher der furchtbarste Feind ihres Vaterlandes war. «Ach! Madame!» rief er, sich ihr zu Füßen werfend; «ich hatte bis jetzt geglaubt, der häßlichste Ritter Frankreichs zu seyn; aber ich hege nicht mehr so böse Meinung über mich, da mir die Damen solche Geschenke machen.» —

Du-Guesclin wartete nicht lange auf seine Befreyung. Ein Edelmann ward beauftragt, den Engländern das Lösegeld für diesen ruhmreichen Gefangenen zu bezahlen.

Er eilte nun, sich an der Spitze von 7000 Franzosen dem Transtamara, welcher Toledo belagerte, anzuschließen. Hier entschied Du-Guesclin nach zwey Gefechten, deren erstes ohne ihn zum Nachtheil Heinrichs ausgefallen wäre, mit seinen Franzosen den Sieg. Bald darauf erfolgte das unglück-

liche Ende Pedro's des Grausamen. Du-Guesclin war Zeuge davon, und konnte nicht umhin, darüber zu seufzen.*)

Da Heinrich keinen Mitwerber um die Krone mehr hatte, und Toledo ihm die Thore öffnete, schlug Bertrand den Weg nach Frankreich ein, wohin ihn der König, und besonders die Frechheit der Engländer, welche Paris bedrohten, rief. Begleitet von dem alten Marschall von Audreghem, dem jungen Lebègue von Bislaine, Johann von Chandos und dem Captal von Buch, ging er durch das Thal von Roncevaal aus Spanien. Die Ritter machten Halt an Roland's Grab, und zwar an der Stelle, wo er fiel, und Du-Guesclin betete so: „Herr Gott! Hier liegt die Blume der Ritterschaft; unter diesem Stein ist Heil und Tapferkeit verschlossen. Gewähre Deinem Diener Guesclin, seinem Könige Karl zu dienen, wie jener Brave dem mächtigen Kaiser Karl dem Großen gedienet hat, und in herrlichen Tagen der Schlacht zu fallen wie Roland."

Bey seiner Ankunft in Paris ward Du-Guesclin zur Würde eines Connétable von Frankreich erhoben, die durch Fiennes's Entlassung erledigt war. Er ging von da ab, um die Engländer aus der Normandie zu vertreiben. Zwey Feldzüge waren hinlänglich, den Feind zu zwingen, daß er das Königreich Frankreich verließ.

Karl fand, daß sein Connétable zu rasch verfuhr, und hielt ihn immer in seinen Fortschritten auf. Als Du-Guesclin den Spruch, nach welchem die Güter des Herzogs von Bretagne sequestrirt wurden, vollziehen sollte, sah er in diesem ungerechten Befehl nur eine Verbindlichkeit, sein Vaterland zu verwüsten; und Edelleute, welche noch unlängst neben ihm

*) Er ward auf der Flucht gefangen, und fiel, als Heinrich vor ihm erschien, denselben wüthend an, ward aber von ihm erdolcht. Heinrich gerieth über seine eigne That in Verzweiflung, und beruhigte sich erst durch den überzeugenden Gedanken, daß Pedro sein wirklicher Bruder nicht sey. G.

gekämpft, als Feinde zu behandeln. Allein gezwungen, diesem Befehl Gehorsam zu leisten, erblickte er mit Schmerz, wie seine Verwandten und Freunde sich von ihm entfernten und ihn als Unterdrücker ansahen. Alle bey seinem Heere stehenden Bretagner verließen ihn. Entmuthigt durch diesen allgemeinen Abfall, betrieb er nicht mehr die Kriegsoperationen mit der gewohnten Kraft. Zum erstenmal kamen ihm Unfälle. Seine Feinde benutzten diesen Umstand, um ihn in Karls Augen zu verderben. Dieser schrieb ihm, und beklagte sich über die Langsamkeit seiner Dienste. Ein solcher Schimpf mußte Du-Guesclin höchst empfindlich seyn. Er sandte sogleich den Connétabledegen dem Könige zurück, welcher jedoch, bald von seinem Irrthume befreyt, ihm wieder das alte Vertrauen schenkte, und ihm auftrug, die Engländer, welche nochmals in Frankreich eingedrungen waren, zu vertreiben.

Als Du-Guesclin unter den Mauern von Chateauneuf-Randon angekommen war, wurde er von einem Fieber befallen, das ihn in wenigen Tagen hinraffte. Er nahm Abschied von seinen alten Waffengenossen; sodann ergriff er das Connétableschwert, küßte es mit heiliger Ehrfurcht, und betheuerte, daß er es nie anders als um der Ehre Willen gezogen habe. Er verschied den 13. Juli, 1380, sechs und sechzig Jahre alt.

Die Engländer, ihren Feldherrn an der Spitze, legten die Schlüssel von Randon auf Du-Guesclin's Todesbett. Die alleinige Furcht vor seinem Namen, und die Drohungen, welche er noch sogar in den letzten Zügen gegen dieselben erließ, zwangen sie zur Uebergabe.

Dieser große Mann war zweymal vermählt. Seine erste Gattin war Epiphanie Raguenel, die schönste und geistreichste Frau ihrer Zeit. Er hinterließ keine Kinder aus diesen beyden Ehen.

Johanna d'Arc.

Johanna d'Arc erblickte das Licht im Dorfe Dom-Remy, auf den Gränzen Lothringens und der Champagne. Ihr Vater hieß Jakob d'Arc, und ihre Mutter Isabella Romée. Da ihre Eltern schlichte Landleute waren, so erhielt sie eine ihrem Stand angemessene Erziehung. Die ersten Grundsätze der Religion, einige Andachtsübungen, und jene Moral, welche den Menschen von jeder Klasse Trost und Stärke verleiht, dies waren die Kenntnisse der geringen Bäuerin, der Jungfrau jener Fluren, welche das Schicksal ihres Vaterlandes zu ändern bestimmt war.

Von ihrem dreyzehnten Jahre an behauptete Johanna d'Arc Offenbarungen oder himmlische Erscheinungen zu haben, welche sie zur Frömmigkeit ermahnten, und dabey versicherten, daß sie die Engländer vertreiben und dem Könige von Frankreich die Krone wieder geben würde. So wie sie in den Jahren vorrückte, wurden auch die Befehle der himmlischen Gesandten dringender, und sie sagten ihr zwey- oder dreymal wöchentlich, daß sie abreisen und sich in das Innere von Frankreich begeben solle. Endlich faßte sie, diesem Gebot zufolge, den Entschluß, sich an den edlen Herrn von Baudricourt, Gouverneur von Vaucouleurs, zu wenden, mit der Bitte, daß er sie zu dem Könige senden möge. Begleitet von einem ihrer Oheime, dem sie sich anvertraut hatte, erschien Johanna vor dem edlen Herrn von Baudricourt, und eröffnete ihm die Sendung, mit der sie beauftragt zu seyn glaubte. Der Gouverneur behandelte sie wie eine Phantastin, und schickte sie fort. Aber Johanna, ohne sich dadurch schrecken zu lassen, kam mehrmals wieder. Ihre Beharrlichkeit errang endlich Baudricourt's Einwilligung. Sie zog Mannskleider an, und reis'te nach Chinon, wo sich der König aufhielt. Im Geleite eines ihrer Brüder, zweyer Edelleute ihres Landes, die, angezogen von ihrer naiven Beredsamkeit, sich dazu verstanden, und einiger Mannschaft derselben,

machte sie, in einem vom Feinde besetzten und mit tiefen Strömen durchschnittenen Lande, in Zeit von eilf Tagen eine Wanderung von 150 Stunden, und kam endlich bey dem König an. Erst nach tausend Hindernissen gelang es ihr, mit ihm zu sprechen. Johanna erkannte ihn inmitten der Herren seines Hofes. Sie umfaßte seine Kniee, und sprach: „Edler Dauphin! Ich komme und bin von Gott gesandt, Euch und dem Königreich Hülfe zu bringen." —

Jedoch die Räthe des Königs wollten nicht, daß man diesem jungen Mädchen bewaffnete Mannschaft (Gens d'armes) zur Führung anvertraue, bevor man sich von der Wahrheit ihrer Reden überzeugt habe. Man ließ sie daher von Doctoren der Universität Poitiers prüfen. Diese suchten sie durch verfängliche Fragen in Verwirrung zu setzen; aber sie antwortete auf alles mit bewundernswerther Richtigkeit. Da nun die Examinatoren ein Wunder begehrten, das ihren Worten Kraft verleihen sollte, sprach Johanna: „Ich bin nicht hierher gekommen, um Wunderzeichen erscheinen zu lassen; aber führt mich nach Orléans, und ich werde Euch dort Beweise meiner Sendung geben!" —

Sie erhielt endlich, was sie mit so inständigen Bitten verlangte. Der König gab der unwiderstehlichen Gewalt Johanna's, von der Begeisterung, so ihre Worte dictirt, hingerissen, nach, und gab ihr Rosse, einen Edelknaben, einen Schildknecht, und alles Geräth, das einem Anführer im Kriege nöthig war. Sie mußte mit mehreren Feldherren, welche einen Transport von Lebensmitteln und Munition in die Stadt Orléans bringen sollten, dorthin abgehen. Man wartete auf das Gelingen dieser Unternehmung, um zu sehen, ob man den Versprechungen der gottbegeisterten Jungfrau glauben dürfe. Sie wurden schnell bewahrheitet. Der Transport zog in Orléans ein, und zwar im Angesicht der Engländer, die keine Bewegung machten, um ihn zu hindern.

Dieser erste Erfolg belebte das Vertrauen des Volkes und den Muth der Soldaten. Johanna d'Arc erregte

diese edlen Empfindungen, und theilte allen Herzen den Schwung mit, der sie erhob. «In fünf Tagen», sagte sie am 4. Mai zu den Einwohnern von Orléans, «wird kein Engländer mehr vor der Festung stehen.» Noch den nämlichen Tag griff sie die Bastey Saint-Loup an, einer der festen Plätze, so die Engländer um die Stadt angelegt, und eroberte ihn nach dreystündigem Gefechte mit Sturm. Die folgenden Tage nahm sie nacheinander die übrigen Bollwerke, und am 8. Mai zogen sich, ihrer Vorhersagung gemäß, die Engländer zurück. So endete sie in vier Tagen diese Belagerung, welche schon sieben Monate lang gewährt hatte.—

Nachdem der erste Theil ihrer Sendung so glorreich erfüllt war, trachtete sie, das Hauptziel zu erlangen, nämlich die Krönung des Königs in Rheims. Ihre inständigen Bitten und Ermahnungen siegten über Karls VII. fortwährende Unschlüssigkeiten. «Geht nur kühn voran!» sagte sie beständig zum Könige und zum Heer; «dann wird euch alles gelingen.»—

Aber man kann wohl denken, daß der Monarch, trotz diesen Versicherungen, vor dem kühnen Projekt, das sie ihm darlegte, erschrak, und daß er Anstand nahm, achtzig Stunden eines Landes, dessen sämmtliche Festungen, so wie die Stadt Rheims selbst, sich in Englischer Gewalt befanden, mit einem Heere zu durchziehen, das gering an Zahl, schlecht besoldet, und ohne Lebensmittel war, und das keine andere Stütze hatte, als seinen Muth und die Versprechung einer siebzehnjährigen Bäuerin. Aber so groß war das Ansehn dieses außerordentlichen Mädchens, daß man den gefährlichen Weg unternahm. Die aufrührischen Städte wichen ihrem Muth oder dem Schrecken, den ihr Name einflößte, und öffneten die Thore; auch Rheims folgte diesem Beyspiel. Der König hielt daselbst am 16. Juli seinen feierlichen Einzug, und den folgenden Tag ward er, zur großen Genugthuung Johanna's, in der Kathedralkirche gekrönt. Sie stand während der Ceremonie am Altar, ihre Standarte in der Hand.

Die Jungfrau sagte nun, daß ihre Sendung hier beschlossen sey, und die demüthige Johanna sehnte sich, während ganz Europa ihren Ruhm wiederhallte, nur nach der Ruhe ihres frühern verborgenen Lebens. Sie bat auf das sehnlichste um ihren Abschied, und blieb nur, weil sie den Befehlen des Königs und den Bitten seiner Feldherrn nachgab, welche mit Recht fürchteten, daß Johanna's Abgang die Truppen völlig entmuthigen würde. „Gezwungen, dem Willen ihres Fürsten Gehorsam zu leisten, bemerkte man, daß sie von jetzt an nicht mehr ihre Meinung denen der Minister und Generäle entgegenstellte, eine Freiheit, welche sie sich bisher fast immer erlaubt hatte. Es war ihr genug, die Beschwerden der gewagtesten Unternehmungen zu theilen, und sich immer zuerst der Gefahr auszusetzen." Ihrer glühenden Begeisterung folgte ein ruhiger Muth. Man sah nicht mehr die inspirirte Prophetin, sondern eine in ihr Schicksal ergebene christliche Märtyrin. Häufig kamen jetzt die süßen Erinnerungen an ihr Geburtsland, wovon Johanna immer so gerne sprach, in ihr Gedächtniß zurück. Mit Rührung dachte sie „an die lieblichen Thäler, die grünen Ufer der Maas, die fruchtbaren Gefilde, wohin sie ihre Heerden geleitet, und an die majestätischen Wälder, in deren Schatten sie oft entwich, um die Kühle zu genießen, und sich, ohne Furcht gestört zu seyn, dem schwermüthigen Reiz gedankenvoller Träume zu überlassen." „Möge es Gott, meinem Schöpfer gefallen, sagte sie zu dem Erzbischof von Rheims, daß ich jetzt die Waffen niederlegen und weggehen könnte, um meinem Vater und meiner Mutter zu dienen, und ihre Schafe zu weiden mit meiner Schwester und meinen Brüdern, die mein Wiedersehen gewiß recht erfreuen würde!—"

Dennoch opferte Johanna ihre Sehnsucht und ihre Ahnungen dem Befehl ihres Königs und dem Wohl Frankreichs, und hörte nicht auf zu streiten, bis sie das von den Engländern belagerte Compiegne vertheidigend, in die Hände derselben

fiel. Diese, weit entfernt, von solchem Muthe gerührt zu seyn, und ohne Achtung für das zarte Alter und die Tugend der edlen Gefangenen, waren so grausam, ihr den Tod zu geben. Sie wurde zum Scheiterhaufen verurtheilt, und während der Dauer jenes verhaßten Prozesses wo niedere Feindschaft sich vergebens nach Waffen gegen die Unschuld umsah, strafte sich Johanna, immer schlicht und groß, fromm und hochherzig, keinen Augenblick Lügen. Mehr als einmal erblaßten ihre Richter oder vielmehr ihre Henker vor den heldenmüthigen Antworten der Jungfrau. Dennoch entging sie nicht der ihr bestimmten Todesstrafe, welche nur ihre Feinde entehren konnte. So starb noch unter neunzehn Jahren diese junge Heldin, die Befreierin Frankreichs, welche unter dem hirtlichen Dach, im Palaste ihres Königs, an der Spitze des Heers, in den Fesseln und auf dem Holze, wo sie ihr ruhmvolles und reines Leben geendet, stets vom nämlichen Glanz umflossen erschien*). —

Gaston de Foix.

Gaston de Foix, geb. 1489**), war der Sohn des Johann von Foix, Vicomte von Narbonne, und der Maria von Orléans, Schwester Ludwigs XII, der für ihn die Grafschaft Nemours zu einer herzoglichen Pairie umschuf. Dieser junge Prinz, der sich eben so weise als tapfer bewies, folgte dem Herzog von Longville im Befehl des in Italien

*) Unter den Darstellungen von dem Leben und unglücklichen Ende der edlen Johanna d'Arc wird der neu erschienenen, aus authentischen Quellen geschöpften, von E. M. Fouqué, ein besondres Verdienst zuerkannt. — Ihr Denkmal zu Orleans ward in den wilden Tagen der Revolution zerstört. Aber diese Stadt beschloß im Jahre 1802, ihr eine neue metallene Statue zu errichten. Auch findet sich unter den von Lenoir gesammelten Monumens français in Paris eine Büste der Jungfrau, die für ein treues Abbild derselben gehalten wird. Sie ist im Brustharnisch, mit wahrhaft kindlichem und frommlächelnden Antlitze dargestellt.

**) Nach Andern 1488. —

stehenden Heers, und bald wurde er wegen seiner herrlichen Thaten der Wetterstrahl Italiens genannt. Er nöthigte Pedro von Navarra, den Feldherrn Ferdinands des Katholischen, die Belagerung von Bologna aufzuheben, kam Brescia zu Hülfe, welches er den Venetianern wieder abnahm und belagerte Ravenna. Dennoch brachten seine glänzenden Erfolge keine ständige Frucht, und die Schlacht bey Ravenna, welche er am Ostertage, den 11. April 1512, gegen die Spanier gewann, kostete ihm, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, das Leben. Er ward in diesem Kampfe von dem Ritter Bayard, Louis d'Ars und Lautrec muthig unterstützt. Gaston wollte einen Haufen Spanier, der sich in guter Ordnung zurückzog, umzingeln. Diese verwegene und höchst muthvolle That gelang ihm nicht. Er fiel unter Lanzenstößen im Alter von drey und zwanzig Jahren.

Man höre, was Brantôme, so wie ein Spanischer Schriftsteller aus jener Zeit, von diesem jungen Helden sagt: —

„Gaston de Foix, gewiß ein Mann von hoher und bewundrungswürdiger Tugend, hatte zuerst bey Como, und dann bey Mailand, die Schweizer, welche der Papst Julius zur Hülfe kommen ließ, im Zaum gehalten und ihren Anfall abgeschlagen *); dann kam er mit unglaublicher Schnelligkeit bey Bologna an, hob die von den Spaniern angefangene Belagerung dieser Stadt auf, wandte nunmehr alle seine Streitkräfte gegen die Venetianer, schlug sie bey Verona, und nahm Brescia ein. Von da trug er seine Fahnen über den Po, durchzog die Romagna, und erschien unter den Mauern Ravenna's, wo das Glück ihn verließ. Denn hier wurde die berühmteste Schlacht geliefert, welche seit langer Zeit in Italien vorgefallen war. Gaston fiel in dieser Schlacht, die seine Tapfer-

*) Der Papst Julius II. hatte die Allianz von Oestreich, Spanien, England, der Schweiz und Venedig gegen Ludwig XII. gestiftet. Auch (hieß es in der weiter unten angeführten Geschichte Bayard's) „wiegelte er, zum Dank dafür, daß ihn der König zum Besitz von Bologna geholfen, die Genueser zur Empörung gegen denselben auf." —

keit gewonnen hatte, durch seine allzu große Hitze. Bayard, ganz bedeckt vom Blute eines seiner Gendarmen, den eine Kanone neben ihm getödtet, eilte erschrocken zu ihm und fragte, ob er verwundet sey." "Nein," war die Antwort; "aber ich habe viele andere verwundet." — "Gott sey gelobt!" erwiederte Bayard; "Ihr habt die Schlacht gewonnen, und seyd von heute an der geehrteste aller Prinzen. Aber geht jetzt nicht weiter vor! Versammelt eure Gendarmerie, und besonders lasse man das Plündern; denn es ist dazu noch keine Zeit. Der Oberste d'Ars und ich eilen den Flüchtlingen nach, und, bey Eurem Leben, Herr! weicht nicht von hier, bis wir Euch dahin abholen, wo es nöthig ist." Herr von Nemours versprach nicht vorzurücken; aber er hielt sein Versprechen nicht. Da er sah, daß Spanisches Fußvolk sich längs einem großen Kanal zurückzog, fragte er einen fliehenden Gasconier, was das für Leute wären." "Herr", versetzte dieser, "es sind zwey Fahnen Spanier, die uns geschlagen haben." Mit Unwillen sagte der junge Prinz: "Wer mich liebt, folgt mir! Ich kann dies nicht dulden." Und ohne sich umzusehen, sprengte er, von ohngefähr zwanzig seiner Mannschaft begleitet, vor, und griff an einem so unvortheilhaften Ort an, daß sein kleiner Haufe sich kaum bewegen konnte; denn die Landstraße war auf einer Seite durch den Kanal beengt, und auf der andern war ein Graben, über den man nicht setzen konnte; so daß die Spanier, welche ihre Kugelbüchsen abgefeuert und ihre Speere gefällt hatten, bald gegen die Unsern im Vortheil waren. Herr von Nemours stritt auf's tapferste; aber man durchhieb die Kniekehlen seines Pferdes; er sank zu Boden, wo er von so vielen Stößen verwundet ward, daß er deren 14 im Antlitz hatte, und blieb todt liegen." —

Ludwig XII., dieser gefühlvolle und menschenfreundliche Fürst, rief, als er jenes unglückliche Ereigniß vernahm: „Ich wollte keinen Zoll breit Land in Italien haben, könnte ich um diesen Preis meinen Neffen Gaston de Foix, und alle

die Braven, die mit ihm umkamen, in das Leben zurückrufen. Gott verhüte, daß ich oft solche Siege erringen möge!"—

Der Tod des jungen Fürsten verbreitete unter den Truppen eine solche Bestürzung, daß, (meint Brantôme,) wenn die Feinde sich nur in der Zahl von 200 Mann zu Roß (hommes d'armes) und einigem Fußvolk wieder vereinigt hätten, unser siegreiches Heer wäre geschlagen worden. —

Allein La Palice, welcher Gastons Nachfolger im Armeebefehl war, empfing die Schlüssel der noch über den Gewinn der letzten Schlacht erschrockenen Stadt Ravenna, und nahm dann seinen Weg nach Mailand, wohin er zugleich den Leib des Herzogs von Nemours brachte. Das Leichengepränge war des jungen Helden würdig. Ueberall kam ihm das Volk aus den Städten entgegen, und die Luft ertönte von Klagen und Seufzern. „Zudem" sagt Brantôme, „waren daselbst mehr als 10,000 Mann aus dem Lager, der größte Theil zu Roß, alle im Trauergewand, und vierzig vom Feind eroberte, sowohl spanische als päpstliche, Fahnen, welche man, zur Erde gesenkt, vor dem Todten hertrug; dann ganz nahe bey ihm seine Fahne und Standarte, als Beweis, daß unter diesen Zeichen der Andern Stolz gebeugt war.— Auch mehrere Gefangene gingen zu Fuß vor dem Leichname her, und unter den Bemerkenswerthen Johann von Medici, päpstlicher Legat, der noch vor Ablauf des Jahrs Papst Leo X. ward, welches derselbe nie gedacht hätte, als er sich so in der Enge befand; aber als Gefangener auf dem Wege nach Frankreich ward er bey Pavia wieder befreit, und schadete uns in der Folge sehr. Nach ihm ging der Marquis von Pescara, ein noch junger Mensch, der aber sehr geachtet war und auf dessen Gefangennehmung man großes Gewicht legte. Auch wandelte hier der große Feldherr Don Pedro von Navarra, und es folgten noch mehr andere Gefangene von Ansehn, alle auf die Art, wie bey den Triumphzügen der alten Römer, nur daß hier das Fest nicht mit Freude und Jauchzen, wie man dort vernahm, sondern mit

Thränen, Seufzern und Klagen, gefeiert ward. Hierauf beerdigte man den Leichnam in dem großen Dome von Mailand mit der höchsten Feierlichkeit und aller Art von Gottesdienst, und es ward eine Trauerrede gehalten, welche den Geschiedenen bis zum dritten Himmel erhob, wie er es auch verdiente.“—

Olhagaray erzählt in seiner Geschichte von Béarn, daß Gaston's Leib, in Begleitung aller Gefangenen, nach Mailand gebracht, und mit Trauergepränge von seinen bedauernswerthen Kriegern, welche um den Verlust ihres braven und unüberwindlichen Heerführers die Luft mit Klagetönen erfüllten, bestattet worden sey.

„Auf diese prächtige und ehrenvolle Art, fährt Brantôme fort, begruben jene tapfern Kriegsobersten Frankreichs ihren Feldherrn. Ach! Sie mußten es ja, weil ihnen nichts Besseres mehr übrig blieb. Er starb im Alter von 23 oder 24 Jahren. So wird im holden Mai das schöne grüne Gras, oder die liebliche Blume, verdorben und zertreten, bevor sie in der großen Hitze des Julius verbleicht und hinschwindet, und dann zu nichts mehr taugt, als trocken und welk, abgemäht und in Heu verwandelt zu werden.“—

Bayard.

Pierre Du-Terrail, Herr von Bayard, mit dem Beinamen: der Ritter ohne Furcht und Tadel, war vielleicht der einzige aller Helden des Mittelalters, dessen Leben ohne Flecken erscheint, und den man unbedingt loben kann. Einfach, bescheiden, fromm, tapfer und hochherzig, vereinte sein Gemüth alle Tugenden. So groß war die Vollkommenheit dieses ruhmgekrönten Ritters, daß ohne das einmüthige Zeugniß der gleichzeitigen Geschichtschreiber die Nachwelt vielleicht nur ein chimärisches Vorbild in ihm erblickt hätte.

Der Ritter Bayard wurde im Jahr 1476 aus der Ehe

des Aymond Du-Terrail und der Helene des Allemand, auf dem Schlosse Bayard, in dem Thale von Graisivaudan, sechs Stunden von Grenoble, geboren. Sein Oheim stellte ihn dem Herzog von Savoyen vor, der ihn unter die Zahl seiner Edelknaben aufnahm. Er befand sich im Gefolge dieses Fürsten, als derselbe Karl VIII. zu Lyon besuchte. Entzückt über die Gewandtheit, mit welcher der junge Bayard seinen Hengst tummelte, erbat sich ihn der König von Frankreich vom Herzog von Savoyen, und vertraute ihn der Aufsicht Pauls von Luxembourg, Grafen von Lygny, an, der ihn seinen Mannen zu Roß (hommes d'armes) beigesellte. Bayard folgte dem Könige Karl VIII. nach Italien, und that in der Schlacht bey Fornone Wunder der Tapferkeit. Von diesem ersten Feldzuge an war Bayard's Leben eine ununterbrochene Reihe ruhmvoller Handlungen und glänzender Thaten. Er rettete das Französische Heer, indem er allein gegen die Spanier den Uebergang einer Brücke vertheidigete; sodann folgte er Ludwig XII., der gegen die empörten Genueser marschirte, und entschied die Unterwerfung der Stadt. Sein Muth brachte ihm zuweilen auch Unglück. Er jagte den Flüchtlingen so heftig unter die Thore von Mailand nach, daß er allein mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen ward. Später zur Hülfe des Herzogs von Navarra gegen Julius II. gerufen, nahm sich Bayard vor, diesen Papst, der ein Feind Frankreichs geworden, aufzuheben. Nur durch einen Zufall scheiterte dieses Projekt; aber der Held, eben so edelmüthig als tapfer, rettete seinem Feinde, den ein Verräther zu vergiften sich erbot, das Leben, und drohte letzterem, den Papst davon zu benachrichtigen.

Bey Brescia schwer verwundet, ward Bayard in das Haus eines dortigen Edelmanns gebracht, der entflohen war, und seine Gattin, nebst zwey Töchtern, der Gnade des Siegers überlassen hatte. Die trostlose Mutter empfing den fast sterbenden Krieger, und beschwor ihn, das Leben und die Ehre

eiferte sich, ihm alle Hülfe zu leisten; auch der Connétable von Bourbon, der seinem Vaterland untreu geworden, konnte sich nicht der Rührung enthalten bey'm Anblick des Helden, der jenes so treu vertheidigt hatte. „Nicht ich," sagte Bayard zu ihm, „bin zu beklagen, sondern Ihr, der gegen seinen König und gegen sein Vaterland kämpft." Wenige Minuten darauf, als er diese trefflichen Worte gesprochen, gab er, im Alter von 48 Jahren, seinen Geist auf. *)

La Trémouille.

Der Geschichtschreiber des Hauses La Trémouille sagt: „Einige Zeit nach der Vermählung des edlen Herrn Louis de La Trémouille mit Madame Marguérite d'Ambroise, Tochter des Vicomte von Thouars, wurde ihm ein schöner Sohn zu Bommier, im Lande Berry, geboren; denn dort war sein Wohnsitz. Es geschah im Jahr 1460, zur Zeit, wo die ganze Französische Monarchie sich des Friedens erfreute und an gutem Glücke reich war, unter der Regierung König Karls des Siebenten." —

Dieser Sohn wurde, wie sein Vater, bey der Taufe Ludwig genannt, und er ist unser Ritter ohne Tadel; denn so, wie Bayard und andere Heerführer seiner Zeit, wußte er diese ruhmvolle Benennung zu verdienen.

La Trémouille lebte unter fünfen und trug die Waffen unter vieren unserer Könige. Erzogen in dem Pallaste Ludwig's XI., war er kaum aus den Jahren der Kindheit getreten, als er den Schmerzensruf hörte, den die Gewissensangst allzuspät diesem Fürsten entriß. **) Karl VIII., sein

*) Er fiel beym Uebergang über die Sesia, wo er als der Letzte dem Feind die Spitze bot — Sein Leichnam ward den Franzosen ausgeliefert und in einem Minonitenkloster bey Grenoble bestattet. Hier befindet sich auch sein Mausoleum. Während der kaiserlich-Französischen Regierung ließ ihm die Stadt Grenoble eine Statue in Lebensgröße errichten.

**) Gewissensangst über sein Betragen gegen seinen Vater Karl VII.

Nachfolger, hätte La Trémouille mit Wohlthaten überhäuft; aber ein unvermutheter Tod raubte diesen Monarchen in der Blüthe seines Lebens. Im Anfange seiner Regierung vermählte die Herzogin von Baujeu dem jungen La Trémouille das Fräulein Gabriele von Bourbon, Tochter des Grafen von Montpensier. Aus dieser Verbindung, welche 33 Jahre lang das Glück beyder Gatten schuf, ward nur ein einziger Sohn, der nachmalige Prinz von Talmont, geboren.

Indessen fürchtete der Herzog von Orléans (später Ludwig XII.), nachdem er vergebens die Regentschaft zu erhalten versucht, man möchte ihn seiner Freyheit berauben, und floh zu dem Herzoge von Bretagne, der seine Vertheidigung übernahm. Der König sandte sogleich ein Heer, dessen Oberbefehl er La Trémouille, der erst 27 Jahre alt war, übergab, nach der Bretagne. Er hatte bald Ursache, mit seiner Wahl zufrieden zu seyn; denn er vernahm den Gewinn der Schlacht bey St. Aubin, wo der Herzog von Orléans gefangen wurde. Diese Begebenheit endigte den Krieg, und bewirkte die Vermählung Karls VIII. mit Anna von Bretagne.

Als bald darauf der König die Eroberung des Königreichs Neapel unternommen, (welche ihm so theuer zu stehen kam und die er so kurze Zeit behielt), folgte ihm La Trémouille dorthin, und bewies in diesem Feldzuge seinen Eifer, seinen Muth und seine Geschicklichkeit. Diese neuen Dienste erwarben ihm die Liebe und Dankbarkeit des Königs; er hätte sicher noch glänzende Beweise davon erhalten; aber der Tod raubte ihm den wohl verdienten Lohn.

Ludwig XII., der nun auf den Thron gelangte, hätte sich erinnern können, daß er von La Trémouille besiegt worden, und daß eine lange Gefangenschaft die Folge seiner

Einige behaupten, dieser habe sich durch Hunger den Tod bereitet, weil er vergiftet zu werden fürchtete. — W. Scott hat Ludwigs XI. Character in seinem Quentin Durward treffend geschildert.

Niederlage war; allein man weiß, daß der König von Frankreich nicht das dem Herzoge von Oléans zugefügte Unbild rächen wollte. Auch gab er La Trémouille nur Beweise von Vertrauen und Achtung. Er fuhr in allen Gunstbezeigungen, die derselbe von seinem Vorgänger erhalten, fort, und begehrte nur, daß er ihm mit der nämlichen Treue dienen solle.

La Trémouille schloß sich aufrichtig an diesen edelmüthigen Fürsten an, und diente ihm auf die glänzendste Art. Er nahm Ludwig von Sforza gefangen, welcher das Herzogthum Mailand usurpirte, auf das der König von Frankreich durch seine Mutter Valentina von Mailand Ansprüche hatte. Aber trotz diesem Vortheil konnte weder seine Tapferkeit, noch die des unglücklichen Gaston de Foix und so vieler andern Feldherrn, Frankreich dieses angestammte Gut erhalten. Die fortwährende Gunst, welche La Trémouille von dreyen unserer Könige genoß, verschwand auch nicht bey der Thronbesteigung Franz I. Dieser Monarch erwies dem glänzenden Verdienst des edlen Herrn de la Trémouille eben so viele Gerechtigkeit, wie seine Vorgänger, und verschaffte ihm dazu neuen Anlaß. Aber es schien, als hätte das Glück für La Trémouille die empfindlichsten Schläge bis an das Ende seiner Laufbahn verschoben. Die für Frankreich so ruhmvolle Schlacht bey Marignano raubte ihm seinen einzigen Sohn, den Prinzen von Talmont, der, auf das tapferste bey dem Vortrab fechtend, getödtet ward. Die Frau von La Trémouille konnte diesen Verlust nicht ertragen, und starb bald darauf.

Der Ritter ohne Tadel beschloß sein glorreiches Leben in der Schlacht bey Pavia. Unter den Augen Franz I. tödtlich verwundet, sah er in den letzen Augenblicken des Lebens sein Vaterland herabgewürdigt, seinen König in Fesseln, und beneidete gewiß das Schicksal Bayard's, der noch frühe genug den Tod fand, um nicht Zeuge dieser Unfälle zu seyn.

Bemerkung. Der Wahlspruch: Vergeßt mein nicht! gehörte einem edlen Herrn de la Trémouille. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß ihn der gegenwärtige bewahrt habe.

Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortsetzung)

Marie und Willibald.

Am Mayfesttag' in der Frühe
Lag ich im blühenden Wald.
Da hört' ich die schöne Marie
So sprechen mit Willibald.
Komm: sprach er, zum Mayentanze!
Sie sprach: ich hasse den Tanz.
Komm, sprach er, in diesem Kranze!
Sie sprach: Behalte den Kranz!

Er sprach: Ich liebe Dich herzlich.
Sie sprach: Kein Mann ist getreu!
Er sprach: Du kränkest mich schmerzlich.
Sie sprach: Das klänge mir neu.
O! sprach er, bey diesem Munde,
Geschaffen zum Liebeskuß! —
O, sprach sie, wer gibt mir Kunde,
Ob ich Dir vertrauen muß.

Er sprach: mein Flehen, mein Beben —
Sie sprach: Ein Irrwisch kein Licht!
Er sprach: Mein Wort und mein Leben —
Sie sprach: genügen mir nicht.

Er ſprach: Was fordert Marie?
Sie ſprach: Den heiligſten Schwur.
Er ſprach und fiel auf die Knie:
Bey Gott und der ſchönen Natur!

Wie könnt' ich, ſprach er, dies begehen?
Sein Auge voll Thränen ſtand.
Sie ſprach nicht, konnte nicht ſprechen,
Und bot ihm gerührt die Hand.
Er ſprang empor mit Entzücken
Und wagte den erſten Kuß.
Er las in ſeligen Blicken
Des liebenden Herzens Entſchluß.

O welch ein Umarmen und Küſſen!
Sie ſprach: Ich prüfte. Vergib!
Seit Jahren — Du mußt es wiſſen —
Biſt Du vor Allen mir lieb.
Er ſchmückte mit ſeinem Kranze
Frohlockend Mariens Haar.
Sie hießen bey'm Mayfeſttanze
Das ſchönſte, glücklichſte Paar.

Robert und Ditters.

Legende.

Wißt, Robert's Genoſſe
(Im Erker vom Schloſſe
Vorſichtig bewahrt)
War immer ein Rabe,
Mit ſonderer Gabe,
Zu plaudern nach Papagay's-Art.

Einſt wurde von Ditters,
Dem Koche des Ritters,
Der Rabe ſo feiſt,
So munter, betrachtet,
Geſtohlen, geſchlachtet.
Und ſtill' con amore verſpeiſt.

Weh! — Robert durchſuchte
Die Zimmer und fluchte.
Er ſchalt und beſchrieb
Den Pater Jodocus,
Mit Hocus und Pocus
Zu fah'n den verdammlichen Dieb.

Der heilige Lehrer
Und kluger Beſchwörer
Durchwandert das Schloß
Mit Weihrauch und Stabe:
„Wo biſt Du, mein Rabe?
„Sprich Einmal noch mirakulos!"

Da tönt es im Bauche
Von Ditters, dem Gauche,
Der hündiſch nun kroch:
„Hier bin ich, Herr Pater!
„Mich fraß nicht der Kater;
„Mich aß der verdammliche Koch." —

Doch Robert: „Nicht bange!
„Du wirſt nun ſo lange
„In's Thurmloch geſetzt,
„Bis wieder ein Rabe
„Mit Papagay's-Gabe,
„Bezahlt für Dein Geld, mich ergetzt."

Jeſſica.

(Nach dem Iriſchen.)

Am Seebord, über deß verödet dunklem Grün
Es immer ſchweigt von Lerchen-Frühgeſängen,
Wo ringsum Felſen hoch und zackig hängen,
Stahl ſich der junge heilige Kevin,
Um endlich unentdeckt zu ſchlafen, hin
Nie, ſprach er, ſoll die Sucherin
Zu dieſen abgeleg'nen Gründen
Den Schmalweg und mein Lager finden.
Er kannte nicht der Weiber ſchlauen Sinn. —
Der Fromme hatte längſt mit Grauen
Die ſehr unheilig himmelblauen
Und glühen Augen Jeſſica's geſeh'n.
Sie liebt' ihn brünſtig lange ſchon,
Und wünſchte zu gerechtem Lohn,
Daß er zu eigen ihr ſich weihen ſollte.
Wohin der Klausner fliehen wollte,
Da trippelt ihm ihr Leichtfuß nach.
In Oſt und Weſt, wohin er Bahn ſich brach,
Sah er, daß Sie mit leiſem Ach
Die ſchönen Augen ſchmachtend rollte.
Auf hohlem Felſenblocke traf
Der Pilger endlich Bett' und Schlaf.
Er träumte da vom Paradieſe,
In feſter Hoffnung: So verwieſe
Er fein den weiblichen verbuhlten Feind.
Doch Erde nicht, noch Paradies befreyen
Von Liebekranker Schwärmereyen.
Hier, wo er ſanft zu ſchlummern ſcheint,
Lehnt Jeſſica ſich über ihn und weint.

Furchtlos, ja, verwegen klomm Sie hinan
Die kaum zugängliche Felſenbahn.

Er sah mit Einmal die Morgensonne
Und ihrer verführischen Augen Wonne.
O, Heilige! Habt Ihr kein Herz, kein Ohr
Ernst raffte Kevin sich vom Lager empor,
Und stürzte vom Felsabhange mit Zürnen
Und stoßend hinab die Schönste der Dirnen.
Im dunklen Gewässer, Glandalu,
Verschlangst die reizende Jessica du.
Des Heiligen Blick ward plötzlich trübe;
Zu spät erkannt' er die Flammenliebe:
„Gott," rief er, „gebe Dir Ruh nach Weh!" —
Da vernahm er Zaubermusik auf dem See,
Und ihr Geist, wie zum Danke herbeygeflogen,
Glitt lächelnd über die finstern Wogen.

Die Landsknechte.

(Legende, nach Wend-Unmuth.

In einer großen Schlacht, (doch wo?
Fällt meiner Chronik schwer zu sagen)
Ward eine Summa Volks erschlagen.
Landsknechte, die cum jubilo
Längst unter Einem Fähnlein lagen,
Beschlossen, auch im Tod vereint,
Mit ihrer Wehr und rothem Zeichen,
Hinabzuziehn zum bösen Feind,
Und sich, wo möglich, zu vergleichen.
Doch als die Teufel kaum ihr Nah'n
Mit Wehr und rothen Binden sah'n,
Ergriff sie fürchterlicher Wahn.
(Denn Christus trug auch eine rothe Fahne,
Da siegreich er zur Hölle fuhr.)
Sie träumten ach! geschärfte Strafen nur.

Ja, gänzliche Vertilgungsplane,
Befestigten mit Pfählen sich
Und Eisenriegeln aller Orten,
Verrammelten des Abgrunds Pforten,
Und hofften plötzlich, brüderlich
Mit der Verdammten Bundesheeren
Den neuen Machtsturm abzuwehren.
Die tapfern Landsknecht' ahnen schon
Für ihrer bösen Thaten Lohn
Ein ziemlich heißes Winterlager;
Da hob der Troß Verworf'ner Zager
Zu werfen und zu schießen an,
Und ha! mit Donnerton begann
Des Thores Hüter: „Hört, Genossen
Des Aufruhrs und der Räuberey!
„Ihr plagtet gern die Längstverdammten neu,
Doch wißt: die Höll' ist Euch verschlossen,
Die Teufel selbst mißtrauen Euch.
Wo möglich, sucht in's Himmelreich
Euch durch St. Peter einzuschwärzen!" —
Sie murrten, schalten, fluchten sehr,
Und zogen fort mit schwerem Herzen.
Nun stand erwartungsvoll das Heer
Leis klopfend an der Himmelspforte,
Bat und versuchte Schmeichelworte.
St. Peter, auf den ersten Blick,
Kannt' an den Federn schon die Vögel,
Und schrie: „Rebellen, weicht zurück!
Zurück, ihr Uebelthäter! Flegel!
Kein Fußfall? Wie? Kein Meisterstück
Von Recantation? — Zurück,
Blutzapfer! Trollt Euch flugs von dannen!
Wer blos den Frieden zu verbannen
Und Zank zu stiften sich befleißt,
Ist ein unsaub'rer Teufelsgeist,

Und darf für namenlose Sünden
Des Himmels süße Ruh nicht finden!" —
Ob Petrus wilder Redefluth
Gerieth in nicht geringe Wuth
Ein Landsknecht. „Wie," so fragt er resolut;
„Wie klagt ein großer Wolf, der selber
Doch Kühe fraß, und Schaf' und Kälber,
Des Raubs ein armes Füchslein an,
Das Hühner einzig pflegt zu fah'n?
Hast denn Du Glatzkopf schon vergessen,
Was Du getrieben hochvermessen?
Nein! Du hast Christum nie geliebt!
Hast Du nicht Meineid ausgeübt
An Deinem Gott und Herrn und Meister,
Gelogen dreist, wie wir, ja, dreister,
Und dreymal ihn sogar im Hui
Verläugnet? — Erzverstockter, Pfui!" —
„Gemach, gemach! Kein solch Gezeter!"
Sprach leis' und ganz verblüfft St. Peter:
(Denn hören dürfen solch Bezücht
Die Heiligen im Himmel nicht.)
„Ihr guten Freund' und lieben Brüder!
Kommt nur herein und rügt's nicht wieder!
Denn ich gelob's, so wahr ich bin:
Ich will an Sündern künftighin
Gelinderes Gericht beweisen.
Doch schweigt von meinem falschen Sinn,
Und laßt uns Gottes Langmuth preisen!
Herein, mit Abraham zu speisen!" — —
Ob's Gott bey Petrus Spruche ließ,
Weiß der Erzähler nicht gewiß.

Auguſt und Virgil.

(S. Donatus in Vita Maronis.)

Virgil, der Dichter, beſorgte zugleich
Auguſtus geliebteſte Roſſe;
Doch ward von dieſem Gewerbe nicht reich
Des Kaiſers Tafelgenoſſe:
Ach, er empfing, ſtatt Silber und Gold
Wie Knechte, nur einige Brote zum Sold.

Ein muntres, doch ſchmächtiges, Pferd gefiel
Dem Herrn und dem Hofe vor allen;
Als Kenner jedoch weiſſagte Virgil:
„Bald wird es erkranken und — fallen.“
Auch ſtarb's. — Der Prophet, ſtatt Silber und Gold,
Empfing nur mehrere Brote zum Sold.

Gern rieth und verſchrieb er für und für
Zum Wohl Auguſtiſcher Pferde,
Und rettete manches Lieblings-Thier
Vor Schaden oder Gefährde;
Allein es empfing, ſtatt Silber und Gold,
An Brot-Rationen erhöhten Sold.

Ob ſeinen Künſten verwunderte ſich
Auguſt, und fragte, doch leiſe,
„Sprich, Maro! weß Erzeugter bin ich?
Nur fordr' ich klare Beweiſe.“
Und Jener: „Wohl acht' ich: ein Bäckers-Sohn,
Denn immer gibſt Du ja Brote zum Lohn.“

Der Kaiſer verzieh dieß Rachewort,
Begabt' ihn mit Broten nicht länger,
Nein! reichte Silber und Gold hinfort
Dem Roſſe-Galen und Sänger,
Der ihn aus dankbarem Herzensdrang
In ſeinem unſterblichen Liede ſang.

Die Gleichniſſe.

Lamorabakin,
Stolz in wildem Sinn,
König der Tartaren,
Schrieb Lazarra zu:
„Willſt die Veſtung Du
Länger noch bewahren,
Sieh! wie Hirſ' in dieſem Sack
So unzählig müßte ſtrack
Dich mein Kriegsheer überfallen;
Wehe Dir und Allen!"
Doch mit kaltem Sinn
Schrieb Lazarra hin:
„Tauben, Gänſ' und Hühner
Fraßen all zu Hauf,
Was Du ſandteſt, auf;
Zeuge war Dein Diener;
So wird Deine Heeresmacht,
Kommſt Du ſtolz und unbedacht,
Von uns Wenigern gefreſſen.
Mögſt es wohl ermeſſen!

Uthals Lied.

(Frey, nach Walter Scott.)

Du ferne Braut auf weicher Lagerſtätte!
Die rauhe Haid' iſt dieſe Nacht mein Bette,
Des Hauptes Hülle Farrenkraut,
Mein Schlummerlied der Wächter Zeichenlaut,
Fern von der Lieb' und dir, Sophie!
Doch Morgen Abend wird ſich's beſſer fügen.
Auf blutbeſpritztem Felde werd' ich liegen,

Und, o mein ſüßes Mägdelein,
Mein Veſperſang wird — Deine Klage ſeyn,
Die immer mich erweckt, Sophie!

Ich will nicht, darf nicht mir den Kummer malen,
Der trüb' umdunkelt Deiner Schönheit Strahlen;
Ich will und darf nicht denken heut'
An Deiner Liebe feierlichen Eid',
Und was er mir verhieß! Sophie!
Kein weibiſch Heimweh ziemt dem Waffenfreunde.
Denn wenn dein Uthal einſtürmt auf die Feinde,
Dem ſtraffen Bogen gleichen muß
Sein Herz, dem freien Pfeil ſein raſcher Fuß,
„Sieg oder Tod!“ ſein Ruf: Sophie!

Sie kommt, die Zeit unſäglicher Gefühle:
Denn wenn ich fall' im wilden Schlachtgewühle,
Gibt leiſe ſtammelnd noch mein Mund
Ein „Leb', o lebe wohl, Sophie!“ kund,
Und ſterbend denk ich Dein, Sophie;
Doch wenn das Vaterland wir ſingend grüßen
Wie paradieſiſch mag der Abend ſchließen,
Wenn dich dein Uthal wieder ſieht!
Die Finken trillern dann ein Hochzeitlied
Der jungen Braut und mir, Sophie!

Liebesprobe.

(Aus dem Fabliaux et Contes etc.)

Drey Ritter zogen in fremdes Land;
Sie baten all' um ein Liebespfand
Dich, Schönſte der Schönen, Blandine!
Du liebteſt Hugo, den Jüngſten, ſehr;
Allein du verſagteſt der Helden Begehr
Mit kalter verſtellter Miene.

Doch sandtest Du stille zum Ersten hin:
„Liebt Ihr mein Fräulein, und wollt Ihr zieh'n
„Mit der Kreuzfahrt wohl in die Fremde,
„So werfet von dannen die Rüstung von Stahl,
„Für die Herrin zu kämpfen überall
„In diesem linnenen Hemde."

Er sann nicht lang, und ergrimmte: „Nein,
„Ich mag nicht der Grausamen Opfer seyn!" —
Ein Gleiches entbot der Zweite.
Doch Hugo, liebend und ritterlich,
Schmückt flugs mit linnenem Hemde sich,
Als wär's die köstlichste Beute.

Nie trug er Acht auf der Feinde Macht,
Und erkämpfte Lorbern in jeglicher Schlacht,
Ein Sieger mit rühmlichen Wunden,
Zurück nun kam er, voll Liebesweh,
Auf blutigem Hemd' ein Purpur-B.,
Sein getreues Herz zu bekunden.

Doch sandt' er den wackersten Knappen voran.
„Wo ist Hugo, der vielgeliebte Mann.
„Umthan mit dem linnenen Hemde?"
Hier sendet er's, buntgefärbt von Blut,
Als Zeugniß für seinen Rittermuth.
Ihn geleitete Gott in der Fremde.

Nie trug er Acht auf der Feinde Macht,
Und erkämpfte Lorbern in jeglicher Schlacht.
Doch ist sein gerechtes Verlangen,
Ihr entschlösset aus Gegenlieb' Euch nun,
Dies blutige Hemd stracks umzuthun
Und die Ritter darin zu empfangen.

Sie fand sein Verlangen nicht keck, nicht fremd,
Sie schlüpfte freudig in's blutige Hemd,

Und empfing ſo den Hochbeglückten.
Sie bot verſchämt in dem Ritterkreis
Ihm den Ehrendank, Ihm den Minnepreis,
Bot Hand und Herz dem Entzückten.

Iduna und Guido.

Hört Ihr den tobenden Orkan?
Der Eichwald kracht, die Vögel fliehen.
Seht Ihr vom nahen Hochgebürg
Gewitter droh'n und Blitze glühen?
Des wilden Stromes Allmacht wuchs,
Und lauter donnern ſeine Wogen.
Auch kommt die Schneelauwine bald.
Vom höchſten Fels in's Thal geflogen.
„Was hält, Iduna, dich zurück?
„O komm, mein Leben, mein Entzücken!
„Im Schatten jenes Fichtenbaums
„Sollt' uns die Liebe neu beglücken.
„Nein! falſch, Iduna, biſt Du nicht!
„Doch Langentfernten ahnt kein Gutes.
„Mich ſchreckt die doppelte Gefahr,
„Ach, des Orkans und Wankelmuthes.
„Was ſeh ich dort? — Iſt Sie's, Ja, Du
„Von Fremdlingsarmen kühn umſchlungen.
„Nie ſteigſt Du mehr für mich herab!
„Dem Nebenbuhler iſt's gelungen.
„Er ſterbe, Falſchheit, oder ich! —
„Die rächeriſchen Wogen — Wehe!
„Sie nah'n! — O Liebestrunkenheit!
„Du hörſt nicht des Verderbens Nähe!
„Es iſt geſcheh'n! — Der wilde Strom,

„Vom Schneesturz plötzlich angeschwollen,
„Durchriß den schwachen Uferdamm.
„Wie furchtbar des Gefluthes Rollen!
„Der Rückkehr Hoffnung ist dahin:
„Der Tod will euch im Strome betten. —
„Vergessen sey dein Frevel! — Sieh
„Ich komm', Iduna, dich zu retten."
Und muthig stürzt der edle Hirt
Hinab in's schäumende Getümmel,
Siegt, rudert mit der lieben Last
Zum sichern Bord und dankt dem Himmel;
Da mahnt ihr Wink, und Seufzer ihn,
Auch ihren Liebling zu befreyen;
Er eilt und schwimmt und hilft und trägt,
Den Feind zu seiner Ungetreuen.
Des Retters ungedenk, versucht
Iduna, noch gequält von Schrecken,
Durch Liebeswort, und Hauch und Kuß
Den Todesschläfer nur zu wecken.
Er schlägt die Augen dankbar auf:
„Wo ist der Retter uns'res Lebens?"
Iduna hört's beschämt, und blickt
Voll Zärtlichkeit umher — Vergebens.
Der treue Guido sucht' und fand,
Im Strom das Ende seiner Leiden.
„Lebt wohl!" so rief er, und verschwand,
Und starb, gerecht beweint von Beyden.
Dort wo die Fluthen ungezähmt
An den bemoosten Stromfels schlagen,
Hört in der Geisterstunde Grau'n
Der Pilger oft ihn zärtlich klagen.

Die Todtenglocke und des Bräutigams Klagen.

(Frey nach dem Engliſchen.)

Mein Liebchen, lebe wohl!
Auf ewig nun Ade!
Nun ruf' ich ſchwermuthsvoll,
Verlaſſen, immer Weh!
Die Todtenglocke donnert mir
Die Trauerkunde: Todt!
Ich pflanze noch zu Häupten Dir
Ein Blümlein roſenroth.

Für Minna, jung und traut,
Stand Bett' und Leinwand ſchön.
Statt in's Gemach der Braut,
Muß ſie zu Grabe geh'n.
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Ihr Junggeſellen, tragt
Der Holden Bahre fort!
Weint ob dem Engel, klagt
Und wanket ſtumm von dort!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Blickt, Jungfrau'n, ſchmerzerfüllt
Auf Ihren Sarg hinab,
Bis Scholl' um Scholle hüllt
Der hochgeliebten Grab!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Von ihrer Bahre wink'
Ein friſcher Brautkranz her:
Die Schöne, froh und flink,
Und liebend — iſt nicht mehr!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Der Edeln Leichnam sey
Mit Bändern reich geziert!
In schwarzer Liverey
Entwank' ich tiefgerührt.
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Auf ihrem Grabe soll
Ein Blumengärtchen blüh'n.
Von meinen Thränen wohl
Bleibts unverwelkbar grün.
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Statt Farb' und Bildnerey
Von Künstlern, noch so fein,
Grab' ich ihr Konterfey
In meines Herzens Schrein.
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Ich will die Grabschrift Ihr
Zu spätem Denkmahl weih'n:
Die Schönste grub allhier
Der treuste Schäfer ein.
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Schwarz soll mein Sonntagskleid,
Schwarz mein Alltagskleid seyn! —
O der Verlassenheit!
Grabt mich zu Ihr hinein.!
Die Todtenglocke donnert mir ꝛc. ꝛc.

Blondino und Fedora.

Blondino schlich zum Liebchen
In Kurb's von Olby Haus,
Und mit dem ersten Flimmer
Des Morgenlichts heraus.

Einſt ward vom Grafen Olby
Durch Ausruf kund gemacht:
„Mir ſtahl viel edle Steine
Ein Dieb in jüngſter Nacht.“

Drey biedre Nachbarn zeugten:
Herr Graf, aus Eurem Haus,
Wir ſchwören, ſchlich Blondino
Um's Morgenroth heraus.

Der Jüngling ſtand, ergriffen,
Gefeſſelt, vor Gericht
Da rief er, freyen Muthes:
„Bey Gott, ich that es nicht.“

Bedroht geſtand er endlich
Den Diebſtahl ſchuldlos ein:
Denn ſeines Liebchens Ehre
Blieb ſo von Makel rein:

Sag' an, wo ruh'n die Schätze? —
Er ſchwieg, er wußt' es nicht.
Zum Kerker mußt' er wandern
Und hieß ein Böſewicht.

Nun trat beſchämt Fedora
In den Gerichtſaal ein,
Und ſprach: „Von ſolchem Frevel
Iſt mein Blondino rein.“

„Er ſchlich — ich darf's nicht hehlen —
In ſtiller Nacht zu mir;
Denn heimlich, ſeit zwey Monden,
Sind Unvermählte wir.“

„Hier ſchriftlich die Beweiſe!“ —
Doch ſein Geſtändniß? — „Trug!
Befreyt ihn! mein zu ſchonen,
Ach, litt er ſchon genug.

Des wackern Jünglins Unschuld
Ward feyerlich anerkannt.
Fedora! Doch Dein Vater?
Gestattet er dies Band?

Hoch staunte Kurd von Olby;
Gerührt bezwingt er sich,
Verzeiht dem edlen Paare
Und segnet's väterlich.

Bald ward sein Eisenkästchen,
Voll edler Stein', entdeckt,
Und an dem Missethäter
Das Strafgericht vollstreckt.

Harfner Patrik.

Wie blühten Shannons Hügel!
Wie liebte Clara mich!
Kein froher Bursch' in Irland
War glücklicher, als ich.
Wohl glich an heitrem Spiele
Kein Harfenschläger mir
Und mich geleitet immer
Mein guter Hund Osir.

Als ich zuletzt, gezwungen,
Von meiner Clara schied,
Rief sie, die Augen trocknend,
Voll Kummer im Gemüth:
„O, denke Deiner Clara,
Mein Patrik! fern von ihr,
Und warm sey Dir empfohlen
Dein guter Hund Osir."

Mein guter Hund war freundlich,
Zuthunlich stets und treu;
Er liebte mich unsäglich,
Trotz meiner Armuthey.
Und stießen rohe Leute
Mich herzlos von der Thür,
Doch blieb ein Freund mir immer,
Mein guter Hund Osir.

Und war der Weg zu dunkel,
Und war die Nacht zu kalt,
Und Pat nebst seinem Hunde
Allmählich matt und alt.
Wie lagen eingewindelt
Im grauen Mantel wir,
Wie leckte mich so dankbar
Mein guter Hund Osir.

Stack auch im Bündel wenig,
Ich dachte sein, ich gab;
Schlug nicht die letzte Kruste
Dem stummen Bettler ab.
Am kältsten Wintertage
Starb er zu Füßen mir,
Und Harfe scholl und Klage:
Mein armer Hund Osir!

Wohin jetzt, blind verlassen,
Osir, ach! ohne Dich?
Wohl Niemand leitet fürder
So treu, so liebend mich!
Zu meiner süßen Heimath,
Zu Clara, fern von hier,
Kann nimmer mich geleiten
Mein guter Hund Osir.

Die Gebete.

Nach Bacha Amed Ben Mahomed.

Kaum hatten ausgedonnert Hochgewitter
Und Meerorkan, ſo rief ein frommer Türke:
„O Wunder! Meine Freunde! — Himmelsthau
Fühl' ich auf meinem Turban. Unſer Schiff —
Ganz nahe war's dem Untergang. Ich flehte
Zu Mahomed, dem einzigen Propheten:
Hilf! und er kam. Die Nebel neigten ſich,
Die Blitze floh'n, die Erde zitterte,
Das Meer iſt ruhig, ſtumm der Wirbelwind."

„Entſage Deinem Wahn!" rief ein Chineſe;
„Ich nahm des Hochgewitters kaum gewahr,
So betet' ich zu meiner Reif'-Pagode:
Der Wogen Wuth zu bändigen. Umſonſt!
Ha! da gerieth ich ſelbſt in Wuth, und ſchlug
Und züchtigte ſo lange die Pagode,
Bis ſie dem Meere Still' und Ruhe gab."

„Du irrſt ja ſelbſt," begann ein Otaheite.
„Nein! Weder Du noch Er — mein Hund allein
Hat uns der tödtlichen Gefahr entriſſen.
Ich warf ihn opfernd in den Ocean,
Und rief dem Sturme zu: Da! zur Verſöhnung
Nimm meinen Hund! — Seht nun den heitern Himmel!
Die Spiegelfluth! — Dankt Alle mir die Rettung:"

Ihr blinden Sterblichen! In Eurem Beten
Wie ſtolz, und doch in Eurem Stolz wie ſchwach!

Das arme Mädchen.

Frey nach Alexis Soumet.

Ich floh den Schlaf, mir so kärglich gespendet,
Der niemals holde Träume mir sendet.
Ich klomm das düst're Gebürg empor,
Und kam der Sonne Strahlen zuvor.

Der junge Vogel im dichten Flieder
Singt der Natur Erwachen Lieder;
Sein Mütterlein bringt ihm Speise dar.
Gerührt ersah ich's und weinte gar.

Warum, ach! muß ich der Mutter entbehren?
Kein Hegen und Pflegen! Kein Lehren und Nähren!
Der junge Vogel ist neidenswerth:
Da wohnt er, da wird er aufgenährt.

O wehe mir! — Nichts ist mein hienieden!
Mir ward selbst keine Wiege beschieden.
Ich lag als ein Findelkindlein hier
Auf diesem Stein an der Kirchenthür.

Ich mußte der Eltern Huld vermissen,
Verbannt von ihren Blicken und Küssen.
Und nahe des Thales Kindern ich,
Grüßt Freundin, Schwester nicht Eine mich.

Nie bin ich Genossin der Abendspiele,
Mich ladet kein Hirt zum Sitz in der Kühle.
Sie schaukeln die Kleinen wohl auf den Knie'n.
Kein Wink, kein Lächeln wird mir verlieh'n.

Ich wallte zu dieser Bergkapelle
Und weinte schmerzlichen Dank auf der Schwelle,
Weil da nur allein ein Obdach ist,
Das vor mir Fremden sich nie verschließt.

Mich läßt der alte Stein nicht von dannen,
Wo meine Leiden zuerſt begannen.
Hier weinte vielleicht die Mutter? — O nein!
Nicht eine Spur auf dem kalten Stein!

Vergebens betracht ich der Gräber viele
Auf dieſem friedlichen ſtummen Aſyle:
Ich armes Mädchen bin unbekannt,
Bin hier, wie überall, Keinem verwandt.

Bey den Thränen, die vierzehn Lenze mir fließen,
Fern von den Armen, die mich verſtießen!
O komm! Sey Mutter! — Ich harre Dein,
Die Du mich verließeſt, auf dieſem Stein.

Kempion.

(Nach Scott.)

„Herbey, herbey! Du, froh und frey,
Mir zu Füßen beuge Dich nur!
Das traurigſte Schickſal wartet Dein,
Was noch nie die Schönheit erfuhr!“

„O Drangſal drohet Dir ohne Maß,
Eh über die Salzfluth Du ſchwimmſt,
Und ſchwereres Drangſal iſt Dein Loos,
Wenn Du Eſtmers Geſtad erklimmſt!“

„Dich wandl' ich zum wildeſten Unthier um,
Und verſchoben Erlöſung iſt,
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Am Ufer Dich dreymal küßt.“

Ach, Drangſal drohet ihr ohne Maß,
Eh über die Salzfluth ſie ſchwimmt,
Und ſchweres Drangſal iſt ihr Loos,
Da ſie Eſtmers Geſtad' erklimmt.

Sie wimmerte ſtets von Kempion,
Sie rief den Wackern zu Hand,
Und die Mähre gelangte zu Kempion:
Ein Unthier wimmert im Land.

Bey meinem Eide! ſprach Kempion:
Ich eile, dies Unthier zu ſeh'n.
Ich ſchwöre freudig, rief Segramour,
Mit Dir, mein Bruder, zu gehn.

Sie wählten zum Rudern über die See
Ein Fahrzeug koſtbar und gut,
Und gewahrten eine Meile vom Strand
Rings purpurfarbige Gluth.

„Flott bleibe das Fahrzeug, Segramour,
O nahe dem Strand nicht zu ſehr.
Das Unthier hällt, wahnſinnig und wild,
In Feuer noch Land und Meer.“

Er ſpannt den Bogen, er auget den Pfeil
Nach ihrem Haupt, und er droht:
„Verläſſeſt Du Drache nicht das Land,
Ich ſchieße fürwahr Dich todt.“

„Vergebens! — Stand halt' ich im Land,
(Denn nie treibt Bangen mich fort),
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Drey Küſſe mir reicht am Bord.“

Er neigte ſich über den ſteilen Strand
Und reicht' ihr nur Einen Kuß.
Das Unthier kroch hinweg und zurück
Mit neuem furchtbarem Gruß:

„Vergebens! — Stand halt' ich im Land,
(Denn nie treibt Bangen mich fort),
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Drey Küſſe mir reicht am Bord.“

Er beugte sich über Eſtmers Strand,
Gab zweymal den Friedenskuß.
Das Unthier kroch hinweg, und zurück
Mit neuem furchtbarem Gruß:

„Vergebens! — Stand halt' ich im Land,
(Denn nie treibt Bangen mich fort),
Bis Kempion, des Königes Sohn,
Drey Küſſe mir reicht am Bord.“

Er beugte sich über den steilen Fels
Und reichte der Küſſe nun drey.
Das Unthier floh, und ein Fräulein kam,
Liebreizend, froh und frey.

„Bey meinem Eide, mein Treulieb iſt's!“
Ertönte sein Jubelruf;
„Doch trug im Buſen ein Herz von Stein,
„Wer ſolches Elend Dir ſchuf.“

„Sprich! that es Wehrwolf im Zauberwald?
Meerfräulein in blauer See?
Oder ſchuf ein Mann, oder ſchuf ein Weib,
Treulieb, Dir ſo hartes Weh?“

Mein Freund! Kein Wehrwolf im Zauberwald
Meerfräulein nicht in der See,
Nein, meine böſe Stiefmutter thats.
Sie ſtrafe nun Ach und Weh!

„Ja, Treulieb, Unheil ergreife ſie nun,
Wie der Hexen böſeſte nie.
Lang ſollen ihr wachſen Haar und Zahn
Und auf Viere krieche nun ſie!“

„Und Niemand erbarme der Teufelin ſich
Und ſie heul' in dem Forſt ihr Weh,
Und werde nun und nimmer erlöſt,
Biß Mungo kommt über die See!“ —

Und machtlos stöhnte die Hexe nur:
„Nie werd' ich erlöst! Mir graut!
Doch Kempion, des Königes Sohn,
Heim fährt mit der liebenden Braut."

Braun Adam Schmidt.

Aus Brown's „Collection".

Wer möchte wohl grüner Blätter Fall
Ersehnen und Sturmgewüth?
Und wem gefiele vor Allen nicht
Zum Lieben Braun Adam Schmidt?

Und doch verbannten Braun Adam sie
Aus Vater- und Mutter-Schooß,
Und dennoch rissen Braun Adam sie
Von Schwester und Bruder los.

Und doch verbannten Braun Adam sie,
Des Stammes wohl Blüth' und Stolz.
Da bezog mit seinem Treulieb er
Ein Häuschen im grünen Holz.

Einst fiel es auf einen Sommertag,
Braun Adam bedachte sich lang,
Und that, zu jagen im grünen Wald
Nach Beute, nun einen Gang.

Er schlang den Bogen sich über'n Arm,
Nahm Bolzen und Pfeile lang,
Und ging nach dem holzwildreichen Forst
Mit Freudigkeit raschen Gang.

Und er ſchoß hinauf und er ſchoß herab
Den Vogel aus Eichengrün;
Er ſandt' ihn ſeiner Liebſten nach Haus
Und empfahl ihr heiteren Sinn.

Und er ſchoß hinauf und er ſchoß herab
Den Vogel vom Blüthenaſt;
Und er ſandt' ihn ſeiner Liebſten nach Haus:
„Bis Morgen bin ich Dein Gaſt.“

Und als an die halb geöffnete Thür
Er kam beutluſtig zu ſteh'n,
Da hört er von falſchem Rittersmann
Verſuchen ſein Treuliebs ſchön.

Hellblinkend, für manches Pfund erkauft,
Dreht einen Goldring er um:
„O Holde, gib Lieb' um Liebe mir!
„Dann iſt er Dein Eigenthum.“

Sie ſprach: „Ich liebe Braun Adam ſehr,
Und ſchwöre, ſehr liebt er mich.
Ich gäbe Braun Adam Liebe nie
„Für einen Verſucher, für Dich.“

Nun wies er eine Börſe, gefüllt
Bis oben mit Gold ſo fein.
„Gewähre mir Lieb' um Liebe, mein Kind!
„Dann ſoll ſie Dein eigen ſeyn.

Sie ſprach: „Sehr liebe Braun Adam ich,
Und ſchwöre, mich liebt er ſehr.
Mich gewinnſt Du zum Kebsweib nie,
Und böteſt Du tauſendmal mehr!“

Nun zog er ſein langes funkelndes Schwert
Und flackerte drohentlich:
„Gewähre mir Lieb' um Liebe ſtracks,
„Weib! oder ich tödte Dich.“

Sie ſtand unbeugſam, und liſpelte nur:
O zeigte Braun Adam ſich!
Da ſtürzte Braun Adam herein und rief:
„In Nöthen bin ich zu Hand!“

Dem Ritter nahm er den Bogen gut,
Dem Ritter nahm er gewandt
Sein Schwert, und noch ein theures Pfand:
Vier Finger der rechten Hand.

Eſthniſches Liedchen.

„Darf dein Jörru kommen?“ —
„Heute, Jörru, nein!
Aber morgen, Liebſter,
Bin ich ganz allein.

Noch iſt von Verwandten
Heut ein Kreis um mich. —
Schlankes holdes Bäumchen!
Morgen zeige Dich!

Wenn der Frühthau ſchimmert,
Wenn der Käfer ſchwirrt,
Hüpf' ich dir entgegen
Dort, wo Lämmchen irrt.

Komm zum Raſenſitze
Dann im kühlen Hain!
Laß uns küſſen, Jörru!
Laß uns glücklich ſeyn!

Nach Dunkel Sonnenschein.

Noch weint sie bitterlich,
Jedoch ermannt sie sich.
Sie fühlt, daß hartgetäuschte Liebe,
Wenn sie der Trauer Sclavin bliebe,
Ihr Leben mählig untergrübe.

Zur Nebenbuhlerin
Zog Habgier Waltern hin.
Sie muß das niedre feile Trachten
Des frechen Meineids ja verachten,
Für Gold sein Daseyn zu verpachten.

Zwar bringt der Hirten Schaar
Ihr Huldigungen dar;
Doch sie entsagt dem leichten Siege,
(Ob Lieb' auch Alles überwiege)
Damit kein Zweyter sie betrüge.

Allein, was doch Ihr fehlt,
Ein Freund ward auserwählt,
Der jugendlich und zart empfindet,
Und, nie von Sinnenlust entzündet,
Mit Weisheit Frohmuth schön verbündet.

Franz ist, was Jener schien.
Die Schwermuth floh dahin,
Und schon im zweyten heitern Jahre
Führt glorreich der Unwandelbare
Die liebe Braut zum Hochaltare.

Wallers Abentheuer.

O wie ſelig waren
Mein Oreſt und ich!
In den Jugendjahren,
Gold'ne Zeit für mich!

Gott! Ich dachte freudig:
Ewig bleibt es ſo.
Alter, o wie leidig!
Dein Oreſt entfloh!

Nimmer kehrt die Jugend! —
Freundſchaft, was ſie ſpricht,
Uebt nur Zungentugend,
Herzenstugend nicht.

Noch die Bruſt voll Feuer,
Liebt' ein Mädchen ich.
Süßes Abentheuer!
Und Sie liebte mich.

Was ich daurend glaubte,
Ihre Treue ſchwand.
Ach, ein Lüſtling raubte
Bald mir Herz und Hand.

Nimmer kehrt die Jugend.
Liebe, was ſie ſpricht,
Uebt nur Zungentugend,
Herzenstugend nicht. — —

Auf, ihr Bücherſchränke!
Seyd willkommen mir!
Treuer Hund! Ich ſchenke
Freundſchaft, Liebe Dir.

Eheliche Treue.

Anekdote aus den Zeiten der Franzöſiſchen Revolution.

Marſchall von Mouchy wird zur Schreckenszeit
Frech angeklagt und ſchuldlos eingekerkert.
Freywillig folgt die treue Gattin nach.
Der Häſcher ſtaunt und warnet freundlich: «Dein
Ward im Verhaftbefehle nicht erwähnt.»
«Iſt mein Gemahl verhaftet, bin ich's auch,»
Antwortet die Geliebte, Hochgeſinnte.
Nun wird zum fürchterlichen Tribunal
Er fortgeſchleppt, und ſie geleitet ihn.
Der öffentliche Kläger ſtimmt herab
Den barſchen Ton: «Du biſt ja nicht gefordert.»
«Iſt mein Gemahl gefordert, bin ich's auch,»
Nun wird ſein Todesurtheil ausgeſprochen,
Und ſie beſteigt mit ihm den Todeswagen.
Des Richtbeils Meiſter ſpricht die Edle frey.
«Iſt mein Gemahl verurtheilt, bin ich's auch,»
Antwortet die bis in den Tod Getreue.
Der Gatte ſtirbt und freudig ſie mit ihm.
Der Wehmuth ſtille Thränen weiht das Volk,
Selbſt das Gericht der treuen Dulderin.

Ximenay und el Cid.

(Frey, nach einer alten Spaniſchen Romanze.)

Mit Ximena Gomes fey'rte
Sieger Cid die Hymenäen;
Aber bald zu neuem Streite
Lockt ihn ritterliches Sehnen.
Traurig ſtand die Holde ſchweigend;
Ihrem Aug' entrollten Thränen
Alſo ſprach von Herzeleide,
Lieb' und Trennung ſie zum Helden.

O Mißgeſchick! o namenloſe Leiden,
Wenn Ruhmbegier die Bruſt des Gatten ſchwellt!
Die Dörferin iſt zu beneiden:
Ihr Auserkorner iſt nicht Held.
Und muß er ferne, troz der Sonne glühen,
Dem Weinbaum ſich, dem rohen Acker weih'n,
So ſchläft er nach des Tages Mühen,
An Liebchens Buſen fröhlich ein.

Die Hochbeglückte fern von Sorg' und Kummer,
Erſchreckt kein Schlachtgewühl im Traumgeſicht,
Und würde ſie geweckt vom Schlummer,
Dem holden Liebling zürnt ſie nicht.
Sie reicht ihm mütterlich des Buſens Labe;
Sie lullt mit Kuß und Lied ihn nächtlich ein,
Ihr Anvermählter und ihr Knabe
Sind ihr die beſte Welt allein.

Sie ziert am Sabath ſich mit jenem Kleide
Das einſt als Brautgeſchenk ihr alles galt.
Aus ihren Augen ſtrahlt die Freude;
Sie ſcheint nur fünfzehn Sommer alt.
Sie ſcheidet vom geliebten Sohn mit Küſſen,
Sie wandelt fromm zum Gotteshauſe hin,
Und Abends, all ihr Glück zu wiſſen,
Erzählt ſie's gern der Nachbarin.

Auf ſein Schwert gelehnt, gerüſtet
Hörts der edle Cid beklommen,
Und von tiefem Schmerz ergriffen,
Spricht er alſo zu der Holden:
Faſſe dich, Ximena, Liebe!
Unſre Herzen beyde ſollen
Nach Verein nicht lange glühen;
Denn ich ſeh', ich ſieg', ich komme.

Der kleine Theodor.

Ein Knabe ſtand am Strome
Verlaſſen, traurig da.
Todt Mütterlein, und Vater
Weit in Amerika.

Sanft hub des Stromes Nixe
Ihr ſchönes Haupt empor,
Und voll Erſtaunen weilte
Der kleine Theodor.

„Ich hörte Deinen Jammer,“
Sprach ſie mit ſüßem Ton,
„Und will Dir Troſt verkünden.
Komm näher! Muthig, Sohn!“

„Die Du vermiſſeſt, wohnen
Tief im Palaſt bey mir;
Sie leben wie die Götter
Und ſehnen ſich nach Dir.“ —

Wie brauſen Wog' an Woge!
Tief unten iſt der Tod. —
„Hörſt Du die Mutter rufen?
Sey folgſam, eh ſie droht!“

„Ich trag' auf meinen Armen
Dich unverſehrt hinab.“ —
Zu Mütterlein! Mit Freuden!
Er ſtürzt in's Wellengrab.

Ein Reiter hört das Knäbchen
„Oh weh!“ und „Hülfe!“ ſchrey'n,
Sieht mit der Fluth es ringen
Und ſpornt ſein Roß hinein.

Er faßt es noch am Kleide;
Es athmet wieder — lebt!
Wie dankbar es die Händchen
Empor zum Fremdling hebt.

„Trieb Dich Verzweiflung? Rede!
Bist Du verwaist?“ — — Ach, ja!
Todt Mütterlein, und Vater
Weit in Amerika.

„Sein Name?“ — Rudolph Wacker.
„Und in Amerika
Wie lange schon?“ — Fünf Jahre! —
„Gottlob! und wieder da!“

„Mich sandte wohl Dein Schutzgeist
Mit Reichthum über's Meer.
Dich Theodor, zu retten,
Dein Glück zu gründen, her.“

„Komm zu der Mutter Grabe!
Dort schwör, ihr gleich zu seyn.
Wir setzten der Geliebten
Den schönsten Leichenstein.“

Fernando's Liebe.

Voll Ahnung schied Fernando
Von Emma, seiner Welt.
Wie nahe die Vermählung!
Wie froh der junge Held!
Da riefen Schlachtdrommeten
Ihn auf der Ehre Feld.

Er opfert ohne Schonen
Für's Vaterland sein Blut.
In feindliches Geschwader

Fleugt er mit Leuenmuth,
Damit ſein Lob ſich preislich
Kund ſeiner Emma thut.

„O Wonne,“ ruft im Zelte
Fernando hochbeglückt,
„Wenn bald mit Ehrennarben
Gezeichnet, wenn geſchmückt
Mit Deinem Orden, König,
Schönliebchen mich erblickt!“

Da ſchreckt ihn ſchwarzgeſiegelt
Vom Heimathort ein Brief.
Die falſche Todesbotſchaft
Ergriff den Engel tief.
Sie härmte ſich, ſie brannte
Zu ſterben und — entſchlief.

Von Qualen überwältigt,
Stumm ſaß Fernando da.
Nun klingt die Schlachtdrommete,
Und jubelnd ruft er: „Ja!
Gott will mich Ihr vereinen.
Das Wiederſehn iſt nah.“

Er achtet Bajonette
Und Feuerſchlünde nicht.
Die Feinde weichen, ſtaunend,
Doch kämpfen heißt ſie — Pflicht,
Bis unter'm Ausruf: Emma!
Das große Herz ihm bricht.

Er hielt in kalter Rechte
Noch der Verlobten Bild.
Sein Antlitz ſchien von Freude
Des Wiederſeh'ns erfüllt. —
„Ihr ſeyd vereint auf ewig
In himmliſchem Gefild.

Reue.

Bald ſeh' ich in trüben Schimmern,
Bald hör' ich die Holde wimmern,
Die ich verführt' und verließ.
Bald zeigt mir der Arge
Mein Söhnlein im Sarge,
Das ich verſtieß.

Bald lachen zur Geiſterſtunde
Mir mit der Verzweiflung im Bunde
Scheuſelige Larven zu.
Bald raunt's in die Ohren:
„Verdammniß! — Verloren!"
Mich flieht die Ruh.

Ich bin der Geſichte nicht Meiſter
Und weiß, daß die böſen Geiſter
Nicht außer mir, in mir ſind.
Wohlan! Ich Verbrecher
Bin Richter und Rächer,
Geliebte! Kind!

Ich trotze dem grauſen Geſchicke,
Ich ſtürze hinab von der Brücke;
Der Strom ſey mein Grab.
Umſonſt, daß ich flüchte! —
Ihr neuen Gerichte
Laßt dort nicht ab!

Doch Nemeſis waltet,
Und ſchrecklich entfaltet
Die Ewigkeit ſich.
Ich werd' in die Wogen
Hinuntergezogen!
Verloren bin ich!

Vergebung.

Mein Kind iſt todt.
Ich leb' in Noth
Und Schande.
Allein ich weine bitterlich;
Gedenk' der ſüßen Bande,
Verräther, und begrabe Dich
Am Strande.

Du haſt gebüßt.
Dein Opfer iſt
Das Leben.
Im Schatten hebt Dein Hügel ſich.
Bald wohl ruh' ich daneben.
O möge Dir mein Gott, wie ich.
Vergeben!

Der Tanz und die Freyer.

Nach einem alten Münſteriſchen Volksliede.

Die Magd.

Frau, nach Hauſe ſollt Ihr eilen,
Und nicht länger weilen!
Euer Mann iſt krank.

Die Frau.

Iſt er krank?
Gott Lob und Dank:
Noch der Tänzchen zwey bis drey!

Die Magd.

Frau, nach Hauſe ſollt Ihr eilen
Und nicht länger weilen!
Euer Mann will beichten.

Die Frau.

Mag Er mit feuchten
Augen doch beichten!
Noch der Tänzchen zwey bis drey.

Die Magd.

Frau, nach Hause sollt Ihr eilen,
Und nicht länger weilen!
Euer Mann will sterben.

Die Frau.

Ich werd' ihn erben.
Laß ihn nur sterben!
Noch der Tänzchen zwey bis drey!

Die Magd.

Frau, nun müßt nach Haus Ihr eilen,
Und nicht länger weilen!
Euer Mann ist todt.

Die Frau.

Ist Er todt,
Thut Eile nicht noth.
Noch der Tänzchen zwey bis drey.

Die Magd.

Frau! Nun werdet Ihr heim doch eilen,
Und länger nicht weilen.
Freyer meldeten sich.

Die Frau.

Freyer für mich?
Wohl zwey bis drey.
Vor der Hand ist's mit Tanzen vorbey!

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

Einiges über Lord Byron.

Von Caroline Stille.

Es war im Theater, erzählt ein Landsmann des berühmten Dichters, wo ich Lord Byron zuerst kennen lernte. Ich fand seine Gestalt von mittlerer Größe, seine Haltung gerade, seinen Bau regelmäßig, mit Ausnahme des einen Fußes, der um die Hälfte zu kurz war. Das ganze Bein ward dadurch der nöthigen Kraft beraubt, und er mußte es fast wie ein hölzernes gebrauchen. Stolz war der vorherrschende Ausdruck seiner Züge. Dunkelbraunes, wie es schien, mit Sorgfalt gesöltes Haar lockte sich um sein farbloses Gesicht. Seine Augen waren hellgrau, und auf sehr eigenthümliche Weise rollend, als bewachten sie jede Bewegung aller Umstehenden, mit denen er sprach. — Der ungewöhnlichste Theil seines Anzugs war die Halsbinde. Sie bestand bloß aus einem schmalen Stück weißen Seidenzeugs, über das der Hemdkragen geschlagen war, wodurch er sich vielleicht ein geniales Ansehn zu geben strebte. Uebrigens trug er einen Rock von brauner oder blauer Farbe, und weiße sehr weite Russische Unterkleider mit breiten Riemen unter dem Fuß, um die Entstellung des seinigen so viel als möglich zu verbergen. Ohne eine goldne Uhr, mit reicher Kette und Petschaft, sah ich ihn nie; und wenn irgend etwas ihm verdrießlich

oder beunruhigend war (was oft mehr als zwölfmal in einem Abend der Fall seyn konnte), so pflegte er den Schlüssel an dieser Uhr mit großer Schnelligkeit einige Dutzendmal im Kreise herumzudrehen. —

Auch bey der Eröffnung des neuen *) Drurylanetheaters im Jahre 1812 sah ich den Lord. Die Comittee, deren Mitglied er bald nachher ward, hatte ihn um einen Prolog für diesen Tag gebeten, den schwerlich ein Anderer so liefern konnte wie er **). Er war bereit ihn zu geben, und ein beliebter Schauspieler sprach ihn. Gleich im Anfang kamen diese Verse vor:

„Die ihr mit Ehrfurcht saht den Flammengott
„Die rothen Schatten ob der Themse schütteln . . . .

Ich vernahm sie gleich bey'm Eintritt, noch hinter der Scene, und sie regten mich zu einem leichten Tadel an, den ich bey näherer Bekanntschaft mit dem Verfasser, unverhehlt gegen ihn aussprach. Ich fragte ihn nämlich, ob er nicht das Wort „Wiederschein" statt „Schatten" hätte gebrauchen sollen, und ob ein Schatten eine Farbe haben könne? — „Allerdings kann er das!" gab er mir lächelnd zur Antwort. Denken Sie nur an Wordsworth's Zeilen:

„Der Schwan, auf spiegelklarem See
„Schwimmt doppelt, Schwan und Schatten."

„Da ist ein Schatten mit weißem Leibe, schwarzen Beinen und einem gelben Schnabel." — Daß ich mich durch diese Vertheidigung völlig befriedigt fühlte, will ich nicht

*) Das alte war ein Raub der Flammen geworden.

**) Die er treffliche Prolog, voll Dichtergeist und Darstellungskraft, findet sich in Lord Byrons kleinen Gedichten.

behaupten; doch hielt ich es für angemeſſen, das Geſpräch über dieſen Punkt fallen zu laſſen.

Bald nach unſerer erſten Bekanntſchaft im Theater aß ich mit dem Lord bey Herrn Murray zu Mittag. Auch noch einige andere Herren waren zugegen. Lord Byron hatte damals den Plan, nach Perſien zu reiſen, und fragte den einen der Gäſte, wie er ſich zu dieſer Reiſe auszurüſten habe. „Vor allem Andern“, erwiederte der Gefragte, „rathe ich Ihnen, Ihre Rockknöpfe abzuſchneiden.“ (Er trug an dem Tage einen blauen Rock mit übergoldeten Knöpfen.) — „Und warum das?“ fragte der Lord weiter. — „Um Ihr Leben zu ſichern. Ein Knopf von Tuch kann wohlbehalten aus Perſien zurückkommen; ein übergoldeter gewiß nicht. Die Verſuchung iſt zu groß. Viele würden ſich keinen Augenblick beſinnen, um ſolcher Knöpfe willen Ihnen aufzulauern und Sie zu ermorden.“ — Vielleicht bewog dies den Lord, ſein Vorhaben aufzugeben. — Bey Tiſche genoß er nichts, als etwas Fiſch mit ſehr vielem Weineſſig. Als er nach dem Kaffee, den Ellbogen auf den Kaminbord, und den Kopf auf die Hand geſtützt, am Feuer ſtand, trat ich zu ihm, und ſagte ihm einige Worte über ſein frugales Mittagsmahl. „Frugal war es allerdings,“ antwortete er; „aber der Hunger muß Alles thun: wer fett iſt, hat eine ölige Waſſerſucht.“ — „Wie? und Ihre Mäßigkeit“... begann ich verwundert. — „Sie ſoll mir zur Magerkeit verhelfen“, unterbrach er mich. „Ohne Magerkeit kommt man zu nichts. Kein Mann von Genie war iemals fett.“ — Ich nannte ihm Johnſon, Brattie, Gibbon. — „Das ſind gelehrte Männer“, war ſeine Antwort; „vielleicht Männer von Talent,

aber keine Genie's.“ — „Was sagen Sie denn von David Hume?“ fragte ich. — Lachend erwiederte er:

„Das fetteste Schwein in Epikurus Stall.“

„Als ich noch ein Schulknabe zu Harrow war,“ fuhr er, sich umsehend und leiser sprechend, nach einer kleinen Pause fort, war ich wenigstens so stark, als Lord S. Von dieser schimpflichen Krankheit beschloß ich, mich zu befreyen; und verschaffte mir zu diesem Zweck, als ich nach London zurückkehrte, ein Paar Anzüge von Flanell, die mich vom Kopf bis zum Fuß bedeckten. So gekleidet stand ich zwey bis drey Stunden des Tags, während meine Diener mit Ruthenstreichen nach mir zielten.“ — „Nun? und erreichten Sie Ihre Absicht?“ fragte ich. — „Nur zum Theil,“ erwiederte er. „Ich gerieth in heftigen Schweiß, ward aber nicht so mager, als ich's wünschte. — Sie sahen, woraus heute meine Mahlzeit bestand. Nun, heute ist Sonnabend, vor dem Montag werde ich nicht wieder zu Mittag essen.“ — „Und wie wird Ihnen dabey der Sonntag vergehen?“ fragte ich. — „Das Mittel, ihn ganz leidlich hinzubringen, ist schon in meiner Tasche,“ erwiederte er, zugleich eine Tabacksdose aus der Westentasche hervorziehend, und sie öffnend. Es waren mehrere kleine Rollen von einer schwarzen Substanz darin; doch konnte ich weder deren Bestandtheile noch deren Zweck errathen. — „Es ist präparirter Taback“, sagte endlich der Lord. „Morgen werde ich grünen Thee zum Frühstück trinken, und dann um fünf Uhr einige dieser Rollen als Mittagsbrod käuen. Sie besänftigen den scharfen Magensaft, und befreien vom unangenehmen Gefühl des Hungers. — Ich sagte Ihnen, ich sey ehemals sehr stark gewesen; geben

Sie mir Ihre Hand: wie finden Sie mich itzt?“ — So sprechend führete er meine Hand langsam an seiner linken Seite herunter. — „Ich kann jede Ribbe in ihrem Körper zählen“, antwortete ich; und mit einer behaglichen Freude, die vermuthlich am schwererrungenen Ziel der Beharrlichkeit Lohn seyn mochte, rief er itzt: „nun wahrlich, das macht mich von ganzem Herzen froh!“ — —

Jeder, der wie ich, ihn und Frau von Stael in der nämlichen Gesellschaft sah, hatte unverkennbar einen Stern zu viel gesehen. Frau von Stael sprach sehr viel, und nicht selten mit belehrender Ueberlegenheit. Das war Lord Byrons Sache nicht, deshalb fand man ihn fast immer still, wenn er mit ihr zusammentraf. Gegen ihre schöne Tochter würde er sich wahrscheinlich gesprächiger bewiesen haben, denn Frauenschönheit galt ihm viel; auch war, der Fehler am Fuß abgerechnet, seine eigene Erscheinung günstig. Ueber jenen Mangel äußerte er sich eines Abends selbst gegen mich, als man ihn in der Theatergarderobe zum Schiedsrichter über den Streit zweyer Ballettänzerinnen ernannt hatte. Beide Damen waren mit seiner Entscheidung unzufrieden, und stürmten zum Zimmer hinaus, gerade als ich hineintrat. „Wären Sie um eine Minute früher gekommen,“ sagte der Lord, „so hätten Sie in einer Sache, die den Tanz betrifft, einen entscheidenden Ausspruch von mir gehört. Seltsam genug!“ fuhr er, auf den gelähmten Fuß herabblickend, fort — „einen Ausspruch über den Tanz, von mir, dem die Natur schon seit dem ersten Athemzuge verbot, auch nur den kleinsten Versuch in dieser Kunst zu wagen.“ — Es lag Verstimmung im Ausdruck seines Gesichts nach diesen

Worten, faſt als habe er ſchon zu viel geſagt; und ein Schweigen, das uns Beide in Verlegenheit ſetzte, entſtand auf einige Minuten. Sein Stolz ſchien die Mittheilung jenes wehmüthigen Gefühls nicht zu ertragen, das in der überraſchenden Regung des Augenblicks ſich ausgeſprochen hatte.

Sehnſucht.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Es ruft im Thal und an der Quelle,
Im Hain, vom Zephyrhauch bewegt,
Am Baum, der ihren Namen trägt,
Liſette! ruft's von jeder Stelle:
Erinn'rung, hart und wonniglich,
Was willſt Du noch? O laſſe mich!

Wenn in dem Schatten dieſer Bäume
Das Auge ſich in Schlummer hüllt,
Dann ſchwebt heran ihr ſanftes Bild;
O Schrecken! Bald entflieh'n die Träume:
Erinn'rung, hart und wonniglich,
Du bleibeſt noch? O laſſe mich!

Wozu der Wahn, das eitle Sehnen?
Unſel'ger, Dich erhält Dein Leid!
Schwänd' es dahin im Lauf der Zeit,
Du riefſt ihm nach mit heißen Thränen:
„Erinn'rung, hart und wonniglich,
Ach! komm zurück! Was fliehſt Du mich?“ —

K. Geib.

Agrionien.

Logogryph.

Wen das Ganze benennt? — Den Sänger romantiſcher Lieder,
Der Heſperiens Gold, Orients Blüthen und Duft,
Trug in Teutoniſche Au'n, und Scherz dem Ernſte vermählet;
Aber ſein Nam' enthält, was ich Euch melde ſofort:

1.

Durch den begrünten Raum, wo Eichen rauſchen und Föhren,
Zieh'n die Genoſſen der Jagd, wandelt der dichtende Geiſt.

2.

Häuſer trennt ſie, und Höf', und inn're Gemächer des Hauſes;
Einſt, wo Babylon prangt, war ſie den Liebenden hold.

3.

Auf die Frage: Warum ſoll dies geſchehen, warum nicht
Jenes? folge mit Grund dieſes beſtimmende Wort!

4.

In Verwunderung thun wir die Frag', in Schmerzen und Freude,
Aber die Antwort kann immer belehren uns nicht.

5.

Munter hüpft es im Hain, wenn Lenz beblümet die Auen,
Aber das donnernde Rohr ſchreckt es im herbſtlichen Sturm.

6.

Regen treibet er wild von Süden und Kälte von Norden,
Spielt zuweilen auch ſanft unter den Blumen des Thals.

7.

Viele geben das Wort; jedoch nicht allen vertraue!
Lügner täuſchen mit ihm oft den biederen Mann.

8.

Göttlicher Schönheit Kampf sah einst der Phrygische Bergwald;
Manche der Deutschen Frau'n führen den Namen des Bergs.

9.

Jeder brauchet das Wort von allem, was irgend ein Ding noch,
Oder ein Geist, umschließt, eh' es getreten an's Licht.

10.

Dankbar feiern Ruthenia's Gau'n den Namen des Herrschers,
Welcher sein Volk vom Druck feindlicher Stämme befreit.

11.

Viel, was Schwingen bewegt in der Luft, und viel was auf Erden
Kriecht, muß treten aus ihm erst in das Leben hervor.

12.

Von den Wogen der See umrauscht, winkt Manches mit holden
Fluren, manches auch steht felsenumthürmet und nackt.

13.

Richter und Priester, beherrschet' er Israel, aber zu große
Huld bey der Söhne Vergeh'n stürzt' in's Verderben den Mann.

14.

Unter Dania's Sängern erhebt der Name sich ruhmvoll:
Auch, als lehrenden Geist, kennt ihn das rheinische Land.

15.

Mit dem strahlenden Morgen eröffnet ihn fröhlich das Mägdlein;
Mancherley Waaren in ihm häufet die regsame Stadt.

16.

Mancher nennet also die eingeweihte Versammlung,
Den oft höher, als sie, weihte die Göttin Natur.

17.

Auf ihm wandeln wir hin, es trägt uns Blumen und Früchte;
Kehrend von stürmischer See, schauet es gern der Pilot.

18.

Flieht, ihr Hirten der Au'! Vom wolkenumgrauten Gebirge
Stürzt sie donnernd herab, breitet Verwüstung im Thal.

19.

Ihr und der Schwester Gemahl war Canaans heiliger Schäfer;
War sie, wie diese, nicht schön, hat sie doch Segen beglückt.

20.

Göttlich nahet der Schwan im Ambrosiahufte der Holden
Schlummer; herrlich entblüht ihr das Heroengeschlecht.

21.

Spärlich nur sind Blüthen der Lust; doch dieses geleitet,
Herz des Menschen, so gern dich bis zum Ende der Bahn!

22.

Freudig erschallt es zur goldenen Harf' apollischer Söhne,
Hellet die Stunden, und läßt Trost auch jenem erblüh'n.

23.

Wo sich dem Rittermuth Geist, Tugend und Ehre vereinen,
Hebt sich zur Würde der Mensch, eignet mit Recht ihm das Wort.

24.

Mit dem Osmanischen Heer rang kühn der greisende Führer,
Während auf Hellas Au'n Freiheit die Fahnen erhob.

25.

Krieg'rischen Reih'n erschallt zum Feuern das laute Befehlswort;
Rufen hört Ihr es auch, lenket der Schiffer an's Land.

26.

Liebliches Mädchen! sie kürzet Dir manche der einsamen Stunden,
Wenn Dein sinniger Fleiß munter am Stoffe sich übt.

27.

Finster wohnt er (so lehret ein Dichter) im Thale des Orkus,
Welcher mit Haß und Wahn oft das Leben vergällt.

28.

Dort, wo die Kaiserstadt hoch prangt in Nordens Gefilde,
Wallet der Strom, oft starrt eisiger Kälte die Fluth.

29.

Was noch in keiner Zeit geſchah, in keiner geſcheh'n ſoll,
Was ſich gänzlich verneint, wird ſo immer benannt.

30.

Der aus Nubien ſtrömt, und Libya's Ebne befruchtet,
Staunend erblickſt Du an ihm Rieſenmale der Zeit.

31.

Wird die Gabe gereicht, ein Ort bezeichnet, erwieſen,
Warum etwas geſchah, ſpricht auch das Wörtchen ſich aus.

32.

Den ſelbſt Löwen verſchont, der gotthegeiſterte Seher,
Klärte der Zukunft Nacht einſt in dem heiligen Traum.

33.

Was vom holden Geſchlecht der Frauen, und was in der ganzen
Welt vom weiblichen Stamm, ſetzet das Wörtchen ſich vor.

34.

Schön war Iſraels Tochter: ihr wurd' im benachbarten Lande
Schmach; da rächten ſie wild ihre Brüder mit Blut.

35.

Orients hoher Verein benennt ſich, wie Blüthen der Muſe:
Kennt Ihr den Genius doch, der ſie nach Weſten verpflanzt! —

K. Geib.

Charade.

An meinem erſten Sylbenpaar
Stellt ſchuldlos ſich mein Drittes dar;
Mein Ganzes aber hängt am Dritten,
Und hat, nicht ſchuldlos, viel gelitten.

Fr. Haug.

Die Auflöſungen im folgenden Bändchen.

Auflöſung des Räthſels im ſiebenten Bändchen:
Schauer.
Auflöſung des Logogryphs:
Rauch — Au — auch — Strauch.

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004